

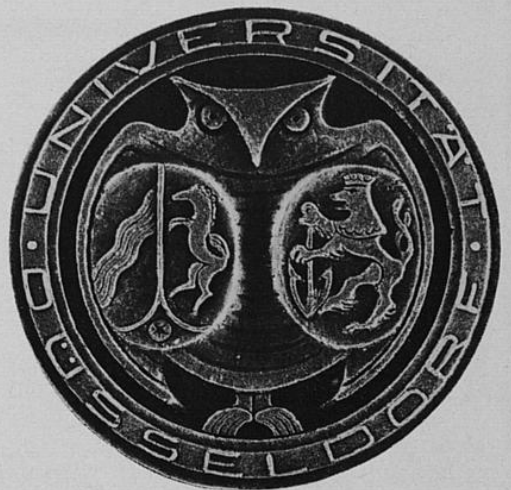
7



+4999 992 01



78/13720



Jahrbuch der Universität Düsseldorf 1975/76

Herausgegeben von der Universität Düsseldorf
mit Unterstützung der Gesellschaft von Freunden und
Förderern der Universität Düsseldorf e.V.

Redaktion: Professor Dr. med. Hans Schadewaldt

Triltsch Verlag Düsseldorf



ZA
6507



Alle Rechte vorbehalten

Triltsch Druck und Verlag GmbH & Co KG, Düsseldorf

Copyright Universität Düsseldorf 1977

Einbandgestaltung Renate Triltsch, Köln

Medaille der Universität Düsseldorf (Umschlag und S. 1) Entwurf und Ausführung

Dr. Marianne Kiesselbach

Gesamtherstellung Triltsch Druck und Verlag Düsseldorf

W 82216.1.1,7.7712

365079750

0041



Inhaltsverzeichnis

In memoriam	9
Professor Dr. phil. WOLFGANG ROTHE	12
Dr. med. RICHARD FRANTZEN	13
Professor Dr. med. HANS-GÜNTHER MEIERS	14
Professor Dr. med. habil. KURT HERZOG	17
Professor Dr. med. FRANZ-JOSEPH POTHMANN	19
Magnifizenz Professor Dr. phil. HERBERT RAUTER	
Bericht des ausscheidenden Rektors	23
Personalia	31
Rektor und Prorektor, Dekane der Fakultäten	32
Neue Professoren und Dozenten	37
Philosophische Fakultät	37
Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät	42
Medizinische Fakultät	53
Nobelpreisträger, Ehrensenatoren, Ehrendoktoren, Ehrenbürger	82
Ehrungen	87
Professor Dr. med. Dr. med. dent. CARL-HEINZ FISCHER	
Geburtsgratulationscour bei Professor Dr. Dr. h. c. Dr. med. h. c.	
ERNST DERRA, 75 Jahre	89
Ernst-von-Bergmann-Plakette für Professor Dr. med. RUDOLF HOPPE	91
Professor Dr. med. vet. Dr. med. dent. RUDOLF STELLMACH	
Laudatio anlässlich des 65. Geburtstags	
von Professor Dr. med. Dr. med. dent. ALFRED REHRMANN	93
Gedenkplakette für Bekämpfer des Hexenwahns	99
75-Jahr-Feier des Bethesda-Krankenhauses Duisburg	101

Ehrensenaor Dr. jur. WOLFGANG GLATZEL, Vorsitzender der
„Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V.“

**Die „Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität
Düsseldorf e.V.“ im Jahre 1975** 105

**Geisteswissenschaftliches Kolloquium
der Universitäten Nantes und Düsseldorf in Düsseldorf
vom 25. bis 30. September 1975** 111

**Aspekte der Geisteswissenschaftlichen Forschungsgeschichte
in Frankreich und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert** 113

Spektabilität Professor Dr. phil. GEORG STÖTZEL
Begrüßungsworte des Dekans der Philosophischen Fakultät 115

Professor D'HARCOURT und Professor POUSSEUR (Nantes)
Philosophischer und historischer Positivismus 119

Professor Dr. phil. LUTZ GELDSETZER (Düsseldorf)
Der Begriff der Forschung im 19. Jahrhundert 135

Professor Dr. phil. WOLFGANG J. MOMMSEN (Düsseldorf)
Neuere Entwicklungen in der deutschen Geschichtswissenschaft 151

Professor JACK FEUILLET (Nantes)
Der deutsche Grammatikunterricht in Frankreich 161

Professor Dr. phil. WOLFGANG RETTIG (Düsseldorf)
RAYNOUARD, DIEZ und die romanische Ursprache 171

Professor A. RÉSANO (Nantes)
Positivismus und Objektivität in der Linguistik 185

Professor Dr. phil. HERBERT ANTON (Düsseldorf)
Philologie und Kunst der Interpretation 201

Professor H. LAFAY (Nantes)
**Methoden der Literaturinterpretation und Literaturtheorien im 20. Jahrhundert
– Formalismus wider Soziologismus: eine Aporie?** 209

Professor Dr. phil. RAINER LENGELER (Düsseldorf)
Die Echternacher Springprozession der deutschen SHAKESPEARE-Forschung 225

Professor MICHEL MERCIER (Nantes)
Die Kritik der Dichter 233

Professor Dr. phil. SIEGFRIED JÜTTNER (Düsseldorf)
**Im Namen des Lesers. Zur Rezeptionsdebatte in der deutschen Romanistik
(1965 – 1975)** 241

Professor MARIE-MADELEINE PAYEN DE LA GARANDERIE (Nantes)
Widersprüche des Humanismus – Antike und Christentum 265

Antrittsvorlesung	271
Privatdozent Dr. phil. CHRISTOPH WEBER	
Zum Problem des Wiener Antisemitismus im ausgehenden 19. Jahrhundert.	
Die Krise des „Koalitionsministeriums“ im Jahre 1895	273
Chronik der Universität Düsseldorf vom 1. 1. 1975 bis 30. 9. 1976	295
Inserentenverzeichnis	336

In Memoriam

Dr. med. RICHARD FRANTZEN
praktischer Arzt, Gründungsstudent des Sommersemesters 1919
29. Januar 1975

Professor Dr. med. HANS GÜNTER MEIERS
Chefarzt der Dermatologischen Abteilung des Krankenhauses Lemgo
12. April 1975

CHRISTOPH RAUKES
Krankenpflegehelfer
20. Juni 1975

Professor Dr. phil. HEINZ-JOACHIM GRAF
Honorarprofessor der Philosophischen Fakultät
25. Juni 1975

stud. med. PETER JOSEF GROHMANN
4. Juli 1975

HELENE KOOPMANN
DRK-Krankenschwester i.R.
18. September 1975

Oberregierungsbaurat i.R. KURT SCHWARZ,
Staatshochbauamt für die Universität Düsseldorf
23. September 1975

FRITZ VIERRATH
Hausmeister i.R.
24. September 1975

cand. med. LUDWIG VON WANTOCH-REKOWSKI
16. Oktober 1975

Professor Dr. med. habil. KURT HERZOG
ehem. Chefarzt der Chirurgischen Klinik der Städtischen Krankenanstalten Kre-
feld
30. Oktober 1975

stud. med. HANS PETER MÜLLER
4. November 1975

WALLY MITTMANN
Manglerin (Medizinische Einrichtungen)
6. November 1975

Reg.-Ang. ANNELIE SCHMIDTBERG
Staatshochbauamt für die Universität
7. November 1975

ADOLF HÄHNEL
Medizinische Einrichtungen
26. November 1975

ANNEKÄTE HERRMANN
Oberschwester i.R.
2. Dezember 1975

Reg.-Ang. WERNER LINDER
Medizinische Einrichtungen
22. Januar 1976

EDITH RÜTHER
Pflegehelferin
17. Mai 1976

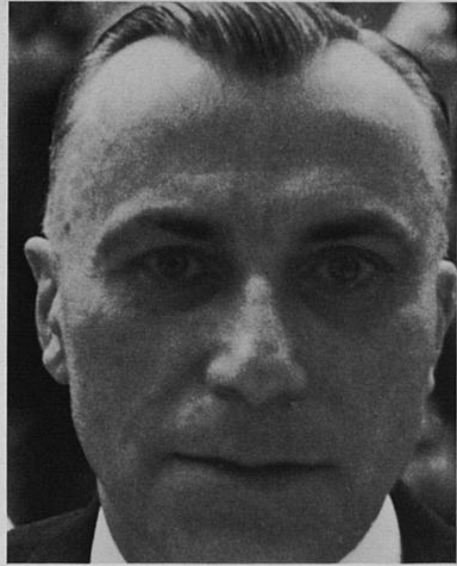
stud. rer. nat. JOSEF HAUPENTHAL
16. Juni 1976

Professor Dr. med. FRANZ-JÖSEF POTHMANN
Wissenschaftlicher Rat und Professor für Medizinische Mikrobiologie und Viro-
logie, Leiter der Lehranstalt für technische Assistenten in der Medizin
29. Juni 1976

stud. phil. et nat. GISELA HILGERS
13. Juli 1976

JOSIP PRSTAC
Medizinische Einrichtungen
23. Juli 1976

WOLFGANG STEBLANKINA
Krankenpfleger
August 1976



Professor Dr. phil. WOLFGANG ROTHE †

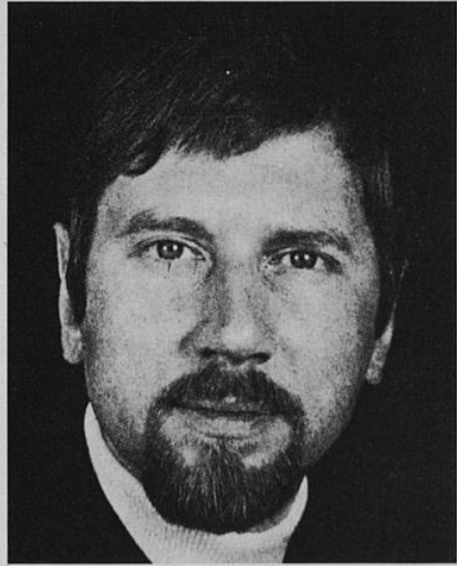
Düsseldorfs Universität trauert um einen Lehrstuhlinhaber: Professor Dr. WOLFGANG ROTHE, seit zwei Jahren Ordinarius auf dem Lehrstuhl „Romanistik IV“, starb am 12. Dezember 1974 in Münster im Alter von 53 Jahren. Ein Jahr vorher hatte sich Professor ROTHE mit einer vielbeachteten Antrittsvorlesung über „Asterix und das Spiel mit der Sprache“ der Düsseldorfer Öffentlichkeit vorgestellt. ROTHE, am 11. Januar 1920 in Danzig-Oliva geboren, war in den fünfziger Jahren in Rostock mit einer Dozentur für Romanische Sprachwissenschaft betraut. In Kiel habilitierte er sich und erhielt während einer Diätendozentur Lehrstuhlvertretungen in Bochum und Köln. 1968 wurde er dann Ordinarius in Münster, von wo er schließlich nach Düsseldorf kam. Gewidmet hat sich ROTHE vor allem der Romanischen Sprachwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der strukturalen Linguistik. Zuletzt arbeitete er an einer groß angelegten synchronisch-diachronischen Grammatik des Französischen.

Sein Lebenslauf erschien im Jahrbuch 1971/72 auf S. 42.



Dr. med. RICHARD FRANTZEN †

Der praktische Arzt Dr. med. RICHARD FRANTZEN ist am 29. Januar 1975 im Alter von 81 Jahren gestorben. FRANTZEN gehörte 1919 zu den Gründerstudenten der Medizinischen Akademie in Düsseldorf, der Vorgängerin der Universität. Seit 1921 war er als niedergelassener Arzt tätig, von außergewöhnlich vielen Patienten als Vertrauter und Arzt gesucht und geschätzt. Die beiden Weltkriege 1914/18 und 1939/45 verpflichteten den Verstorbenen zur ärztlichen Versorgung an der Front und in den verschiedenen Lazaretten. Beim Landesjägercorps im Bürgerkrieg 1918/19, bei der Begründung der DLRG in Düsseldorf sowie beim Wassersportverein stellte sich FRANTZEN in den 53 Jahren ärztlicher Praxis mit Rat und Tat stets freiwillig zur Verfügung. Von der „Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität“ war er zum Ehrenmitglied auf Lebenszeit ernannt worden.



Professor Dr. med.
HANS-GÜNTER MEIERS †

Als ich am 1. August 1962 die Düsseldorfer Hautklinik von Professor SCHREUS übernahm, war H. G. MEIERS einer der jüngsten Assistenten.

Er ist am 8. November 1931 in Wuppertal geboren. Nach der Reifeprüfung studierte er Medizin in Innsbruck, Köln, München und Düsseldorf. Am 19. Juni 1959 hatte er das Staatsexamen beendet und im Jahr 1961 in der I. Medizinischen Klinik mit einer ausgezeichneten Arbeit „Die Wirkung von Phenylbutazon auf die Nierenfunktion“ promoviert. Nach seiner Approbation war er, nur versuchsweise, wie er meinte, im Spätsommer 1961 in die Dermatologische Klinik in Düsseldorf eingetreten.

Seine berufliche Problematik setzte er mir auseinander, als wir am 16. September 1962 Professor SCHREUS in seiner Oberkasseler Wohnung zu seinem 70. Geburtstag gratuliert hatten: er als Vertreter der Assistentenschaft, ich als Nachfolger von Professor SCHREUS. Bei diesem Gespräch, das wir vor unseren parkenden Autos führten, und das weit über eine Stunde dauerte, wurde der Grundstein für seine ärztliche Entwicklung und meine Bereitschaft, diesem begabten jungen Mann den Weg bereiten zu helfen, gelegt. Sein Problem war ganz einfach die Vielfalt seiner Begabung. Er war gleich stark interessiert an experimentellen Fragen der Grundlagenforschung auf dem Sektor der Biochemie wie an dem unmittelbaren Kontakt zu dem Patienten, ohne den er sich ein ärztliches Wirken überhaupt nicht vorstellen konnte. Hinzu kam bei ihm eine große manuelle Geschicklichkeit, die sich sowohl beim Experimentieren als auch beim Operieren zeigte, sowie sein Sprachvermögen, das hohe Disziplin mit einem großen Sinn für Sprachrhythmus vereinigte. Die Dermatologie, darüber ließ er keinen Zweifel, war ihm damals noch ein Irrgarten, durch dessen terminologisches Gestrüpp er nicht hindurchzufinden wußte.

Schließlich einigten wir uns aber auf die Verfolgung beider Wege, einer systematischen dermatologischen Ausbildung und einer gleichzeitigen experimentellen Laboratoriumstätigkeit. Er baute das Eiweiß-Labor der Klinik auf und vervollständigte seine biochemischen Kenntnisse durch eine über zweijährige Ausbildung, von Mai 1963 bis Juli 1965, im hiesigen Biochemischen Institut (damaliger Leiter: Professor HOLLMANN). Er wirkte dort mit so viel Erfolg, daß das Institut ihn nur sehr ungern scheiden sah und ihm ebenso die Habilitation anbot, wie ich sie ihm bereits zugesagt hatte.

1969 habilitierte er sich mit einer grundlegenden Arbeit: „Hautkrankheiten und Bluteiweißbild“. Mit neuen Methoden untersuchte er das ganze Spektrum von z.T. unscheinbaren Dermatosen, hinter denen sich Bluteiweißveränderungen verbergen können. H. G. MEIERS hat damit einen unschätzbaren Beitrag zu der Ätiopathogenese oft banal erscheinender dermatologischer Krankheitsbilder geleistet und den Beweis geliefert, wie eng auch heute noch das Band zwischen Dermatologie und Innerer Medizin bzw. subtiler Laboratoriumsdiagnostik ist. 1970 wurde er Oberarzt der Klinik, 1974 apb. Professor.

In diesen Jahren schärfte sich auch sein klinischer Blick. Das Gestrüpp der Terminologie lichtete sich für ihn und die terra incognita der unbekanntenen Genese wurde in manchen Bereichen erforscht und bebaut. In vielem trug er zur Klärung von verschwommenen oder ungenauen Begriffen bei; so stammt z.B. die ebenso anschauliche wie einleuchtende Unterscheidung zwischen selbstgesetzten „Schmucktätowierungen“ und meist unfallbedingten „Schmutztätowierungen“ von ihm. Er wies auch als erster in meiner Klinik darauf hin, daß der Begriff „fixes Arzneimittelexanthem“ falsch sei, wenn es sich um nur eine oder vereinzelte Effloreszenzen handelt. Er sprach dann von einer „fixen Arzneimittelreaktion“.

Vorab war H. G. MEIERS Arzt und Kliniker. Bei der Behandlung Schwerstverbrannter hat H. G. MEIERS, dem der Umgang mit Patienten, und gerade auch mit Schwerstkranken, ein natürliches Bedürfnis war, entscheidende ärztliche Arbeit geleistet. In den letzten Jahren wandte er sich einem neuen Gebiet zu, der Trichologie. Hier erfaßte er schnell die diagnostischen und therapeutischen Möglichkeiten und befaßte sich vor allem mit den Nebenwirkungen der verschiedenen Ovulationshemmer, die ja den Gynäkologen weitgehend unbekannt sind und so den Dermatologen zur Forschung vorbehalten blieben (Vermehrung des Talgflusses, Verschlimmerung einer Akne, Haarausfall, Hypertrichose, Pigmentstörungen, Vitiligo usw.). Die Zusammenarbeit mit der hiesigen Frauenklinik erwies sich auf diesem Sektor als besonders ergiebig.

Im Jahr 1974 erhielt H. G. MEIERS die neugegründete Chefarztstelle in der Hautklinik in Lemgo nahezu konkurrenzlos. Er begann dort unter bescheidenen Verhältnissen, hatte jedoch große Pläne. Es gelang ihm bereits im ersten Jahr der Aufbau der Trichologie, Mykologie und der operativen Tätigkeit und es ist kein Zweifel, daß er seine Abteilung zu einer wissenschaftlichen Forschungsstätte gemacht hätte. Wie sehr ihm an der Forschung gelegen war und wie sehr er manche Zustände der Überalterung und einer oft überholten Tradition bekämpfte, zeigt sowohl sein hochschulpolitisches Engagement wie auch sein tatkräftiger Einsatz für die Arbeitsgemeinschaft für dermatologische Forschung, zu deren Gründungsmitgliedern er zählte. Sein wissenschaftliches Oeuvre umfaßt rund 100 Titel. Mitten aus seiner ärztlichen und wissenschaftlichen Arbeit riß ihn ein unerwarteter Herztod am 12. April 1975.

H. G. MEIERS war ein Mann von großer Gewandtheit und einer ebenso entschiedenen Tatkraft. Ich habe wenige Menschen kennengelernt, die auf so verbindliche Weise, ja mit einem gewissen Charme, sachlich harte und dabei meist begründete Kritik üben konnten. Diese liebenswerte Eigenschaft ließ freilich in den letzten Jahren, vielleicht bedingt durch seine unerkannte Krankheit, nach. H. G. MEIERS wurde unnachgiebiger, seine Auffassungen wurden starrer.

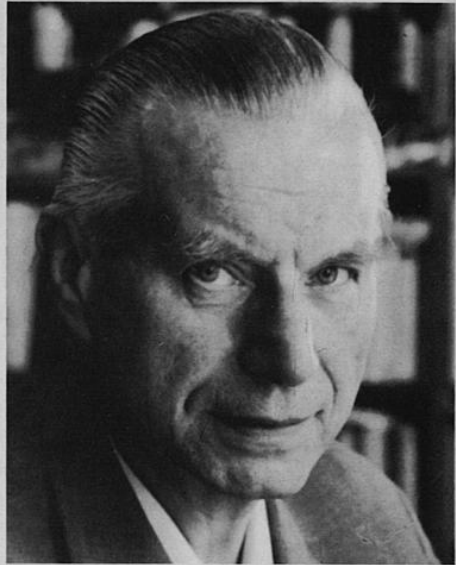
In all seinen Widersprüchen blieb imponierend sein Bemühen, Ordnung herzustellen im geistig-wissenschaftlichen Bereich. Sowohl im gesprochenen Wort wie in der Niederschrift war er um äußerste Präzision bemüht. Seine Fähigkeit, Probleme in geradezu apodiktischer Kürze und dazu in schönem Sprachgewand zu formulieren, hatte etwas Bestechendes. Diese Begabung hat mich immer wieder für ihn eingenommen.

Ich schätze mich glücklich, daß ich diesem leidenschaftlichen Arzt und Forscher, der zu den besten des dermatologischen Nachwuchses zählte, Wegbereiter und eine zeitlang auch Führer sein konnte. Ich habe mich über seine Erfolge gefreut, obgleich ich glaube, daß es nicht immer

diejenigen waren, die er eigentlich verdient hätte. Und mit Schmerz und Hilflosigkeit muß ich nun einem Jüngeren, den ein jäher Tod mit knapp 44 Jahren hinweggenommen hat, dieses Gedenkwort schreiben, wissend, daß er bei all seiner Zielstrebigkeit kein Glücklicher im eigentlichen Sinne war und daß er trotz aller Erfolge, gemessen an seiner herausragenden Begabung, weder als Mensch noch als Forscher das erreicht hat, das für ihn die letzte Erfüllung hätte bedeuten können.

A. GREITHER

Nachdruck aus „Hautarzt“ 26 (1975) 616-617 mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Professor Dr. med. O. BRAUN-FALCO, München.

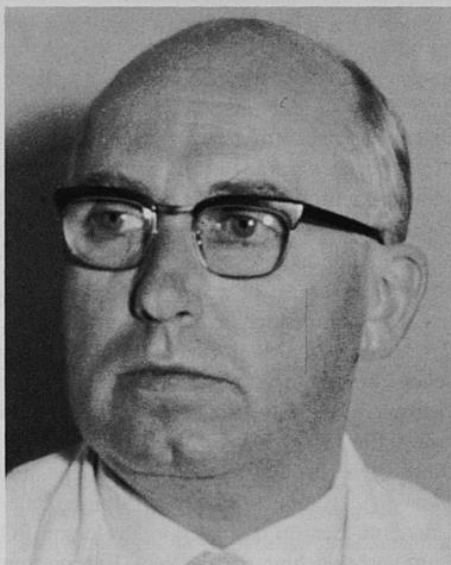


**Professor Dr. med. habil.
KURT HERZOG †**

Nach langer schwerer Krankheit verstarb in Wiesbaden im 71. Lebensjahr am 30. Oktober 1975 Professor Dr. med. habil. KURT HERZOG, der, am 1. Juni 1905 in Dresden geboren, 1924 in seiner Geburtsstadt das Abitur ablegte. Sein besonderes Interesse galt von Jugend an drei Bereichen: der Medizin, dem Sport und der Kunst. Von 1925 an studierte er daher sowohl Medizin in Berlin und München als auch Leibesübungen in Berlin und schloß seine medizinische Ausbildung mit dem Staatsexamen 1930 und der Promotion 1931 in Berlin ab. Hier erwarb er auch das Diplom als Turn- und Sportlehrer, nachdem er 1925 deutscher Hochschulmeister im Weitsprung geworden war und 1928 an den Olympischen Spielen teilgenommen hatte. Seine weitere Ausbildung zum Chirurgen und Sportarzt setzte er nach Assistententätigkeit im Pathologischen Institut der Universität Rostock und in den Medizinischen Kliniken des Krankenhauses Dresden-Johannstadt und der Charité in Berlin an der damaligen Medizinischen Akademie in Düsseldorf fort. Hier habilitierte er sich 1940 für Chirurgie, nachdem er sowohl als Facharzt für Chirurgie und Orthopädie sowie als Sportarzt bestätigt worden war, und wurde 1941 unter dem damaligen Direktor Professor Dr. FREY zum Dozenten ernannt. Nach der Berufung von Professor FREY nach München übernahm er vom Herbst 1943 an die kommissarische Leitung der Chirurgischen Klinik, mit einer kurzen Unterbrechung zu Ende des Krieges, bis zur Berufung von Professor Dr. DERRA am 1. September 1946. 1947 wurde er zum außerplanmäßigen Professor ernannt und wurde ein Jahr später zum Chefarzt der Chirurgischen Klinik in Krefeld gewählt. Dort war er bis 1960 tätig, wobei er nach wie vor mit besonderem Engagement Lehrveranstaltungen nicht nur im Rahmen der Chirurgie, sondern auch an der Staatlichen Kunstakademie in Düsseldorf abhielt und Vorlesungen über Plastische Anatomie und Bewegungslehre übernahm. Auch nach seinem Ausscheiden aus den Diensten der Stadt Krefeld beschäftigte sich Professor HERZOG intensiv mit Fragen des Unfallrettungsdienstes, und aus seiner Feder sind zahlreiche Abhandlungen zu diesem Thema erschienen und eine ganze Reihe von Dissertationen unter seiner Leitung entstanden. Für seinen besonderen Einsatz für die ärztliche Fortbildung erhielt er von der Kongreßgesellschaft für ärztliche Fortbildung in Berlin 1971 den angesehenen CURT-ADAM-Preis für seine wichtige Arbeit „Der Verkehrsunfallsschwerpunkt und seine Randprobleme“. In seiner aktiven Chirurgenzeit hatte sich HERZOG vor allem mit der Unfallmedizin und der Unfallbegut-

achtung beschäftigt und den heute nach ihm benannten „Herzog-Nagel“ zur Behandlung von komplizierten Knochenbrüchen entwickelt. Daneben hat er sich mit zahlreichen Fragen der Kunstgeschichte beschäftigt. Dabei interessierten ihn besonders die Bühnenkunst, die Musik und die Fotografie. Seine im Laufe eines langen Lebens zusammengetragene Sammlung von wertvollen Büchern und Kunstgegenständen wird sorgsam von seiner Gattin gehütet. Seine einen breiten Kreis ansprechenden Arbeiten „Bemerkungen zu einer Bewegungslehre für Künstler“ 1961 und „Beeinflussungsmöglichkeiten ungünstiger Umweltverhältnisse in der modernen Industriegesellschaft durch Architekten und Formgestalter“ 1964 zeugen von dieser Beschäftigung mit Grenzgebieten zwischen Kunst und Medizin. Die deutschen Chirurgen haben ein besonders profiliertes Mitglied der „Deutschen Gesellschaft für Chirurgie“ verloren, die deutschen Sportmediziner betrauern das Ableben eines in jungen Jahren äußerst erfolgreichen Sportlers, der auch Präsident des westdeutschen Sportärztebundes war und an der Medizinischen Akademie in Düsseldorf als Leiter des Hochschulinstituts für Leibesübungen sich für die Einführung einer Studienrichtung „Leibesübungen“ einsetzte, ein Ziel, das leider bis heute noch nicht erreicht ist. Die Medizinische Fakultät der Universität Düsseldorf gedenkt in Dankbarkeit ihres langjährigen Hochschullehrers und ideenreichen Chirurgen.

H. SCHADEWALDT



Professor Dr. med.
FRANZ-JOSEPH POTHMANN †

Die Universität betrauert den Tod ihres langjährigen Mitgliedes Professor POTHMANN, der nach schwerer Erkrankung mitten in seiner vollen Schaffenskraft verstorben ist und in dieser Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden eine nicht füllbare Lücke hinterlassen hat. Unser Gefühl des Verlustes geht über die Sphäre der Hochschule hinaus und trifft uns auch im menschlichen Bereich. Die Betroffenheit erwächst einmal aus der Tatsache, daß wir in Professor POTHMANN einen aufrechten und stets hilfsbereiten Kollegen, Vorgesetzten, Lehrer und Freund verloren haben, zum anderen aus dem Umstand, daß seine unerwartete schwere Erkrankung und sein plötzlicher Tod uns bewußt werden läßt, wie scheinbar blind das Schicksal zugreift und wie kurzfristig ein Leben enden kann. Professor POTHMANN kannte die Schwere seiner Erkrankung, er hat diese existentielle Bedrohung seines Lebens mit bewundernswerter Fassung getragen. Es wurde offensichtlich, daß seine tiefe Verankerung im Glauben ihm eine entscheidende Stütze geworden war.

Wir sind ihm eine ehrende Würdigung schuldig aus vielen Gründen, nicht zuletzt, weil er in unseren Reihen derjenige war, der in seiner gekonnten und einfühlsamen Art ohne Zögern die Stimme erhob, um einen Vorgesetzten, einen Freund oder einen Bekannten in Gedenkstunden zu betrauern. Ich habe die Gedenkstunde für Professor KÖHNLE vor zwei Jahren noch gut in Erinnerung. Damals sagte Professor POTHMANN in seiner bemerkenswerten Rede: *„Wer den Tod kennt, kennt auch das Leben. Wer den Tod vergißt, vergißt auch das Leben.“* In dieser Rede schien er fasziniert von den letzten Worten des sterbenden Goethe, der nach *„Mehr Licht!“* verlangte und deutete diese Worte damals so: *„Wir suchen das Licht immer, weil wir es brauchen. Wir können nicht genug Licht haben. Wir sind darauf angewiesen, wenn wir ein geheimes, von einer höheren Macht bestimmtes und von uns selbst immer dunkel ersehntes Ziel erreichen wollen.“*

Professor POTHMANN wurde am 21. Juni 1914 als Sohn des Baumeisters und Bauunternehmers FRANZ POTHMANN und seiner Ehefrau MARIA in Essen geboren. Nach seiner Reifeprüfung 1934 in Münster am Staatl. Gymnasium Paulinum nahm er 1935 das Studium der Medizin auf und studierte an den Universitäten Köln, Rostock, München, Düsseldorf und Berlin. Staatsexamen und Promotion legte er 1940 in Rostock ab. Nach seiner Einberufung zur Wehrmacht arbeitete er ab Juni 1941 bei Professor SANDER in einer Hygienisch-bakte-

riologischen Untersuchungsstelle. Diese mehr als zweijährige Tätigkeit hat ihn für seine endgültige Berufswahl festgelegt. Im gleichen Zeitraum (1942) heiratete er, und aus dieser Ehe gingen 4 Söhne hervor. Nach einer halbjährigen Kriegsgefangenschaft kehrte er im Oktober 1945 in seine Heimatstadt nach Essen zurück und begann am 1. September 1946 als planmäßiger wissenschaftlicher Assistent am Institut für Hygiene und Mikrobiologie der damaligen Medizinischen Akademie Düsseldorf unter der Leitung von Professor KIKUTH. Damit war seine wissenschaftliche Karriere vorgezeichnet. Im Juli 1952 habilitierte er sich für das Fach Hygiene und Mikrobiologie. Im Oktober 1955 wurde er Oberarzt des Instituts und 1957 zum außerplanmäßigen Professor ernannt. Seine Vorlesungen über Mikrobiologie, Hygiene I und II sowie seine bakteriologisch-serologischen Kurse und die klinische Blutgruppenserologie waren bei den Studierenden beliebt und gut besucht. 1953 und erneut 1961 organisierte er die Tagung der Deutschen Gesellschaft für Hygiene und Mikrobiologie und 1965 die Tagung der Deutschen Tropenmedizinischen Gesellschaft in Düsseldorf. Vom 1. September 1967 bis 15. Februar 1969 war Professor POTHMANN kommissarischer Leiter des Instituts und Lehrstuhls für Mikrobiologie und Virologie. Professor POTHMANN stand mehrfach auf Berufungslisten für Lehrstühle für Hygiene und Mikrobiologie, und zwar an den Universitäten Marburg, Homburg/Saar und Mainz. Eine Berufung auf einen Lehrstuhl erfolgte nicht, ein Umstand, der im Leben von Professor POTHMANN eine nicht ganz zu verstehende tiefe Enttäuschung hinterließ. Diese Enttäuschung hat Herrn POTHMANN sehr betroffen aber nicht entmutigt. Gerade dieser Umstand gereichte der Lehranstalt für medizinische Assistenten zum Vorteil. Professor POTHMANN konzentrierte sich nun in zunehmendem Maße auf die Lehranstalt, deren Leitung er bereits 1952 übernommen hatte, und machte aus dieser Lehranstalt in den darauffolgenden Jahren eine in der Qualität der Ausbildung einzigartige Ausbildungsstätte, die in der Bundesrepublik ihresgleichen sucht. Er hat nicht nur die Qualität der Ausbildung verbessert, sondern das „Kellerkinderdasein“ der Schülerinnen durch Erstellen eines Neubaus beendet. In seiner Rede, die er anlässlich der feierlichen Eröffnung dieser Lehranstalt gehalten hat, deutete er in seiner bescheidenen Art die Schwierigkeiten an, die mit der baulichen Realisierung der Lehranstalt verbunden waren: *„Ich kann und will hier nicht auf die vielen mit großen Enttäuschungen endenden und immer wieder vergeblichen Bemühungen eingehen.“* Aber nach dem Erreichen des Zieles waren alle Enttäuschungen und alle Mühen vergessen, und er bekannte in seiner direkten und ehrlichen Art: *„Ich bin zwar nur Leiter dieser Lehranstalt, doch will es mir scheinen, als ob ich diesen Neubau als persönliches Geschenk erhalten hätte.“* Und er fuhr fort: *„Ich glaube, darin drückt sich am überzeugendsten meine Dankbarkeit aus, die ich heute empfinde. Damit soll aber auch die Tatsache zum Ausdruck kommen, wie sehr ich mich der Lehranstalt und der Ausbildung der medizinisch-technischen Assistenten engstens verwachsen fühle.“*

Der Neubau und die gewonnene gute Arbeitsmöglichkeit spornten ihn außerordentlich an, und er sagte später: *„Mit diesem Neubau ist es eine Lust, Leiter einer Lehranstalt für MTA zu sein.“* Diese Lust fand nicht nur im Lehrbetrieb, sondern auch im musischen Bereich Ausdruck. Professor POTHMANN hatte die seltene Gabe, Texte zu erstellen und diese zu vertonen. Munterer Gesang lockerte bisweilen die fachlich z.T. schwierige Ausbildung auf. Ein Teil dieser Kompositionen ist auch in Form einer Langspielplatte auf den Markt gekommen. Seine Liebe zu dieser Lehranstalt drückte sich weiterhin darin aus, daß er sie in einzigartiger Weise schmückte. Er hat ein halbes Vermögen an Kunstschätzen in diese Schule gebracht, um diesem Bau eine gedeihliche Atmosphäre zu verleihen, so daß sich Schüler und Lehrer darin wohlfühlten.

Die enge Anbindung von Professor POTHMANN an die Schule ist erklärbar aus dem Umstand, daß er als Schulleiter über lange Jahre seines Wirkens ein abgegrenztes Tätigkeitsfeld hatte, aber auch einen Freiraum, in welchem seine Persönlichkeit sich entfalten konnte, und einen Arbeits-

kreis, in welchem er sich zusammen mit den Lehrassistentinnen als Lehrer verwirklichen konnte. Daß diese Tätigkeit von Erfolg gekrönt war, bezeugt die Qualität der Ausbildung und die große Anhänglichkeit der ehemaligen Schülerinnen und Schüler, die noch nach Jahren mit der Schule Kontakt halten und gerne an die Ausbildung zurückdenken. Man konnte ohne Übertreibung sagen: „Professor POTHMANN - das ist die MTA-Schule, und die MTA-Schule ist Professor POTHMANN.“

Um so härter trifft uns alle der plötzliche Tod ihres Schulleiters, und wir können nur hoffen, daß wir, gestützt auf seine vorausschauende Planung, das Werk unbeschadet fortführen können. Fest steht allerdings schon heute, daß die Schule ihr frohes und bisweilen unbeschwertes Dasein, wie sie es in der „POTHMANN-Ära“ gehabt hat, nicht mehr wiedererlangen wird. Es ist mit Recht zu fragen, ob wir in diesen schönen Sälen, Hallen und Kursräumen ohne die leitende Persönlichkeit, die im fachlichen und im menschlichen Bereich zu erziehen suchte, nicht menschlich ärmer zurückbleiben.

Professor POTHMANN war ein Mensch der Harmonie, nicht nur im musikalischen, sondern auch im gesamten menschlichen Bereich. Er verband den engagierten Lehrer und Erzieher mit dem Kunstmäzen und lebte, umgeben von Kunst und guten Freunden, ich denke hier vor allem an Professor KÖHNLE, ein erfülltes Leben. Er war ein Meister der Lebenskunst und der Geselligkeit. Seine finanzielle Unabhängigkeit und sein unbeugsamer Charakter machten ihn zum Individualisten, der eigene Wege ging.

Auf dem Krankenlager war er geduldig und von einer erstaunlichen Gefäßtheit, die uns bisweilen unfafßbar erschien. Ich muß hier allerdings der besonders aufopfernden Pflege durch seine Gattin gedenken, die ihm auch in den letzten Monaten, Wochen und Stunden eine große Beruhigung und Stütze war.

Noch anläßlich der Gedenkstunde für seinen Freund Professor KÖHNLE (vgl. Jahrbuch 1973/75, S. 16 ff.) fand er die glaubensstarken Worte, die uns jetzt zur Erinnerung an ihn mitgegeben werden:

„Es genügt nicht, die Erinnerung an die Toten lebendig zu erhalten, man muß auch an ihr Leben glauben, das höher ist als das unsere. Man muß mit ihnen in Gemeinschaft bleiben, muß sich von ihnen, den Unsichtbaren, zu dem Lichte führen lassen, in dem sie bereits leben, für das wir dagegen noch gleichsam blind sind.“

H. REINAUER

Mehr Lebensqualität

wird überall gefordert

Wir tun etwas dafür.

Sorgen für gutes Trinkwasser. Seit mehr als 100 Jahren. Länger als man davon spricht, arbeiten wir für den Umweltschutz.

Wir leisten Pionierarbeit in der Nutzung der Kernenergie für die Energieerzeugung. Durch die Förderung der Entwicklung des gasgekühlten Kugelbettreaktors. Er zeichnet sich durch besondere Sicherheit aus. Als erster der Welt erreichte dieser Hochtemperaturreaktor eine Gasaustrittstemperatur von 950 °C. Das ist eine Voraussetzung für völlig neue Verfahren umweltfreundlicher Energieumwandlung.

Für die Beseitigung wachsenden Konsumabfalls durch die Müllverbrennung wurde in unseren Kraftwerken die Walzenrostfeuerung „System Düsseldorf“ entwickelt. Sie wird heute weltweit in einer Vielzahl von Anlagen verwendet. Die Wärme der Müllverbrennung wandeln wir um in Dampf für die Erzeugung von Strom und Fernwärme.

Rund 32 % des Gesamtwärmebedarfs von Industrie, Gewerbe und Verwaltungen in unserem Versorgungsgebiet werden bereits mit Erdgas, Nachtstrom und Fernwärme gedeckt.

Wir sorgen für die Minderung der Luftverschmutzung in Düsseldorf. Durch ein preisgünstiges Angebot umweltfreundlicher Energie.

**Stadtwerke
Düsseldorf AG**



Bericht des ausscheidenden Rektors

HERBERT RAUTER

Nicht einen scheinbar objektiven Rechenschaftsbericht, gespickt mit Formeln und Statistiken, möchte ich vorlegen, sondern mehr einen subjektiven Überblick und Rückblick auf zwei Amtsjahre, deren Eigenart und ihre herausragenden Ereignisse, wie sie mir das Schicksal unserer Universität bestimmt zu haben scheinen. Deshalb darf ich vielleicht mit einer persönlichen Bemerkung beginnen: die beiden Ereignisse, die mich in meiner Amtszeit als Rektor mit besonderer Genugtuung erfüllt haben, waren die Grundsteinlegung für die Universitätsbibliothek und die Ehrungen für Professor Dr. Dr. h. c. DERRA und den Rektor und Präsidenten der Universität Nantes. Für den Ablauf der satzungsmäßigen Aufgaben einer Universität mögen diese Ereignisse eher nebensächlich erscheinen; es ist denn auch ihr Symbolwert, der sie heraushebt: Der Baubeginn der Bibliothek zeigte deutlich und sichtbar an, daß auch in der Zeit wirtschaftlichen Abschwunges und finanzieller Dürre der Aufbau und Ausbau der Universität fortschritt, verlangsamt zwar, doch nicht gestoppt. Und die Ehrungen signalisierten eine doppelte Absicht für den geistigen Ausbau: daß sich diese Universität ihrer wissenschaftlichen Tradition, auf Leistung und Wagnis gegründet, ebenso sehr bewußt bleiben will wie der Notwendigkeit internationaler Verbindung und Offenheit.

Durchgängig waren die Jahre 1975 und 1976 gekennzeichnet von der wirtschaftlichen Rezession. Altetablierten Universitäten mögen solche elementaren Bedingungen der gesellschaftlichen Umwelt nicht in gleicher Weise lebensgefährlich werden wie einer Universität im Aufbau, die neben dem Alltagsgeschäft von Forschung und Lehre geradezu hauptamtlich auch noch ihre eigene Zukunftsplanung und die Verwirklichung aller Vorbedingungen wissenschaftlichen Arbeitens betreiben muß. Zwei Umstände haben es wohl bewirkt, daß die Universität Düsseldorf relativ unbeschädigt den ersten Teil dieser mageren Jahre überstehen konnte. Der erste Umstand war ein schierer Glücksfall der Chronologie. Die wichtigste, überschäumende Gründungsphase war noch in die Zeit der Hochkonjunktur gefallen, so daß sich die Zeit der Enge zunächst einmal auch als eine, wenn auch erzwungene, so doch nicht sinn- und nutzlose Konsolidierungsphase erwies. Der zweite Grund liegt aber in der erfreulichen Anstrengung, die alle Glieder und Mitglieder der Universität unternommen haben, Arbeit und Aufbau durch persönliche Mehrleistung vor Schaden zu bewahren. Dafür darf der ehemalige Rektor danken.

Man wird es mir verzeihen, wenn ich hierbei nur den Einsatz meines Amtsvorgängers und des Kanzlers der Universität ganz besonders heraushebe.

Daß zum Gelingen neben der Bemühung und der planenden Voraussicht oft genug auch eine gute Portion praktischen Geschicks und ganz unwissenschaftlicher Bauernschläue beitragen mußten, war ein manchmal entnervendes, zumeist aber ein heiteres und stärkendes Erlebnis. Eindrucksvoll ist in dieser Konsolidierungsphase der bauliche Ausbau des Campus vorangeschritten. So bedeutend waren die Erweiterungen in Raum und Ausstattung, daß nur die wichtigsten in knapper Rückschau erwähnt werden können. Das herausragende Ereignis war zweifellos die Fertigstellung und der Bezug des großzügigen Südbereiches. Hier haben die Naturwissenschaften eine nicht nur mehr als auskömmliche, sondern wohl auch eine kongeniale Heimstätte gefunden, die geradezu zu wissenschaftlichen Leistungen verpflichtet. Mit dem Bezug dieses Areals von 65 000 qm Nutzfläche wurde die Größe der Universität mit einem Schlage, gewissermaßen über Nacht, verdoppelt. Davon hatten nicht nur die Naturwissenschaften ihren Nutzen, sondern auch die beiden anderen Fakultäten, für die so einige dringendgewordene Ausdehnungsmöglichkeiten geschaffen werden konnten. Wie solches plötzliches Wachstum auch schlimme Probleme schaffen kann, soll bei der Erörterung der Personalsituation besprochen werden.

Neben dem Großbau des Südbereiches scheinen die anderen Neubauten der Universität zu schrumpfen. An jeder anderen Stelle stünden sie groß und gewichtig dar. Es wurden fertiggestellt: der zentrale Betriebshof, das Gewächshaus für den Botanischen Garten, die ersten Abschnitte des Umbaus der Neurochirurgischen und der Urologischen Klinik, sowie der Gesamtumbau der Orthopädischen Klinik. Alle diese Baumaßnahmen spiegeln Eigenarten und Besonderheiten der Düsseldorfer Situation. Der Betriebshof zeigt an, daß an unserer Universität bereits durchgeführt ist, was an vielen anderen Hochschulen des Landes erst angestrebt wird, nämlich die Zusammenfassung und Konzentrierung aller technischen Dienste. Die überdimensionale Glaskuppel des Botanischen Schauhauses setzt nicht nur einen interessanten architektonischen Akzent an der Südspitze unseres Geländes, sondern hält auch die Erinnerung daran wach, daß sie nur einen Teil des Botanischen Gartens darstellt, der jetzt geschaffen werden sollte, als Lehr- und Forschungseinrichtung ebenso bedeutsam wie als öffentlicher Park für alle Bürger der Stadt. Und die medizinischen Umbauten gemahnen an die wichtigste Aufgabe der nahen Zukunft, die bauliche Erneuerung des veralteten Klinikbestandes. Die Ausführung des nun schon zehn Jahre alten Planes der MNR-Klinik scheint nun wohl doch gesichert; die endgültigen Pläne durfte ich noch abzeichnen. Der Faserschreiber, mit dem das geschah, liegt vor mir auf dem Schreibtisch, zur Erinnerung daran, daß die Universität in dieser ihrer ureigenen Angelegenheit, nicht nachgeben und nicht nachlassen darf. — Weitere Markierungspunkte des äußeren Aufbaus stellen die Richtfeste dar, die in den letzten beiden Jahren gefeiert werden konnten. Wiederum waren drei Bauten besonders bedeutsam, nämlich das zentrale Tierlaboratorium mit Tierversuchsanlage, das eine für die Bundesrepublik einmalige Einrichtung zu werden verspricht, das Gebäude der Theoretischen Medizin, das auch die Pharmazie aufnehmen wird, und die Institutsgruppe VIII, die die Ausdehnung und zukünftige Erweiterung der Philosophischen Fakultät möglich gemacht hat.

Bauabschlüsse und Richtfeste sind sicherlich erfreulich, doch sind sie Folgen aus vergangenen Zeiten der Fülle. Deshalb sind Grundsteinlegungen auf längere Sicht noch signifikanter, und deshalb durfte ich einleitend den Baubeginn der Universitätsbibliothek als besonders markantes Ereignis hervorheben. Nicht unerwähnt sollte bleiben, daß auch für die zweite zentrale Einrichtung der Universität, das Rechenzentrum, der Ausbau gesichert werden konnte, durch die Beschaffung eines Großrechners. Um beide kapitalintensiven Investitionen mußten wir lange zittern und bangen; um so dankbarer sei der gute Ausgang vermerkt.

Damit nicht der Eindruck entsteht, es habe sich der verengte Finanzspielraum auf die Univer-



Der Rektor, Magnifizienz Professor Dr. HERBERT RAUTER, wird anlässlich seines Antrittsbesuches am 25. Juli 1974 von Landtagspräsident Dr. LENZ im Landtagsgebäude empfangen. Foto: Tüßelmann

sität Düsseldorf gar nicht ausgewirkt, müssen hier auch jene Pläne, Hoffnungen, Wünsche erwähnt werden, die nicht in Erfüllung gegangen sind, auch auf die Gefahr hin, begehrt zu erscheinen oder undankbar gegen den Steuerzahler. Das schmerzlichste Erlebnis war in dieser Hinsicht die Zurückstellung des Zentralbereiches unserer Universität. Es war sicherlich richtig und notwendig, eine Hochschule, die gleichzeitig arbeiten und wachsen sollte, gewissermaßen von der Peripherie her aufzubauen, Labors und Institute vorzuziehen und das Hörsaalzentrum zeitlich hintanzustellen. Dennoch ist die Ausfüllung des zentralen Loches nicht nur aus optischen Gründen eine Notwendigkeit, wenn nicht die Universität ein Torso bleiben soll. Bedauerlich ist sodann, daß sich auch die Errichtung des Institutes für Leibesübungen verzögert hat, zum Schaden nicht nur für die Schaffung eines nützlichen und notwendigen Studienganges, sondern bedauerlich auch deswegen, weil auf diese Weise die Studenten weiter auf eigene und universitätsnahe Sportstätten warten müssen. Mit großer Sorge erfüllt schließlich alle Verantwortlichen die Verzögerung der Planung für eine zweite Mensa. Es ist klar abzusehen, daß uns die gleichen Schwierigkeiten erwarten wie vor der Fertigstellung der ersten Mensa, wenn nicht rasch und entschlossen mit den Vorbereitungen für die zweite Mensa begonnen wird. Denn schon die erste Mensa konnte erst im Oktober 1974 nach langer Wartezeit eröffnet werden. Die nächsten Semester und die großen Studentenzahlen kommen bestimmt.

Am schwersten wurde die Universität in den Berichtsjahren vom Stopp des personellen Ausbaus betroffen. Das gilt zwar in ähnlicher Weise für alle Hochschulen des Landes, doch hat die Problematik auch noch eine spezielle Düsseldorfer Variante: Gerade die sprunghafte Vermehrung der Nutzflächen und damit der räumlichen Vorbedingungen für das Studium haben den Mangel an Personal auffällig und sichtbar gemacht. Die wenigen Zugänge und auch



Verleihung der Ehrensenatorwürde an Rektor Professor Dr. DELORME, Nantes, und Professor Dr. med. Dr. h. c. Dr. h. c. ERNST DERRA, emerit. Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik. In der ersten Reihe von links nach rechts Magnifizienz Professor Dr. RAUTER (mit Amtskette), Professor Dr. DELORME, Professor Dr. DERRA und Rector designatus Professor Dr. SUCHY. Foto: Göllner

noch die Umsetzungen — sie wurden nahezu sämtlich benötigt entweder für die einfache Inbetriebnahme der Gebäude oder aber für den neuen Studiengang im strengsten Mangelfach, der Pharmazie. An die Erweiterung des Lehrangebotes, etwa in den Fächern der Philosophischen Fakultät, war da gar nicht zu denken, was um so schmerzlicher ist, als in den Geisteswissenschaften die Palette der Fächer im Vergleich zu älteren Hochschulen sicherlich noch viel zu beschränkt ist. Zwar muß nicht jede Universität ein großes Institut für ostasiatische Studien besitzen, aber umgekehrt kann eine Philosophische Fakultät ohne Musikwissenschaft, ohne Kunstgeschichte, ohne Slawistik auch nicht als vollständig angesehen werden. Jedenfalls dürfen wir uns nicht über die Situation beruhigen, auch wenn sie sich vielleicht in der nächsten Zukunft nicht entscheidend verbessern läßt. Zwar mag gegenwärtig das reine Kapazitätsdenken Vorrang haben, angesichts der heranrollenden Studentenlawine, doch eine Universität, die die Belange der Forschung nicht vertritt, hat sich schon selber aufgegeben und ihre Bestimmung verraten. Aber selbst einfachstes Kapazitätsdenken läßt den personellen Ausbau als ökonomisch richtig erscheinen: da die teuren äußeren Bedingungen weitgehend vorhanden sind, könnte mit verhältnismäßig geringem Personalaufwand die Lehr- und Ausbildungsleistung hier in Düsseldorf beträchtlich, man darf wohl sagen, überproportional erhöht werden. Die verfassungsmäßige Situation der Universität, wie sie sich aus dem Zusammenspiel unserer überkommenen Satzung und künftiger Landesgesetze ergibt, hat mein Amtsvorgänger ausführlich im vorigen Jahrbuch erläutert. Das Erstaunliche ist nun, daß sich seit der Niederschrift seiner Ausführungen nichts geändert hat; wir leben immer noch im gleichen Übergangsstadium.

dium, was allerdings auch seine guten Folgen hatte: Gerade in der Periode der wirtschaftlichen Bedrängnis und der notwendigen Konsolidation hätten zerrüttende Verfassungskämpfe zu irreparablen Schäden führen können. Jedenfalls, so glaube ich, kann die Universität für die zwei Jahre relativer Organisationsruhe dankbar sein. Es wäre allerdings unehrlich, wollte man verschweigen, daß sich in dieser scheinbar ruhigen Zeit Anzeichen für den Beginn einer neuen heißen Phase gezeigt haben. Dazu rechne ich vor allem die Neigung, Sitzungen der Selbstverwaltungsgremien zu sprengen, ein teures und kindisches Gesellschaftsspiel, das noch nie eine Gesellschaft verändert hat. Leider kann man nur konstatieren, daß die selbstzerstörerische Lust an solchem Treiben sich gegenwärtig noch verstärkt zu haben scheint. Im großen und ganzen aber darf ich für meine Amtsjahre feststellen, daß sie eine Zeit relativer Rationalität darstellten.

Gründe für milde Zufriedenheit glaube ich im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit der Universität zu haben. Selbstdarstellung auch vor nichtwissenschaftlichem Publikum – darauf kann eine junge Universität nicht verzichten. Sie braucht die Hilfe und das Verständnis der Bürger der Stadt und des weiteren Umlandes. Hierin sind wir ein gutes Stück vorangekommen. Die Mittel dazu waren vielfältig. Neben der Veröffentlichung unserer Uni-Zeitung waren es vor allem die drei großen Ausstellungen, die ein weites Echo fanden. Es sei an die Kunstaussstellung „Herzlandschaften“ erinnert, die die Universität gemeinsam mit der Bayer AG veranstaltete, an die Ausstellung zum 100. Geburtstag von THOMAS MANN, in welcher die universitätseigene Sammlung der breiten Öffentlichkeit vorgestellt wurde, sodann an die Graphikausstellung „Mensch und Tod“, die bundesweites Echo fand, so daß sie wahrscheinlich in ähnlicher Form wiederholt werden kann. Dies ist nun sicherlich der Ort, der rührigen Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität ganz herzlich zu danken. Hat sie doch alle diese Aktivitäten durch mehr als großzügige Spenden erst ermöglicht. Herausragend ist hierbei natürlich die große Stiftung der Kunstsammlung „Mensch und Tod“, deren Anschaffung von einer großen Zahl von Freunden der Universität getragen wurde. Ganz sicherlich stellt sie für alle Zukunft ein repräsentatives Schmuckstück unserer Hochschule dar. Aber auch kleinere und alltägliche Aktivitäten der Öffentlichkeitsarbeit, sie wären ohne Freundeshilfe nicht mög-

Der Rektor, Magnifizenz Professor Dr. RAUTER (rechts), legt in Gegenwart des Ltd. Bibliotheksdirektors, Professor Dr. GATTERMANN (links), den Grundstein für den Neubau der Universitätsbibliothek am 12. Dezember 1975. Foto: Happ

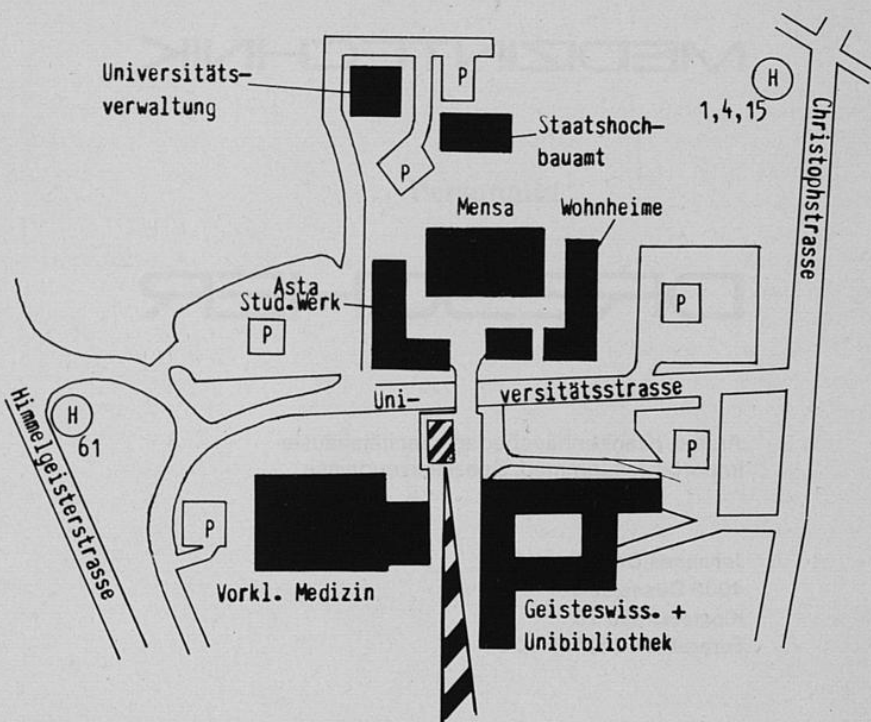


lich gewesen. Mehr als alltäglich war der Erfolg des Universitätsballes, einer gemeinsamen Veranstaltung der Freundesgesellschaft und der Universität. Wegen Überfüllung mußte hierfür sogar eine Art Numerus clausus gelten. Dankbar darf ich vermerken, daß die Universität Düsseldorf stets großzügige Mäzene fand. — Um Verständnis für die Universität sollten auch zwei größere Veranstaltungen werben, zu denen die Bürger Düsseldorfs eingeladen waren: ein Informationstag über den äußeren Aufbau der Universität und der Tag der offenen Tür. Der erste legte dar, wie sich die Universität städtebaulich in ihre Umgebung einzupassen versucht, der zweite zeigte sie bei ihrer Arbeit. Besonders am Tag der offenen Tür konnte sich die Universität über zahlreiche Besucher freuen, die wohl auch einen starken Eindruck vom Nutzen und der Notwendigkeit wissenschaftlicher Arbeit in unserer Region mitgenommen haben. — Weniger bemerkt, aber sicher aufklärungswirksam waren die zahlreichen Besichtigungen durch interessierte Besuchergruppen, von denen ich vor allem die der Landtagsabgeordneten, der Ratsherren Düsseldorfs und der Bezirksvertretung 3 (Umland der Universität) herausheben möchte. Wirkungen dieser Arbeit sind nicht ausgeblieben. Man darf wohl sagen, daß die sich abzeichnende befriedigende Lösung des Verkehrsproblems durch solche Bemühungen um Verständnis zumindest sehr erleichtert worden ist. Von der Düsseldorfer Regionalpresse wurde die Universität hierin stets tatkräftig unterstützt.

Die Beziehungen zu unserer Partneruniversität Nantes wurden durch Austausch von Lehrenden und Lernenden intensiviert; vor allem aber zeigten die gemeinsamen Kolloquien zur Kardiologie und zum Methodenproblem der Geisteswissenschaften, deren Vorträge und Diskussionen in diesem Jahrbuch abgedruckt werden, daß diese Beziehung das geworden ist, was bei Abschluß des Partnerschaftsvertrages nur ein Wunsch sein konnte, nämlich vor allem ein Bemühen um wissenschaftliche Zusammenarbeit, im Geiste internationaler Freundschaft, mit dem Ziel der Anregung und des Ansporns.

Hieran anschließend möchte ich die Eindrücke aus zwei Amtsjahren zusammenfassen. Was es zu sichern gilt, ist der Fortschritt im äußeren Aufbau der Universität; wiedergewonnen werden muß der Gleichlauf des personellen Ausbaus. Das Wichtigste aber: Wir müssen uns das Bewußtsein bewahren, daß unsere Existenzberechtigung in der wissenschaftlichen Arbeit besteht und daß diese letztlich nur auf der freien offenen und begeisterten Forschung beruhen kann.

Eröffnung zum Wintersemester 77/78



Universitätsbuchhandlung

Wissenschaftliche Literatur für alle Fakultäten
Allgemeines Sortiment · Taschenbücher · Modernes Antiquariat

Hauptgeschäft Friedrichstr. 24/26

Etwa 2000 qm Verkaufs- und Ausstellungsfläche
mit mehr als 200 000 Büchern aller Literaturgebiete



STERN-VERLAG JANSSEN & CO

BUCHHANDLUNG · ANTIQUARIAT · VERLAG

MEDIZINTECHNIK

DRESCHER

Arzt- u. Krankenhausbedarf · Sanitätshäuser
Importabteilung med. Spezialerzeugnisse

Johannes Drescher KG
4000 Düsseldorf
Klosterstraße 20
Fernruf (02 11) *35 10 01

Personalia

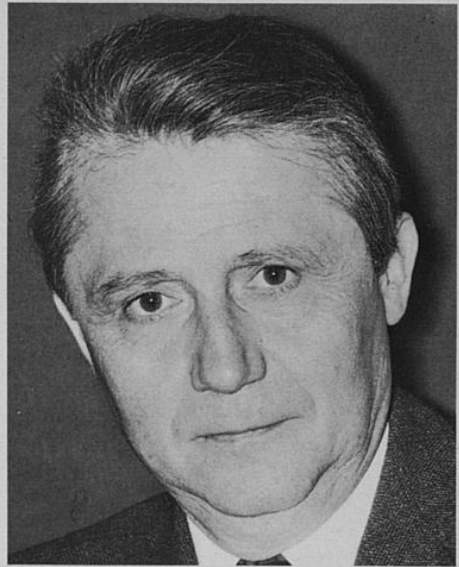
**Rektor und Prorektor,
Dekane der Fakultäten**



Der Rektor,

Magnifizienz

Professor Dr. phil. HERBERT RAUTER,



und der Prorektor,

Professor Dr. med. Dr. h. c.

WILHELM LOCHNER,

wurden für das Amtsjahr 1975/76 wiedergewählt. Sie wurden den Lesern dieses Jahrbuchs bereits in den Ausgaben 1970/71 S. 42 und 1972/73 S. 23 vorgestellt.



Dekan der Philosophischen Fakultät

Spektabilität

Professor Dr. phil. MANFRED HÖFLER

Sein Lebenslauf erschien im Jahrbuch
1969/70 S. 58.



**Dekan der Mathematisch-
Naturwissenschaftlichen Fakultät**

Spektabilität

Professor Dr. rer. nat. KURT SUCHY

Sein Lebenslauf erschien im Jahrbuch
1971/72 S. 56.



**Dekan der Medizinischen Fakultät
Spektabilität
Professor Dr. med.
GUSTAV-ADOLF VON HARNACK**

Am 31. Januar 1917 wurde GUSTAV-ADOLF VON HARNACK in Hindenburg/Oberschlesien geboren. Die Schule besuchte er in Hersfeld, Hannover, Köln, Merseburg und Berlin. In Freiburg, Berlin und Innsbruck studierte er Medizin. Nach dem Staatsexamen und der Promotion 1942 folgten Kriegseinsatz als Truppenarzt und Gefangenschaft. Im November 1945 begann er seine Ausbildung als Kinderarzt an der Universitäts-Kinderklinik Hamburg - seit 1951 unter der Leitung von Professor K. H. SCHÄFER, 1952 habilitierte er sich mit der Arbeit „Wesen und soziale Bedingtheit frühkindlicher Verhaltensstörungen“. Das spezielle wissenschaftliche Interesse galt den Schilddrüsenerkrankungen, Wachstumsproblemen und der klinischen Pharmakologie, insbesondere der Arzneimitteldosierung im Kindesalter. Die von ihm verfaßten „Pädiatrischen Dosistabellen“ erschienen inzwischen in der 5. Auflage. 1966 übernahm VON HARNACK die Leitung der Universitäts-Kinderklinik als

Nachfolger von Professor KLINKE. Zwei Dinge lagen ihm besonders am Herzen: die Intensivierung des Studentenunterrichts und der Aufbau einer aus zahlreichen Spezialabteilungen bestehenden Klinik. Die Universitäts-Kinderklinik gliedert sich jetzt in drei Ordinariate und umfaßt Abteilungen, u.a. für Stoffwechselkrankheiten, Neonatologie, Ernährung, Intensivpädiatrie, Neuropädiatrie, Hämatologie, Kinderkardiologie, Pulmonologie. Die von VON HARNACK herausgegebene „Kinderheilkunde“, ein Lehrbuch vorwiegend für Studenten, erscheint inzwischen in vierter Auflage, sowie in italienischer und spanischer Sprache. 1976 kam die „Therapie der Krankheiten des Kindesalters“ im Springer-Verlag heraus. Vom 1. Oktober 1975 bis zum 30. September 1976 war VON HARNACK Dekan der Medizinischen Fakultät.

Fortschritt durch Forschung

Forschung ist Teamarbeit.
Sie setzt eine hohe Bereitschaft zur Zusammenarbeit voraus.
Die Verflechtung verschiedener Disziplinen
bestimmt mehr denn je den Wirkungsgrad.

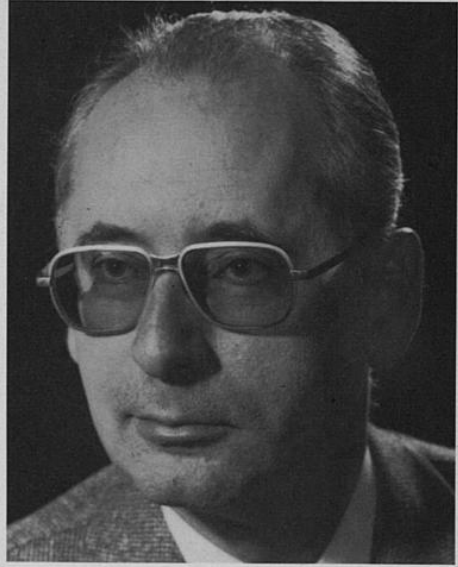
Neue, wertvolle Erkenntnisse für den Partner,
erfolgreicher Erfahrungsaustausch mit dem Partner.
Dies versteht Wülfing unter Partnerschaft –
im Dienste der Medizin zum Nutzen der Menschen.



JOHANN A. WÜLFING · NEUSS
ein Unternehmen der
BEECHAM-GRUPPE

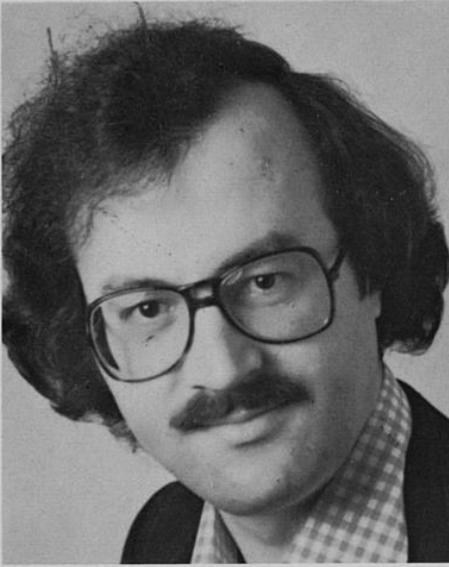


Neue Professoren und Dozenten Philosophische Fakultät



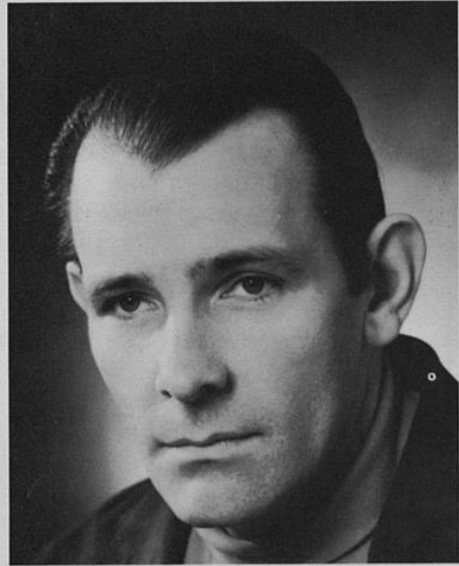
**Professor Dr. phil.
LUDWIG HARDÖRFER**

LUDWIG HARDÖRFER, geboren am 16. Dezember 1924 in Nürnberg, verbrachte seine Jugend und Schulzeit im Ruhrgebiet. Nach dem Wehrdienst (1942 bis 1945) studierte er Germanistik, Klassische Philologie und Philosophie in Mainz und war seit dem Jahr 1951 im höheren Schuldienst des Landes Nordrhein-Westfalen tätig. In den Jahren 1970 bis 1974 leitete er als Oberstudiendirektor das Staatliche Bezirksseminar für das Lehramt am Gymnasium in Mönchengladbach; seit 1974 ist er als Oberschulrat Leiter der Erziehungswissenschaftlichen Abteilung des Landesinstituts für schulpädagogische Bildung in Düsseldorf. Er wurde 1954 mit einer Arbeit über Rilkes Duineser Elegien zum Dr. phil. promoviert und habilitierte sich 1975 an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz im Fach Erziehungswissenschaft. Seit 30. August 1976 ist er als apl. Professor Mitglied der Philosophischen Fakultät der Universität Düsseldorf. Schwerpunkte seiner erziehungswissenschaftlichen Forschungstätigkeit liegen in den Bereichen Curriculumentwicklung, Lehreraus- und -fortbildung.



**Privatdozent Dr. phil.
WOLFRAM HOGREBE**

Am 27. September 1945 wurde WOLFRAM HOGREBE in Warburg/Westf. geboren. Nach dem Abitur 1966, der Wehrpflicht und dem Studium heiratete er 1971. Seit dem Wintersemester 1967/68 studierte er in Münster, München und schließlich in Düsseldorf die Fächer alte und neue Germanistik, Theaterwissenschaft, Linguistik, Pädagogik und Informationswissenschaft. Seine philosophischen Lehrer waren zunächst in Münster Professor KAULBACH und vor allem Professor JOACHIM RITTER. In München hörte er Philosophie bei Professor LAUTH und Professor STEGMÜLLER, in Düsseldorf bei Professor DIEMER, an dessen Institut er 1971 Verwalter einer Assistentenstelle und nach der Promotion 1972 Assistent wurde. Im Sommersemester 1976 nahm er einen Lehrauftrag an der Universität Essen wahr. Am 13. Juli 1976 habilitierte er sich an der Universität Düsseldorf für das Fach Philosophie. Veröffentlichungen: Kant und das Problem einer transzendentalen Semantik, Freiburg/München 1974 (Diss.), Archäologische Bedeutungspostulate, ibidem 1977 (Habil.).



**Professor Dr. phil.
PETER HÜTTENBERGER**

Am 15. 7. 1938 geboren, wuchs PETER HÜTTENBERGER in Berlin, Neustadt/Weinstraße und Kaiserslautern auf. Er besuchte ab 1950 das altsprachliche Gymnasium Kaiserslautern, studierte ab 1960 in Tübingen, Bordeaux und Bonn und wurde 1966 bei Professor BRACHER über ein Thema aus der Geschichte der NSDAP promoviert. 1967 übernahm er einen Forschungsauftrag am Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf. Er habilitierte sich 1973 in Bonn mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft; 1974 wurde er Leiter eines Forschungsprojektes am Institut für Zeitgeschichte in München. Die Universität Bielefeld berief ihn 1975 auf die Stelle eines Wissenschaftlichen Rates und Professors. 1975 erhielt er den Ruf an den Lehrstuhl für Neueste Geschichte an der Universität Düsseldorf, den er am 1. Februar 1976 einnahm.



**Professor Dr. phil.
LIENHARD LEGENHAUSEN**

Am 12. August 1941 wurde LIENHARD LEGENHAUSEN als Sohn des Oberstudienrates HEINRICH LEGENHAUSEN und seiner Ehefrau ADELE in Leer/Ostfriesland geboren. Nach einem Wohnungswechsel besuchte er das mathematisch-naturwissenschaftliche und neusprachliche Gymnasium an der Hamburger Str. in Bremen, an der er 1961 die Reifeprüfung ablegte. Er nahm anschließend das Studium in den Fächern Englisch und Leibeserziehung an der Universität Kiel auf, an der er auch die Vorprüfungen in Philosophie und Pädagogik und 1968 das Staatsexamen ablegte, nachdem er zuvor noch ein Semester in Freiburg und mit Hilfe eines Fulbright-Stipendiums ein Jahr an der Universität of Kansas in den USA studiert hatte. Im Herbst 1968 trat er den Referendardienst am Seminar für Studienreferendare in Freiburg/i. Br. an und bestand 1969 die Pädagogische Prüfung für das Lehramt an Gymnasien. Am 1. April 1970 wurde er als Wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Linguistik, Universität Stuttgart eingestellt, wo er 1974 auch promoviert wurde (Disser-

tationsthema: Fehleranalyse und Fehlerbewertung - Untersuchungen an englischen Reifeprüfungsnacherzählungen). Seit dem 10. November 1975 ist er Wiss. Rat und Professor für englische Sprachwissenschaft am Anglistischen Institut der Universität Düsseldorf.



**Privatdozent Dr. phil.
KARL-EGON LÖNNE**

In Wevelinghoven/Erft wurde KARL-EGON LÖNNE 1933 geboren und hat in Grevenbroich Volksschule und Gymnasium absolviert. Bei seinen Universitätsstudien in Latein, Philosophie, Germanistik und Geschichte, die er von 1955 bis 1964 in Marburg, Köln, München und Neapel betrieb, hat ihn besonders historische und politische Urteilsbildung fasziniert, die auch das Kernproblem seiner Dissertation über BENEDETTO CROCE als Kritiker seiner Zeit darstellt (Tübingen 1967). Eine politisch und gesellschaftlich breitere Perspektive dieser Problematik hat er zum Thema seiner Habilitationsarbeit gemacht, in der er die Auseinandersetzung der deutschen Linken mit dem italienischen Faschismus analysiert hat, da sie ihm als wichtig und aufschlußreich für deren spätere Haltung zum Nationalsozialismus erschien. In Forschung und Lehre befaßt er sich auch weiterhin mit Themen der deutsch-italienischen Beziehungen auf politischem und geistigem Gebiet und verfolgt spezielle Themen der deutschen Parteiengeschichte mit zeitlichem Schwerpunkt in der Weimarer Republik.

Die interdependente Beziehung von Gegenwart und Vergangenheit hält er für das ständig zu bedenkende, wenn auch nie durch eine Formel zu fassende Agens des historischen Denkens. Am 9. Dezember 1975 wurde er für Neuere Geschichte habilitiert und bald darauf zum Akademischen Oberrat ernannt.



**Studienprofessor Dr. phil.
HANS LOTAHR MEYER**

Am 2. Juni 1935 wurde HANS LOTHAR MEYER als Sohn des Volksschullehrers THEODOR MEYER und seiner Frau IRMGARD in Köln geboren. Nach vierjährigem Besuch der Volksschule in Beuthen/OS und Flerzheim/Rhld. besuchte er das Städtische Gymnasium Rheinbach und das Emil Fischer-Gymnasium in Euskirchen und bestand nach einem einjährigen Studienaufenthalt in den U.S.A im März 1955 das Abitur. Anschließend studierte er vom SS 1955 bis WS 1961/62 an den Universitäten Köln und Sorbonne englische und romanische Philologie und Sprachwissenschaft bei den Professoren PAPAJEWSKI, RAUTER, STANDOP, SCHALK, PIEL, FOUCHÉ, BRUNEAU und MATORÉ. Am 28. Februar 1962 wurde er in Köln mit einer von den Professoren PAPAJEWSKI und STANDOP begutachteten sprachwissenschaftlichen Dissertation über sprachliche Mittel zum affektiven Ausdruck des Hohen Grades im britischen und amerikanischen Englisch promoviert. Vom 1. Januar 1962 bis 30. September 1963 war er als Lektor für Englische Sprache an der

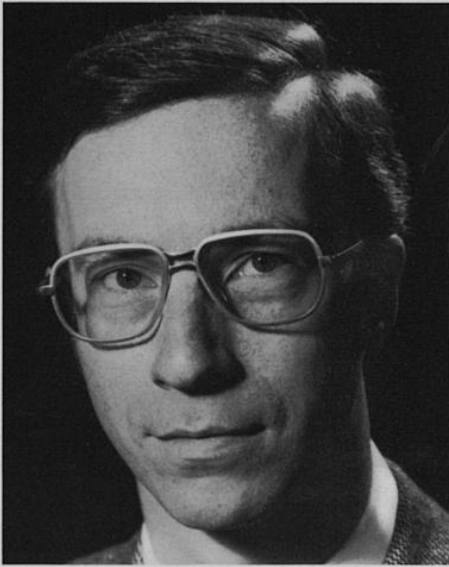
Universität Köln tätig. Danach wechselte er an das Englische Seminar der Universität Frankfurt über, wo er als wissenschaftlicher Assistent von Professor RAUTER u.a. mit Lehrveranstaltungen zur englischen Sprachgeschichte und Literatur beauftragt war. Nach seiner Ernennung zum Akademischen Rat im März 1967 wandte er sich der modernen Sprachwissenschaft zu. In seiner Lehr- und Forschungstätigkeit gilt seither sein Interesse insbesondere den Entwicklungen innerhalb der transformationell-generativen Linguistik und der Untersuchung ihrer Auswirkungen auf die kontrastive Beschreibung des Englischen. Im WS 1970/71 nahm er das Angebot von Professor RAUTER an, ihm von Frankfurt an das Anglistische Institut der Universität Düsseldorf zu folgen, wo er am 24. März 1972 zum Akademischen Oberrat ernannt wurde. Am 7. Dezember 1976 erfolgte seine Ernennung zum Studienprofessor.



Neue Professoren und Dozenten Mathematisch-Naturwissenschaft- liche Fakultät

**Professor Dr. phil. Dr. med.
PETRA NETTER**

PETRA NETTER wurde am 1. April 1937 in einem Vorort von Hamburg geboren, in dem ihr Vater von 1947 bis 1968 Schulleiter war. Nach dem Abitur im altsprachlichen Zweig eines Hamburger Gymnasiums studierte sie von 1955 bis 1960 Psychologie in Hamburg und Innsbruck. Das 1959 parallel begonnene Medizinstudium schloß sie 1966 mit dem Staatsexamen ab und erhielt 1968 die Approbation als Arzt. Die Promotion in Psychologie erfolgte 1963 in Hamburg, die in Medizin 1970. Die Venia legendi erhielt sie 1975 für das Fach Medizinische Psychologie in Mainz, wo sie seit 1968 in verschiedenen Forschungsprojekten am Institut für Medizinische Statistik tätig und am Unterricht in Statistik und Medizinischer Psychologie beteiligt war. 1975 erhielt sie einen Ruf an das Psychologische Institut der Universität Düsseldorf als wiss. Rat und Professor und übernahm im Sommersemester 1975 die Abteilung für Medizinische Psychologie an der Universität Mainz.



**Studienprofessor Dr. rer. nat.
ERICH BAUMGARTNER**

Am 3. Juli 1941 wurde ERICH BAUMGARTNER in Würzburg geboren. Er besuchte die Volksschule und das Humanistische Gymnasium in Straubing und Würzburg. Nach dem Abitur im Jahre 1960 studierte er an der Julius-Maximilians-Universität in Würzburg Mathematik und Physik. In diesen Fächern legte er 1966 die Erste Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien ab. Von 1966 bis 1968 war er Verwalter einer Assistentenstelle am Mathematischen Institut der Universität Würzburg. Danach wechselte er an die Universität Düsseldorf, wo er 1969 mit einer Arbeit aus dem Gebiet der nichtassoziativen Algebra bei Professor BERGMANN promoviert wurde. 1970/71 war er Studienreferendar in Würzburg. Nach dem zweiten Staatsexamen kehrte er an das Mathematische Institut der Universität Düsseldorf zurück. Hier wurde er am 27. August 1976 zum Studienprofessor ernannt. Sein Hauptinteresse gilt Fragen der Algebra und Problemen der Didaktik der Mathematik.



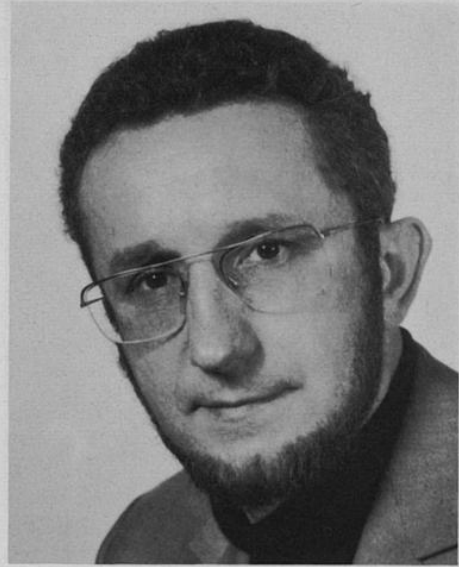
**Privatdozent Dr. rer. nat.
HANS CRAUBNER**

Geboren 1928 in Neuenbürg/Schwarzwald legte HANS CRAUBNER 1947 nach Kriegsdienst bei Flak und Reichsarbeitsdienst am Realgymnasium Pforzheim die Reifeprüfung ab. Nach dem Studium von Chemie, Physik, Mineralogie und Mathematik sowie Assistententätigkeit an den Universitäten Karlsruhe, Mainz und Zürich erhielt er 1954 das Diplom und 1957 den Dr. rer. nat. in Physikalischer Chemie an der Universität Mainz. Von 1958 bis 1969 arbeitete er in der Forschung der Chemischen Industrie über Physikalische und Technische Polymerchemie (Kunststoffe, Synthesefasern) sowie Chemische Verfahrenstechnik (Prozeßoptimierung). Seit 1969 ist er am Max Planck-Institut für Züchtungsforschung zu Köln tätig. Arbeitsgebiete sind Biophysikalische Chemie (Photosynthesemembran), Physikalische Chemie der Makromoleküle, Flüssigkeiten und Thermodynamik von Multikomponentensystemen. Am 21. Oktober 1975 hat er sich für Physikalische Chemie an der Universität Düsseldorf habilitiert.



Privatdozent Dr. rer. nat.
GÜNTER DEBUS

Am 1. September 1939 wurde GÜNTER DEBUS in Gönnern/Hessen geboren. Nach Schulbesuch in Gönnern und Biedenkopf/Lahn studierte er ab 1960 Psychologie in Marburg und Berlin. Nach dem Erwerb des Diploms 1965 ging er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an das Psychologische Institut in Gießen, wo er 1969 zum Dr. rer. nat. promoviert wurde. Seit 1970 ist er als Wissenschaftlicher Assistent am Psychologischen Institut in Düsseldorf tätig. Am 15. Juni 1976 wurde er von der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Düsseldorf habilitiert. Ab April 1976 war er für ein Jahr beurlaubt, um eine Lehrstuhlvertretung am Psychologischen Institut der Technischen Hochschule Aachen wahrzunehmen.



Privatdozent Dr. rer. nat.
GERHARD HEIDE

Am 4. Februar 1933 wurde GERHARD HEIDE in Adelsbach/Schlesien geboren. Seine Schulausbildung schloß er 1954 in Wunstorf bei Hannover mit dem Abitur ab. An der Technischen Hochschule Hannover studierte er Chemie, Physik, Botanik und Sport und anschließend an der Universität Würzburg Zoologie, Physiologie und Physiologische Chemie. In Würzburg begann er mit Untersuchungen über die neuralen und muskulären Mechanismen der Bewegungssteuerung bei Insekten, die er ab 1966 an der Universität Düsseldorf fortsetzte. Nach seiner Promotion 1969 arbeitete er als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Zoologie der Universität Düsseldorf. Seine Untersuchungen über visuelle, propriozeptorische und zentralnervöse Einflüsse auf die Bildung von Erregungsmustern in neuromotorischen Systemen von Insekten hat er während eines 15monatigen Forschungsaufenthalts am „California Institute of Technology“ in Pasadena und danach wieder in Düsseldorf fortgesetzt. Im Oktober 1975 hat er sich für das Fach Zoologie habilitiert.



Professor Dr. rer. nat.
HANS-KARL JANSSEN

Am 7. Mai 1938 wurde HANS-KARL JANSSEN als Sohn des Arztes Dr. med. KARL JANSSEN und seiner Frau JOSEPHA in Göttingen geboren. Nach dem Besuch der Grund- und Oberschule in Dingelstädt/Eichsfeld legte er im Jahre 1956 die Reifeprüfung ab. Da er auf Grund seiner gesellschaftlichen Herkunft nicht zum erwünschten Studium in der DDR zugelassen wurde, übersiedelte er 1957 in die Bundesrepublik Deutschland und studierte von 1957 - 1964 Physik an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen. Nach „mit Auszeichnung“ bestandener Diplom-Prüfung begann er als Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Theoretische Physik der RWTH Aachen unter Leitung von Professor Dr. F. SCHLÖGL und wurde am 5. Dezember 1969 „mit Auszeichnung“ promoviert. Nach Annahme seiner Habilitationsschrift „Stochastisches Reaktionsmodell für einen Nichtgleichgewichts-Phasenübergang“ durch die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät der RWTH Aachen erhielt er am 17. Oktober 1973 die Venia legendi für das Fach

„Physik“. In der Zeit vom 1. Oktober 1973 bis zu seiner Berufung auf den Lehrstuhl für Theoretische Physik III an der Universität Düsseldorf am 1. Oktober 1976 war er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Festkörperforschung, Theorie 2, Leitung Professor Dr. H. WAGNER, der Kernforschungsanlage Jülich tätig. Seit Hauptarbeitsgebiet ist die Statistische Physik, insbesondere die Theorie der kritischen Phänomene.



**Studienprofessor Dr. rer. nat.
HANS-RUDOLF KLEINHANSS**

Am 22. Dezember 1930 wurde HANS-RUDOLF KLEINHANSS als Sohn des Steigers RUDOLF KLEINHANSS und seiner Frau EVA in Bochum geboren. Er besuchte die Grundschule und das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium in Bochum-Gerthe, an dem er auch die durch Kriegswirren und Evakuierung zeitweise unterbrochene Schulzeit 1952 mit dem Abitur abschloß. An der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster studierte er Physik, Mathematik und Chemie und bestand 1960 das Diplomexamen für Physiker. Nach einer mehrjährigen Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Fraunhofer-Gesellschaft kam er am 1. September 1965 an den in Düsseldorf neu errichteten Lehrstuhl für Experimentalphysik unter der Leitung von Professor Dr. J. VAN CALKER. Als Wissenschaftlicher Assistent und - nach seiner Promotion am 20. Februar 1970 - als Akademischer Rat und Oberrat hatte er wesentlichen Anteil an dem Auf- und Ausbau des Physikalischen Institutes. Am 4. Juni 1975 wurde er vom Minister für Wissenschaft und Forschung zum Studien-

professor ernannt. Als Leiter der Physikalischen Grundpraktika betreut er die hinsichtlich Studiengänge und Studentenzahlen ständig wachsenden physikalischen Anfängerpraktika der naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächer mit z. Zt. weit über 1000 Praktikanten im Studienjahr. Seine wissenschaftlichen Untersuchungen befassen sich mit den Zustandsgrößen und Fließvorgängen bei Flüssigkeiten und Festkörpern unter der dynamischen Belastung durch Stoßwellen mit Drücken bis zu einigen Megabar.



**Professor Dr. rer. nat.
JOACHIM KRAUTH**

JOACHIM KRAUTH wurde am 13. September 1941 in Bocholt/Westfalen geboren. Nach Ablegung der Reifeprüfung 1962 in Münster folgte ein Studium der Mathematik und Physik an der Universität Münster, wo im Juli 1967 die Diplom-Hauptprüfung für Mathematiker abgelegt wurde. Im Juli 1969 erfolgte die Promotion zum Dr. rer. nat. in Münster mit einer Dissertation über „Eine Theorie der Bindungen“. Von Oktober 1969 bis August 1974 war er als Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Statistik und Dokumentation der Universität Düsseldorf tätig. Im Mai 1974 habilitierte er sich an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Düsseldorf und erhielt die *Venia legendi* für das Fach „Mathematische und Angewandte Statistik“. Im August 1974 erfolgte die Ernennung zum Oberassistenten an obigem Institut und im Juli 1975 die Ernennung zum Wissenschaftlichen Rat und Professor am Psychologischen Institut der Universität Düsseldorf. Im Frühjahr 1976 erreichte ihn der Ruf auf den Lehrstuhl IV für Psychologie in Düsseldorf. Nach der Ablehnung eines Parallelru-

fes auf eine ordentliche Professur für Mathematik in der Medizin an der Universität Hamburg wurde er am 3. August 1976 zum ordentlichen Professor an der Universität Düsseldorf ernannt. Schwerpunkte der Forschungsarbeiten sind Untersuchungen in der Nichtparametrischen Statistik, der Mathematischen Psychologie und der Psychometrie.



Professor Dr. rer. nat.
HEINZ MEHLHORN

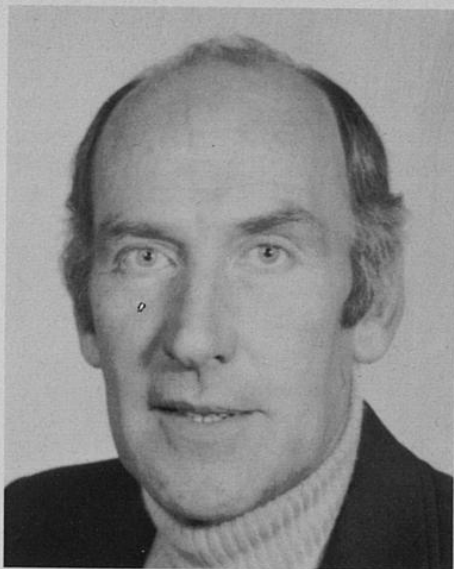
HEINZ MEHLHORN, geboren 1944 in Aussig/Elbe im Sudetenland, legte 1964 in Koblenz das Abitur ab und begann danach an der Universität Bonn Biologie und Germanistik zu studieren. Nachdem er 1969 erfolgreich die Prüfung für das Lehramt an Gymnasien für beide Fächer absolviert hatte, übernahm er eine Dissertation am Zoologischen Institut. Mit dieser Arbeit, die sich mit dem Lebenszyklus und der Feinstruktur eines einzelligen Hühnerparasiten beschäftigte und die unter Leitung von Professor Dr. SCHOLTYSECK durchgeführt wurde, wurde er 1971 zum Dr. rer. nat. promoviert. Nach einem dreimonatigen Forschungsaufenthalt in Clermont-Ferrand, Frankreich, erhielt er für zwei Jahre ein Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Untersuchung von Sarkosporidien, einer weitverbreiteten Gruppe pathogener, einzelliger Parasiten des Menschen und seiner Haustiere. In dieser Zeit führte er weitere Forschungsaufenthalte in Frankreich und in den USA durch. Ab Januar 1974 war er dann als Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Zoolo-

gie der Universität Düsseldorf bei Professor Dr. PETERS tätig und begann eine intensive Zusammenarbeit mit Berliner, australischen und südafrikanischen Arbeitsgruppen. 1975 habilitierte er sich kumulativ mit etwa 60 Publikationen auf dem Gebiet der Mikromorphologie und der Entwicklungszyklen einzelliger Parasiten und erhielt von der Math. Nat. Fakultät der Universität Düsseldorf die Venia legendi für das Fach Zoologie. Am 4. Februar 1977 wurde er dann zum Wissenschaftlichen Rat und Professor am Institut für Zoologie II ernannt.



**Professor Dr. rer. nat.
HANS MÖHRLE**

Am 4. Mai 1930 wurde HANS MÖHRLE in Stuttgart geboren. Dort absolvierte er seine Schulzeit und legte 1950 das Abitur ab. Die Fachausbildung begann er als Praktikant in der Württemberg-Apotheke und der Krankenhausapotheke des Katharinenhospitals in Stuttgart. Hieran schloß sich das Pharmazie-Studium an der Universität Freiburg i.Br. an. Nach dem Pharmazeutischen Staatsexamen erfolgte 1958 die Promotion zum Dr. rer. nat. in Tübingen und hierauf das Studium der Lebensmittelchemie (Hauptprüfung 1959), sowie die Tätigkeit als DFG-Forschungsstipendiat und Assistent an den Universitäten Würzburg, Braunschweig und Tübingen. 1964 habilitierte er sich an der Universität Tübingen für das Fach Pharmazeutische Chemie. 1965 wurde MÖHRLE das „Carl-Mannich-Forschungsstipendium“ verliehen. 1969 erhielt er einen Ruf an die FU Berlin und wurde zum ord. Professor ernannt. Nach mehrjähriger Tätigkeit als geschäftsführender Direktor wurde er 1974 an die Universität Düsseldorf berufen und ist hier seit Oktober 1975 als ord. Prof. tätig.



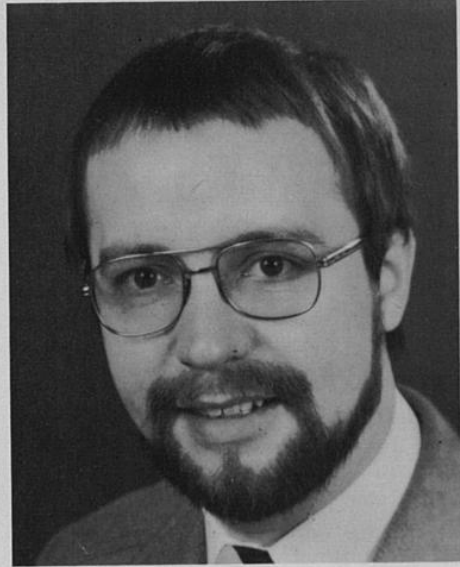
**Ministerialrat Professor Dr. agr.
DIETMAR RIEDEL**

DIETMAR RIEDEL, geboren 1927, Promotion (Dr. agr.) in Berlin bei Prof. WUNDSCH 1953, Assistent am Institut für Fischereiwesen der Humboldt-Universität zu Berlin 1951 bis 1955. Nach neunjähriger Tätigkeit als Fischereiberater der Welternährungsorganisation der Vereinten Nationen (FAO) in Syrien, Äthiopien und Nikaragua zunächst Landesfischereisachverständiger beim Landwirtschaftsministerium in Stuttgart und seit 1974 Ministerialrat im Landwirtschaftsministerium in Düsseldorf. Im Nebenamt Lehrbeauftragter an der Universität Tübingen seit 1967; Habilitation 1971 (Fach: Fischereibiologie), Umhabilitation 1974 (Universität Düsseldorf), Ernennung zum apl. Professor am 30. Juli 1976; zeitweiliger Konsultant für fischereiliche Entwicklungsprogramme der FAO und des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit; Mitglied der International Academy of Fishery Scientists, Rom.



Professor Dr. rer. nat.
KURT A. SANTARIUS

KURT A. SANTARIUS wurde am 23. November 1933 in Teplitz-Schönau (Tschechoslowakei) geboren und studierte ab 1952 Biologie an den Universitäten Greifswald, Berlin und Würzburg. Hier wurde er 1961 mit einer Arbeit über die Anpassung von Mikroorganismen an extreme Umweltverhältnisse promoviert. 1963 wechselte er an das Institut für landwirtschaftliche Botanik der Universität Bonn und habilitierte sich 1966 für das Lehrgebiet Botanik. Nach einem einjährigen Studienaufenthalt an der University of California in Davis (Kalifornien) und einer fünfmonatigen botanischen Sammelreise in Südamerika ist er seit September 1968 am Botanischen Institut der Universität Düsseldorf tätig. Hier wurde er 1969 zum Dozenten, 1971 zum wissenschaftlichen Rat und Professor und am 25. Mai 1976 zum ordentlichen Professor für das Fachgebiet Botanik III (Ökologische Pflanzenphysiologie) ernannt. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Erarbeitung der physiologisch-biochemischen Grundlagen für die Anpassung von Pflanzen an extreme Umweltbedingungen.



Professor Dr. rer. nat.
O. BERNDT SCHOLZ

Am 13. Juli 1941 wurde er in Freiburg geboren. Er studierte von 1961 bis 1966 in Berlin Psychologie. Seine beruflichen Interessen betreffen methodische Gebiete der Klinischen Psychologie, einschließlich ihrer praktischen Verknüpfung. Glücklicherweise konnte er auch seine berufliche und wissenschaftliche Laufbahn in diesem Sinne gestalten. So hatte er Gelegenheit, in Leipzig auf dem Gebiet der Klinischen Neurophysiologie und der Psychotherapie der Neurosen zu arbeiten. In Berlin galt sein Interesse der Belastungsforschung sowie der diagnostischen und therapeutischen Arbeit mit psychisch gestörten Menschen. Weitere Stationen waren Mainz und Tübingen. Naturwissenschaftlich orientierte Klinische Psychologie in Lehre und Forschung ist sein Arbeitsgegenstand, den er an der Düsseldorfer Universität zu vertreten hat. Mit besonderer Aufmerksamkeit widmet er sich Fragen der experimentell kontrollierten Therapieindikation bzw. der ehelichen Kooperationsstörungen. Er wurde am 2. August 1976 an der Universität Düsseldorf zum Wiss. Rat und Professor ernannt.



**Privat-Dozent Dr. rer. nat.
GUNNAR SCHRÖDER**

Am 21. Mai 1943 wurde GUNNAR SCHRÖDER als Sohn des Technikers FRIEDRICH SCHRÖDER und seiner Ehefrau ALMA in Oberammergau geboren. Nach der Rückübersiedlung der Familie nach Münster wurde er dort Ostern 1949 eingeschult. Vom Jahre 1953 an besuchte er das Staatl. Schillergymnasium in Münster und bestand an dieser Schule am 6. Februar 1962 die Reifeprüfung. Vom Sommersemester 1962 an studierte er an der Westf. Wilhelms-Universität Münster Mathematik und Physik. Am 3. Mai 1968 legte er vor dem Wissenschaftlichen Prüfungsamt Münster die Erste Philologische Staatsprüfung in den Fächern Mathematik und Physik ab. Seit dem 1. Juni 1968 war er zuerst als wissenschaftliche Hilfskraft und später als Wissenschaftlicher Assistent am Mathematischen Institut der Universität Düsseldorf (Lehrstuhl Professor Dr. E. KREYSZIG) tätig. Am 24. Juni 1971 wurde er an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Düsseldorf zum Dr. rer. nat. promoviert. Vom 1. Oktober 1971 bis zum 30. September 1973 war er Wissen-

schaftlicher Assistent am Institut für Mathematische Statistik der Universität Karlsruhe. Seit dem 1. Oktober 1973 ist er Wissenschaftlicher Assistent am Mathematischen Institut der Universität Düsseldorf (Lehrstuhl Professor Dr. Dr. H. SCHUBERT). Am 21. Januar 1975 erhielt er von der Fakultät die Venia legendi für das Fach Mathematik und wurde zum Privatdozenten ernannt.

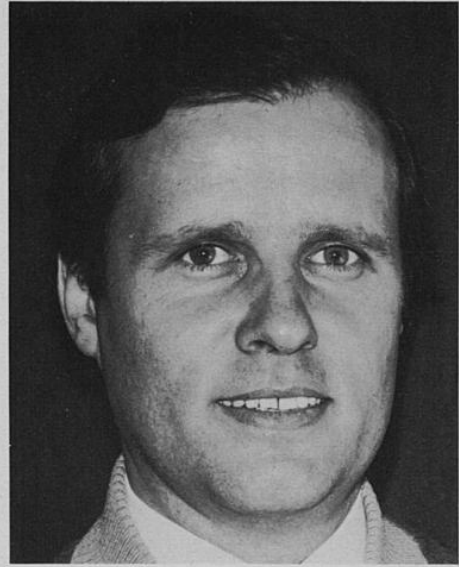


**Studienprofessor Dr. rer. nat.
PAUL THIELEMANN**

Am 28. August 1932 wurde PAUL THIELEMANN als Sohn des Diplomingenieurs PAUL THIELEMANN und seiner Frau HELENE in Goslar geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in Grainau schloß er im Jahre 1952 die weitere Ausbildung an der Oberrealschule in Garmisch-Partenkirchen mit dem Abitur ab. Im Wintersemester 1952/53 begann er das Studium der Physik an der Ludwig-Maximilians-Universität München und legte im Sommersemester 1956 die Diplomvorprüfung ab. Im Jahre 1957 arbeitete er als Angestellter bei der Versuchsanstalt der Deutschen Bundesbahn in München, im Wintersemester 1957/58 begann er mit der Diplomarbeit an der Universität München mit dem Thema: Die Registrierung von Barkhausenimpulsen auf Magnetband. Nach dem Diplomexamen im Jahre 1963 ging er zur Firma Siemens in München, kehrte jedoch 1964 an die Universität München zurück, um eine Dissertation über „Die Bereichsstrukturen und ihre Auswirkungen auf den Ummagnetisierungsprozess nicht sehr schlanker Einkristallrahmen aus Siliziumeisen“ anzufertigen. Im

Mai 1971 wurde er mit dem Urteil „magna cum laude“ zum Dr. rer. nat. promoviert. 1969 wurde ihm die Leitung des Physikalischen Praktikums für Naturwissenschaftler an der Universität München übertragen, im Oktober 1970 kam er als Wissenschaftlicher Assistent an das Institut für Angewandte Physik der Universität Düsseldorf. 1972 wurde er dort zum Akademischen Rat ernannt und 1973 zum Akademischen Oberrat befördert. Im Juni 1975 wurde er zum Studienprofessor am Institut für Angewandte Physik der Universität Düsseldorf ernannt.

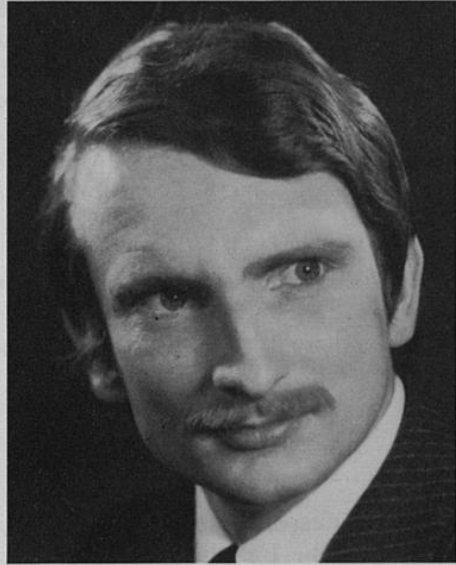
Neue Professoren und Dozenten Medizinische Fakultät



**Professor Dr. med.
GUNTHER ARNOLD**

Am 21. Februar 1934 wurde GUNTHER ARNOLD in Wiesbaden geboren. Nach der Reifeprüfung in Düsseldorf begann er im Sommersemester 1955 das Medizinstudium an der Georg-August-Universität in Göttingen. Nach bestandem Physikum wechselte er an die damalige Medizinische Akademie in Düsseldorf, wo er im November 1960 das Medizinische Staatsexamen bestand. Nach der Medizinal-Assistenten-Zeit in Düsseldorf und Promotion zum Dr. med. begann er 1963 seine wissenschaftliche Tätigkeit am Physiologischen Institut der Medizinischen Akademie in Düsseldorf bei Professor Dr. Dr. h.c. LOCHNER. Im Mai 1969 habilitierte er sich für das Fach Physiologie, im Juni 1972 wurde er Wiss. Rat und Professor. Im Mai 1975 erfolgte der Ruf auf den neugeschaffenen Lehrstuhl für Experimentelle Chirurgie an der Universität Düsseldorf, den ARNOLD am 21. Oktober 1975 annahm. Schwerpunkte der Forschungsarbeiten sind Stoffwechsel, Durchblutung und Dynamik des Herzens und deren Beeinflussung durch den koronaren Perfusionsdruck, sowie die tierexperimentel-

le Erprobung einer gemeinsam mit anderen Instituten der Universität Düsseldorf und mit Instituten der RWTH-Aachen entwickelten pulsatilen Blutpumpe (künstliches Herz) zur Herz- und Kreislaufunterstützung.



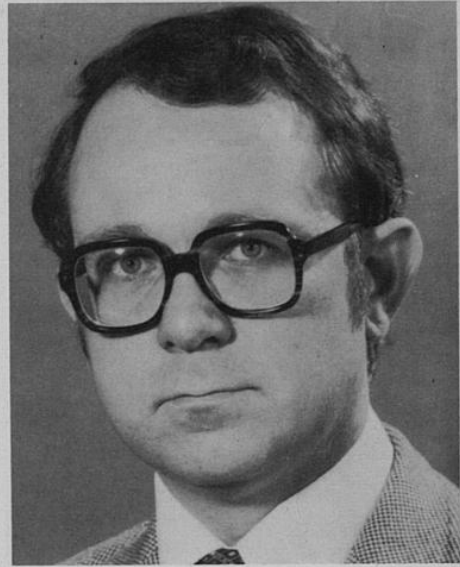
**Privatdozent Dr. med. habil.
MICHAEL BERGER**

MICHAEL BERGER wurde am 2. Juni 1944 in Schmalkalden/Thüringen geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Wetter/Ruhr studierte er an den Universitäten Würzburg, München, Galway/Irland und Düsseldorf, wo er im August 1969 das medizinische Staatsexamen ablegte. Im Februar 1970 erfolgte die Promotion zum Dr. med. an der Universität Düsseldorf mit summa cum laude. Seit dem 1. Dezember 1970 ist MICHAEL BERGER als wissenschaftlicher Assistent an der 2. Medizinischen Klinik der Universität Düsseldorf tätig. Unter Beurlaubung von dort arbeitete er 1972/73 am „Department of Medicine“ der Harvard Medical School in Boston und seit dem 1. September 1976 als „Chargé de Recherches“ am „Département de Médecine Interne“ der Universität Genève. 1971 wurde ihm der Förderpreis der „Deutschen Diabetes-Gesellschaft“, 1973 der Wissenschaftspreis der „New England Diabetes Association“, 1975 die Mitgliedschaft der „European Society for Clinical Investigation“ und am 6. Mai 1976 die Venia legendi für Innere Medizin verliehen.



**Professor Dr. med.
HORST VON BERNUTH**

HORST VON BERNUTH wurde am 3. September 1931 in Jena als Sohn eines Kinderarztes geboren. Nach dem Studium der Medizin in Münster, Innsbruck, Wien und Hamburg war er zunächst eineinhalb Jahre in der Neurologischen Klinik des Allgemeinen Krankenhauses St. Georg in Hamburg. Nach der Facharztausbildung für Kinderheilkunde an der Universitätskinderklinik Hamburg arbeitete er zweieinhalb Jahre am Institut für Entwicklungsneurologie der Universität Groningen/Holland bei Professor PRECHTL. Von Anfang 1969 bis Mitte 1974 war er Oberarzt an der Universitätskinderklinik Düsseldorf und wurde dann zum Leitenden Arzt des Kinderkrankenhauses Bethel/Bielefeld gewählt. In zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten und Veröffentlichungen befaßte sich HORST VON BERNUTH mit entwicklungsphysiologischen Problemen des Neugeborenen, Neugeborenen-Erkrankungen und kinderneurologischen Fragestellungen. 1972 habilitierte er sich für das Gebiet Kinderheilkunde und wurde am 8. Juni 1976 zum außerplanmäßigen Professor ernannt.



**Privatdozent Dr. med. habil.
REINHARD BÖCKER**

REINHARD BÖCKER wurde am 24. Juli 1940 in Dieren (Holland) geboren. Nach Ausweisung und Flucht in die westfälische Heimatstadt Iserlohn und nach Schulbesuchen im Westerwald und in Düsseldorf legte er 1961 die Reifeprüfung am Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium in Hilden ab. Das Medizinstudium führte ihn nach Köln, Mainz und Düsseldorf, wo er 1967 das medizinische Staatsexamen ablegte. Seine Ausbildung als Arzt erhielt er in verschiedenen Krankenhäusern in Nordrhein-Westfalen. Seit dem 1. Juli 1972 arbeitet er als wissenschaftlicher Angestellter in der hiesigen Urologischen Klinik bei Professor Dr. DETTMAR. Seine Habilitationsarbeit verfaßte er über das Thema „Eine neue Methode zur lymphographischen Darstellung der regionalen Lymphknoten der menschlichen Harnblase. Ergebnisse unter besonderer Berücksichtigung des Harnblasencarcinoms.“ Er erhielt am 15. Juli 1976 die Venia legendi für Urologie.



**Privatdozent Dr. med. habil.
FRANZ BORCHARD**

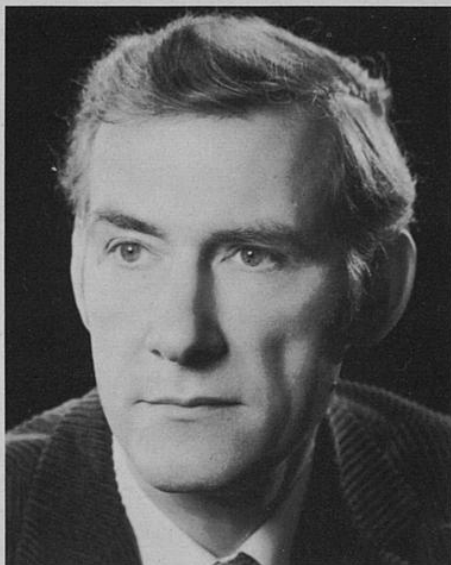
FRANZ BORCHARD wurde am 21. Januar 1943 in einer Arztfamilie in Rheydt geboren. Dort besuchte er auch das Gymnasium, bevor er sich dem Medizinstudium zuwandte. Er studierte in Köln, Wien, Cambridge und Düsseldorf. 1968 bestand er in Düsseldorf das Staatsexamen und nach 18monatiger Medizinalassistentz erhielt er 1970 die Approbation als Arzt. Im Jahre 1969 wurde er mit einer quantitativ-morphologischen Arbeit über die Langerhansschen Inseln des Pankreas promoviert, die am Pathologischen Institut der Universität Düsseldorf entstanden war. Dort begann er 1970 seine Ausbildung zum Facharzt für Pathologie, die 1975 abgeschlossen wurde. Die Habilitationsschrift mit dem Titel „Die adrenergen Nerven im normalen und hypertrophierten Herzen“ wurde im Juni 1975 von der Medizinischen Fakultät der Universität Düsseldorf angenommen und am 20. November 1975 wurde die Venia legendi für Pathologie erteilt. Die Hauptarbeitsgebiete betreffen kardiovaskuläre und gastroenterologische Probleme.



**Privatdozent Dr. med. habil.
JOACHIM BRUCH**

Am 12. August 1938 wurde JOACHIM BRUCH in Gelsenkirchen geboren. Nach einem durch Kriegswirren und Flucht aus Landsberg a.d. Warthe verursachten häufigeren Schulwechsel besuchte er ab Ostern 1949 das neusprachliche Gymnasium in Wanne-Eickel, wo er am 10. März 1958 die Reifeprüfung ablegte. Im Sommersemester 1958 begann er mit dem Studium der Medizin in Freiburg i.Br., wo er 1959 die naturwissenschaftliche Vorprüfung und 1960 die ärztliche Vorsprüfung bestand. 1961 und 1962 belegte er die ersten klinischen Semester in Innsbruck und Wien und war seit dem Wintersemester 1962 an der Medizinischen Akademie in Düsseldorf immatrikuliert. Im Sommersemester 1964 legte er das medizinische Staatsexamen an der Medizinischen Akademie in Düsseldorf ab. Am 23. November 1964 wurde er an der Medizinischen Akademie in Düsseldorf mit dem Thema „Die Beeinflussung der zytotoxischen Quarzwirkung durch Polyvinylpyridin-N-oxid in der Gewebekultur“ promoviert. Vom 1. September 1964 bis zum 31. Dezember 1965 war er als Medizinalassistent

stent an dem Städtischen Krankenhaus in Düsseldorf-Benrath beschäftigt. Seit dem 1. Januar 1966 ist er als wissenschaftlicher Assistent an dem Medizinischen Institut für Lufthygiene und Silikoseforschung an der Universität Düsseldorf tätig. Am 30. September 1966 erhielt er die Bestallung als Arzt. Am 14. Januar 1969 wurde er zum Leiter der Abteilung für Elektronenmikroskopie im Medizinischen Institut für Lufthygiene und Silikoseforschung ernannt. Im Herbst 1972 erfolgte seine Wahl als Leiter der Arbeitsgruppe „Staublungenforschung“. Die wissenschaftliche Tätigkeit umfaßte im wesentlichen Forschungen auf dem Gebiete der Umwelt- und Arbeitshygiene. Hierbei interessierte insbesondere die Wirkungen von Gewerbestäuben auf Zellen in vitro und in vivo. Weiterhin führte er umfangreiche tierexperimentelle Untersuchungen über Effekte von Luftschadstoffen auf das Lungengewebe durch. Im Sommersemester 1976 habilitierte er sich im Fach Hygiene an der Universität Düsseldorf. Im Wintersemester 1976/77 wurde er zum Privatdozenten ernannt.



**Privatdozent Dr. med. habil.
WERNER F. DILLER**

Am 2. Dezember 1929 wurde WERNER DILLER als Sohn des Lebensmittelchemikers Professor Dr. HANS DILLER und seiner Frau HEDE in Bautzen/Sa. geboren. Kriegsbedingte Verhältnisse führten zu häufigem Wohnungs- und Schulwechsel (Leipzig, Berlin, Nürnberg, Bautzen, Bamberg). Nach dem Abitur 1949 erhielt DILLER ein einjähriges Fulbright-Stipendium und begann das Medizin-Studium an der Cornell-University in den USA. Nach Deutschland zurückgekehrt legte er die ärztliche Vorprüfung in Erlangen 1952 ab, wechselte 2 Semester nach Heidelberg über und fertigte dort die Promotionsarbeit „Krebs und Trauma“ bei Professor K. H. BAUER an. Im Anschluß an das Staatsexamen 1955 arbeitet er mit einem Forschungsstipendium des DAAD am Pharmakologischen Institut der Universität Sheffield/England bei Professor G. M. WILSON über die Ausscheidung von Katecholaminen bei Schilddrüsenfunktionsstörungen. Vierjährige Assistenzzeit in Innerer Medizin (Rüsselsheim) und Röntgenologie (Leverkusen) schlossen sich an. Nach zweijähriger röntgenologi-

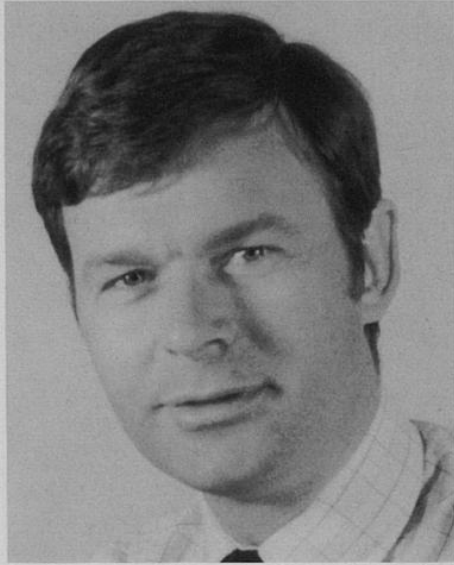
scher Weiterbildung bei Professor E. ZDANSKY an der Universität Basel erhielt DILLER die Facharztanerkennung für Röntgenologie und übernahm am 1. Januar 1963 die Leitung des Instituts für Röntgendiagnostik und Nuklearmedizin im Werk Leverkusen der BAYER AG. Die Beschäftigung mit arbeitsmedizinischen Fragen führte zur Zusatzbezeichnung „Arbeitsmedizin“ 1966, zur Habilitation 1974 („Frühdiagnose und Verlaufsbeobachtung der Phosgenvergiftung mit radiologischen Methoden“) und zur Venia legendi mit der Verleihung des Titels „Privatdozent“ 1975. Für wissenschaftliche Arbeiten erhielt DILLER 1974 den E. W. Baader-Preis der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsmedizin und 1976 den Agfa-Gevaert-Preis der Berliner Röntgengesellschaft.



**Privatdozent Dr. med. habil.
WULF EICKENBUSCH**

Geboren am 29. September 1930 in Essen, ist WULF EICKENBUSCH als Sohn ärztlicher Eltern in Liegnitz und Hamm zum Abitur 1951 herangewachsen. Auf das Medizinstudium in Freiburg, Innsbruck und Kiel folgten 1956/57 Staatsexamen und Promotion wiederum in Freiburg. Nach zweijähriger Medizinalassistentenzeit mit Impulsen aus der Pathologie bei Professor GIESE und Inneren Medizin bei Professor WENDEROTH ging er an die II. Medizinische Klinik Karlsruhe (1959 bis 1962), von dort mit Professor WEISBECKER Wechsel nach Kiel zum Aufbau der II. Medizinischen Klinik und Poliklinik der Universität. Als wissenschaftlicher Assistent, später Oberarzt der Klinik mit Lehrauftrag für Innere Medizin, wurden wissenschaftlich vorwiegend endokrinologische Fragestellungen unter Verwendung nuklearmedizinischer und immunologischer Techniken bearbeitet. Seit 1. Mai 1970 ist er als Chefarzt der Medizinischen Klinik des Allgemeinen Krankenhauses für die Stadt Hagen weiter mit Schwerpunkt Schilddrüsenstörungen und Nuklearmedizin tätig. Habilitations-

Thema: „Die Bedeutung der Schilddrüsen-Auto-Antikörper für Diagnose, Therapie und Prognose der Hyperthyreose“. Am 20. November 1975 wurde ihm die Venia legendi für innere Medizin erteilt und er zum Privatdozenten ernannt.



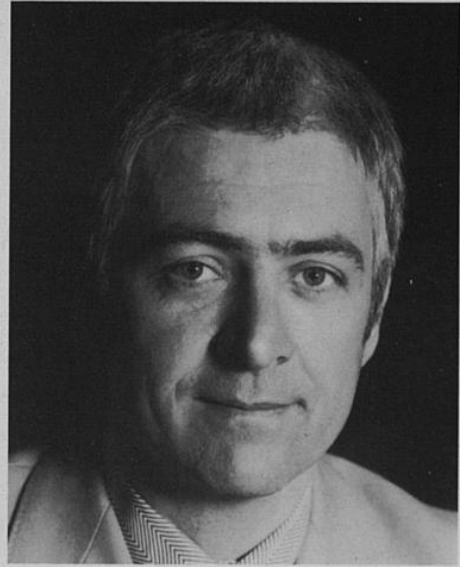
**Privatdozent Dr. med. habil.
JÖRG THOMAS FISCHER**

JÖRG THOMAS FISCHER wurde am 4. Juni 1939 in Breslau geboren. Nach dem Abitur 1959 in Göttingen, Studium der Medizin in Wien, Saarbrücken, Innsbruck und Berlin. 1964 Staatsexamen und 1965 Promotion an der damaligen Medizinischen Akademie in Düsseldorf. Approbation 1967, anschließend Wehrdienst. Seit 1968 wissenschaftlicher Assistent an der I. Medizinischen Klinik der Universität Düsseldorf unter der Leitung von Professor Dr. GROSSE-BROCKHOFF. 1971 bis 1972 als Research Fellow am Department of Haematology und Immunology der Universität Kalifornien in San Francisco bei Professor Dr. FUDENBERG und Professor Dr. PETZ. Seit 1973 Facharzt für Innere Medizin. Am 30. Oktober 1975 Habilitation für das Fach Innere Medizin mit einer Arbeit: „Über die Bedeutung des Komplementsystems bei immunhämolytischen Anämien“. Seit 1976 Oberarzt an der I. Medizinischen Klinik. Spezielles Fachgebiet Hämatologie und Onkologie.



**Privatdozent Dr. med. habil.
WOLF-PETER FRITSCH**

WOLF-PETER FRITSCH wurde am 6. Mai 1941 in Liegnitz geboren. Nach dem medizinischen Staatsexamen 1966 an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main war er zunächst als Medizinalassistent in Düsseldorf und Frankfurt am Main tätig. 1968 begann er die Fachausbildung für Innere Medizin an der I. Medizinischen Universitätsklinik in Düsseldorf unter Professor GROSSE-BROCKHOFF. 1969 erfolgte die Promotion bei Professor RICK, dem Leiter des Instituts für klinische Chemie und Laboratoriumsdiagnostik. Am 13. Februar 1975 habilitierte sich FRITSCH für das Fachgebiet Innere Medizin. Seit April 1975 ist er Oberarzt an der I. Medizinischen Klinik A. Sein besonderes Interesse gilt der Gastroenterologie, insbesondere der Physiologie und Pathophysiologie der Magensekretion sowie der Untersuchung gastrointestinaler Hormone und deren Bedeutung für die chronische Ulcuskrankheit.



**Privatdozent Dr. med. habil.
DIETER GRÜNEKLEE**

Am 24. Mai 1938 wurde DIETER GRÜNEKLEE in Dresden geboren. Er wuchs in Braunschweig auf, bestand dort 1958 die Reifeprüfung und studierte von 1958 bis 1963 an den Universitäten Freiburg/Breisgau, Berlin, Wien, Hamburg und Marburg. 1961 war er ein Vierteljahr am Microbiology Department des Presbyterian St. Lukes Hospital in Chicago bei Professor Dr. F. DEINHARDT tätig und führte dort bakteriologische Untersuchungen bei Hospitalinfektionen durch. In Marburg legte er 1963 das medizinische Staatsexamen ab. Promoviert wurde er 1963 am Tropeninstitut der Universität Hamburg, mit einer Arbeit über Influenza A₂ Antikörper. Von 1965 bis 1973 war er wissenschaftlicher Assistent an der II. Medizinischen Klinik der Universität Düsseldorf unter der Leitung von Professor Dr. K. OBERDISSE und Professor Dr. H. L. KRÜSKEMPER und ist seit 1973 Oberarzt der Klinischen Abteilung des Diabetes-Forschungsinstituts an der Universität Düsseldorf unter Leitung von Professor Dr. F. A. GRIES. Nach Annahme seiner Habilitationsschrift „Die

Minderung der Insulinwirkung bei Menschen“ durch die Fakultät, erhielt er am 13. Februar 1975 die Venia legendi für das Fach „Innere Medizin“ und wurde zum Privatdozenten ernannt.



**Privatdozent Dr. med. habil.
WOLFGANG HAMMERSTEIN**

In Düsseldorf wurde WOLFGANG HAMMERSTEIN am 10. November 1940 geboren. Das Abitur legte er 1961 an der Julius-Stursberg-Schule in Neukirchen-Vluyn Kreis Wesel ab. In der weiteren Ausbildung folgte das Medizinstudium in Freiburg/Br. und Hamburg. Mit dem Staatsexamen im Jahre 1966 und anschließender Promotion 1967 schloß er in Düsseldorf das Studium ab. Nach zweijähriger Medizinalassistentenzeit begann 1969 die Weiterbildung in der Augenheilkunde an der Universitäts-Augenklinik Düsseldorf. Im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit stand die ophthalmologische Genetik. Am 20. November 1975 erfolgte die Erteilung der Venia legendi für das Fach Augenheilkunde. Gegenstand seiner Habilitationsschrift „Klinische Genetik ophthalmologischer Erkrankungen“ waren Untersuchungen über hereditäre Erkrankungen der Hornhaut, Linse und Netzhaut.

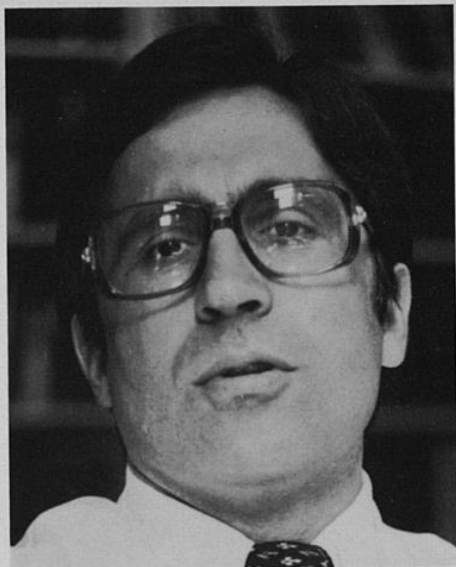




**Privatdozentin Dr. med. vet. Dr. med. habil.
LISELOTTE HERBERG**

Am 23. November 1934 wurde LISELOTTE HERBERG in Plettenberg/Westf. geboren, besuchte die Volksschule und das neusprachliche Mädchengymnasium in Lüdenscheid und ging nach dem Abitur 1955 an die Justus-Liebig-Hochschule in Gießen. Hier und an den Tierärztlichen Hochschulen in Wien und Hannover studierte sie Veterinärmedizin, an der Medizinischen Akademie in Düsseldorf Medizin. Nach der tierärztlichen und ärztlichen Approbation wurde sie zum Dr. med. vet. und Dr. med. promoviert. Ab 1966 arbeitete sie am Diabetes-Forschungsinstitut in Düsseldorf, baute Zuchten verschiedener Stämme spontandiabetischer Nagetiere auf, arbeitete über den Kohlenhydrat- und Fettstoffwechsel dieser Spezies, erhielt 1975 den „Bertram-Preis“ der „Deutschen Diabetes Gesellschaft“ und verbrachte einen Studienaufenthalt an dem „Jackson Laboratory“ in Bar Harbor/Maine, USA. Ihre Arbeitsgebiete sind biochemische Studien des Kohlenhydrat- und Fettstoffwechsels, sowie Charakterisierung des Endokriniums spontandiabetischer Tiere und Charakterisie-

rung hypothalamischer Kerngebiete im Hinblick auf die Pathogenese des Hyperglykämie-Hyperinsulinämie, Hyperglukagonämie-Fettsuchtsyndroms bei Tieren.



**Privatdozent Dr. med.
DIETRICH HILWEG**

Am 21. September 1932 wurde DIETRICH HILWEG in Lauenburg/Pommern geboren. Nach dem Abitur 1954 studierte er bis 1959 in Göttingen, Marburg und Hamburg. 1959 Staatsexamen, 1961 Promotion. Von 1960 bis 1962 Medizinalassistentenzeit in Hamburg, unter anderem bei Professor KÜNTSCHER im Hafenkrankenhaus. Von 1962 bis 1964 klinische Tätigkeit im Fachgebiet Innere Medizin (I. Medizinische Universitätsklinik in Hamburg-Eppendorf, Professor BARTELHEIMER). Ab 1964 radiologische Ausbildung auf dem Gebiet der Röntgendiagnostik, der Strahlentherapie und der Nuklearmedizin an der Radiologischen Universitätsklinik und dem Strahleninstitut in Hamburg-Eppendorf (Professor PRÉVÔT). Schwerpunkte wissenschaftlicher Tätigkeit: Arbeiten über die Tumorklassifikation und metastatischen Ausbreitungswege des Harnblasenkarzinoms sowie der malignen Hodentumore. Röntgendiagnostik von Harnblasenkarzinomen und Möglichkeiten zur Stadieneinteilung. Experimentelle Arbeiten über die Kontrastmittelkinetik gallegängiger Substanzen im Tier-

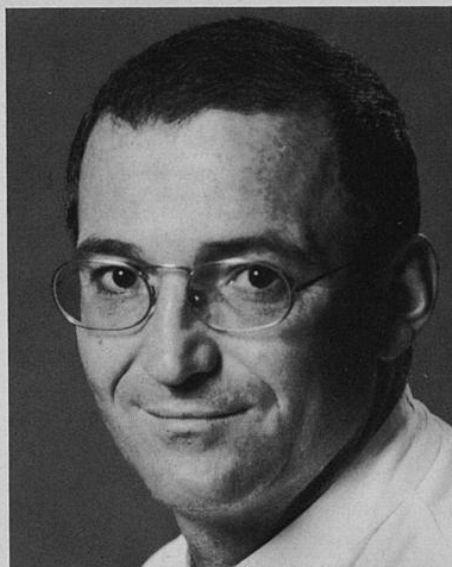
versuch. 1969 Facharzt für Röntgen- und Strahlenheilkunde. Seit 1972 Chefarzt der zentralen röntgendiagnostischen und strahlentherapeutischen Abteilung am Bethesda-Krankenhaus in Duisburg (Lehrkrankenhaus der Universität Düsseldorf). Im Juni 1976 Ernennung zum Dr. med. habil. und Erlangung der Venia legendi.



Professor Dr. med.
HANS JOACHIM JESDINSKY

Am 27. Januar 1931 wurde HANS JOACHIM JESDINSKY in Düsseldorf geboren. Nach der Reifeprüfung am Comenius-Gymnasium in Düsseldorf-Oberkassel im Jahre 1950 nahm er das Studium der Medizin zunächst in Köln auf, wechselte dann nach Bonn, wohin er nach einem Jahr klinischen Studiums in Innsbruck zurückkehrte und wo er 1956 das Staatsexamen ablegte. Im gleichen Jahr wurde er bei Professor PAUL MARTINI mit dem Thema „Beziehungen zwischen reflektorischem Muskeltonus und Grundumsatz“ promoviert. Dem Problemkreis psychophysischer Wechselwirkungen waren die wissenschaftlichen Arbeiten während der schwerpunktmäßig internistischen klinischen Ausbildung bis 1963 gewidmet. Die Approbation als Arzt erhielt er 1959. 1963 wechselte er zur Fa. E. Merck, Darmstadt, über, wo er sich mit der Planung und Auswertung klinischer und tierexperimenteller Untersuchungen befaßte. 1965 ging er an das neu gegründete Institut für Medizinische Statistik und Dokumentation der Universität Freiburg, wo er sich 1969 mit einer Arbeit „Planung und Aus-

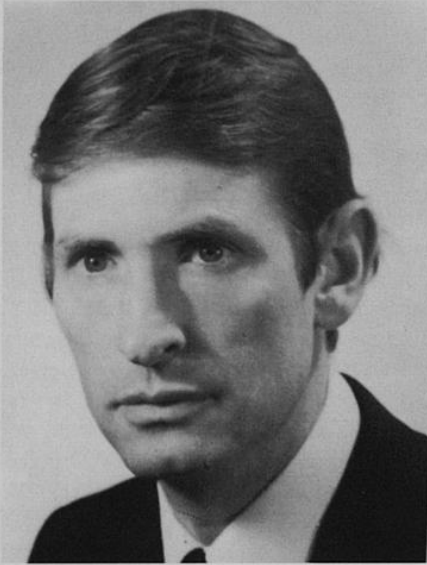
wertung medizinischer Untersuchungen“ für das Fachgebiet Medizinische Statistik und Dokumentation habilitierte. 1973 wurde er apl. Professor. Einen Ruf auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Medizinische Statistik und Biomathematik an der Universität Düsseldorf nahm er zum Sommersemester 1975 an. Sein Hauptarbeitsgebiet liegt im Bereich der Versuchsplanung und -auswertung und in methodischen Problemen bei klinischen und epidemiologischen Studien sowie bei der Arzneimittelprüfung.



**Privatdozent Dr. med. habil.
WILHELM KLEIN**

Am 25. Juli 1939 wurde WILHELM KLEIN als Sohn des Facharztes für innere Medizin WILHELM KLEIN und seiner Ehefrau KÄTHER geboren. Nach dem Besuch der Grundschule in Düsseldorf wechselte er auf das Städt. Geschwister-Scholl-Gymnasium in Düsseldorf und bestand im Jahr 1961 die Reifeprüfung. Er studierte Medizin an den Universitäten Freiburg, Bonn, Düsseldorf, Innsbruck und Marburg. Das Medizinische Staatsexamen bestand er 1967 in Düsseldorf. Im gleichen Jahr wurde er an der Hals-Nasen-Ohrenklinik der Universität Düsseldorf promoviert. 1968 war er Medizinalassistent auf der Gynäkologischen Abteilung des Ev. Krankenhauses in Düsseldorf, auf der Chirurgischen Abteilung des Theresien-Hospitals in Düsseldorf und an der I. Medizinischen Klinik der Universität Düsseldorf. Von 1969 bis 1971 arbeitete er als wissenschaftlicher Assistent am Pathologischen Institut der Universität Düsseldorf. Nach vorübergehender Tätigkeit als Ambulanzarzt bei der Marine begann er seine Facharztausbildung an der Chirurgischen Universitätsklinik Düssel-

dorf. Ab 1. April 1972 war er wissenschaftlicher Assistent an der Orthopädischen Klinik der Universität Düsseldorf. Von 1974 bis 1975 arbeitete er als Gastassistent an den Orthopädischen und Rheumatologischen Abteilungen der University of Pennsylvania/Philadelphia, USA, bei den Professoren HOLLANDER und SCHUMACHER. Die Facharztanerkennung für Orthopädie und als Sportarzt im Deutschen Sportärztebund erhielt er am 1. Juli 1975. Seit dem 28. August 1976 ist er Oberarzt an der Orthopädischen Klinik der Universität Düsseldorf unter Leitung von Professor Dr. K. H. IDELBERGER. Nach Annahme seiner Habilitationsschrift „Punktionsdiagnostik von Gelenken“ durch die Medizinische Fakultät erhielt er am 28. Oktober 1976 die Venia legendi für das Fach Orthopädie und wurde zum Privatdozenten ernannt.



**Privatdozent Dr. med. habil.
HANS KUNO KLEY**

Am 10. September 1936 wurde Hans KUNO KLEY in Remagen geboren. 1942 wurde er in Koblenz eingeschult. Ab 1949 bis zur Ablegung der Reifeprüfung 1958 besuchte er das neusprachliche Siebengebirgsgymnasium in Honnef. Im Wintersemester 1961/62 begann er das Studium der Medizin an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn, wo er am 19. Juli 1967 die ärztliche Prüfung bestand. Als Zweitstudium betrieb er 4 Semester Psychologie. Das amerikanische ECFMG-Examen bestand er am 13. Oktober 1967. Am 16. April 1968 wurde er an der Universität Bonn promoviert und erhielt am 6. August 1969 die Bestallung als Arzt. Als wissenschaftlicher Assistent war er vom 1. Oktober 1968 bis zum 30. September 1969 in der Abteilung für Experimentelle Endokrinologie (Leiter: Professor Dr. H. SCHRIEFERS) des Physiolog.-chem. Instituts der Universität Bonn und an der Universität von Glasgow (Great Britain), Royal Infirmary, Dept. Endocrinology (Leiter: Professor J. GRANT) tätig. Vom 1. Oktober 1969 bis zum 31. März 1970 arbeitete er in

der Abteilung für Biochemie (Leiter: Professor Dr. H. SCHRIEFERS) im Zentrum für klinische Grundlagenforschung der Universität Ulm und vom 1. April 1970 bis zum 29. Februar 1972 im Department für Innere Medizin der Medizinischen Hochschule Hannover bei Professor Dr. H. L. KRÜSKEMPER. Seit dem 1. März 1972 ist er an der II. Medizinischen Klinik und Poliklinik der Universität Düsseldorf unter der Leitung von Professor Dr. H. L. KRÜSKEMPER tätig. Die Facharztanerkennung für das Fach Innere Medizin erhielt er am 30. September 1974; die Zusatzbezeichnung Gastroenterologie erwarb er 1976 an der II. Medizinischen Klinik unter der Leitung von Professor Dr. G. STROHMEYER. Am 8. Oktober 1975 wurde er zum Oberarzt ernannt. Nach Annahme seiner Habilitationsschrift „Östrogene im Plasma des Mannes; klinisch-experimentelle Untersuchungen“ durch die Fakultät erhielt er am 13. Februar 1975 die *Venia legendi* für das Fach Innere Medizin und wurde zum Privatdozenten ernannt.



**Privatdozent Dr. med. habil.
KLAUS KÜPPER**

Geboren am 24. Juni 1931 in Bonn, verbrachte KLAUS KÜPPER seine Schulzeit in Offenbach am Main. Nach der Reifeprüfung 1951 studierte er in Freiburg, Innsbruck und Düsseldorf Medizin. 1957 bestand er die ärztliche Prüfung an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg, wo er 1958 mit einem chirurgischen Thema promoviert wurde. Als Medizinalassistent arbeitete er in Frankfurt und Düsseldorf. Nach der Bestallung 1959 war er zunächst 18 Monate lang im Pathologischen Institut der Medizinischen Akademie Düsseldorf und dann eineinhalb Jahre in der chirurgischen Abteilung des Marienhospitals Düsseldorf tätig. 1963 begann er die Fachausbildung an der HNO-Klinik der Universität Düsseldorf, erhielt dort 1966 seine Facharztanerkennung und ist seit 1970 Oberarzt der Klinik. Im Oktober 1975 wurde er mit der experimentellen Arbeit „Ein neuer therapeutischer Zugang zum Innenohr“ habilitiert und im gleichen Jahr zum Privatdozenten ernannt. Wissenschaftlich beschäftigte er sich vor allem mit der Wirkung ototoxischer Antibiotika und verschiedenen klinischen Themen.



**Privatdozent Dr. med. habil.
HORST KUHN**

Am 22. April 1940 wurde HORST KUHN im Sudetenland geboren. Sein Vater fiel im Krieg. Von 1945 bis 1966 wohnte er in Germering bei München. Nach dem Abitur am humanistischen Karlsgymnasium begann er im Wintersemester 1960 mit dem Medizinstudium an der Universität München. Nach dem Physikum studierte er je ein Semester in Wien und Düsseldorf. Dann kehrte er wieder nach München zurück und machte hier im August 1966 das Staatsexamen. Seit April 1969 arbeitet er an der Universität Düsseldorf - zunächst am Pathologischen Institut, seit 1970 an der I. Medizinischen Klinik B. Am 11. Oktober 1975 wurde ihm die Venia legendi für Innere Medizin erteilt und er zum Privatdozenten ernannt.



**Privatdozentin Dr. rer. nat.
INGEBORG RUTH KUPKE**

Während ihres Studiums der Biologie an der Humboldt-Universität Berlin widmete sich INGBORG RUTH KUPKE insbesondere der Medizinischen Biochemie (RAPOPORT). Sie erwarb ihr Hauptdiplom mit einer Arbeit über den experimentellen Herzinfarkt (WOLLENBERGER, 1958). Es folgten vier Assistentenjahre an der Charité, Berlin (Nervenklinik und I. Med. Klinik, Abteilung für Endokrinologie und Stoffwechselkrankheiten (MOHNIKE)). Die Promotion zum Dr. rer. nat. erfolgte an der Technischen Hochschule München mit einer Arbeit über die Biosynthese von Lipiden (LAMPRECHT). Diese Untersuchungen wurden am Physiologisch-chemischen Institut der Medizinischen Hochschule Hannover auf Fragen des experimentellen Diabetes ausgedehnt. An der University of Southern California, Medical School, Los Angeles (BING) widmete sie sich dem Lipidstoffwechsel in Arterien und der Arteriosklerose. Im Jahre 1972 habilitierte sie sich an der Medizinischen Hochschule Hannover für Klinische Biochemie und Physiologische Chemie. Während einer dreijährigen Tätig-

keit am Institut für Klinische Chemie (BÜTTNER), erfolgte die Anerkennung als Klinische Chemikerin. Studien über Lipoprotein-Lipide setzt sie an der hiesigen Kinderklinik fort. Sie leitet das klinisch-chemische Laboratorium und unterrichtet Studenten in Klinischer Chemie. Am 3. Juni 1976 wurde sie an die Medizinische Fakultät für das Fach „Klinische Chemie und Klinische Biochemie“ umhabilitiert.



**Privatdozent Dr. med. habil.
GERT DIETER MOSCHINSKI**

Als Sohn eines Arztes wurde GERT DIETER MOSCHINSKI am 11. Oktober 1938 in Essen/Ruhr geboren. Infolge des Kriegsendes besuchte er die Grundschule in Cottbus, Calau und Essen. Nach dem Abitur, das er 1958 am mathematisch-naturwissenschaftlichen Helmholtz-Gymnasium in Essen bestand, begann er in Kiel das Medizinstudium. Drei klinische Semester absolvierte er in Wien, drei in Düsseldorf. Hier bestand er 1963 das medizinische Staatsexamen und wurde im Februar 1964 zum Doktor der Medizin promoviert. Anschließend arbeitete er 1½ Jahre als Vertrags-Assistent am Pathologisch-Anatomischen Institut der Universität Wien unter Professor Dr. CHIARI. Nach der Medizinalassistentenzeit begann er im Dezember 1966 die chirurgische Ausbildung an der Chirurgischen Klinik des Klinikum Essen unter der Leitung von Herrn Professor Dr. KREMER. Im April 1970 wurde GERT DIETER MOSCHINSKI wissenschaftlicher Assistent an der Chirurgischen Universitätsklinik Düsseldorf. Im April 1972 erhielt er die Facharztanerkennung für das Fach Chirurgie.

Er beschäftigte sich besonders mit der Bauch-, Gefäß- und Unfallchirurgie. Um die Kenntnisse der Magen Chirurgie zu erweitern, hospitierte er im November 1972 an der Chirurgischen Abteilung des Marienhospitals Hamburg bei Professor SCHREIBER. Vom Oktober 1973 bis März 1974 arbeitete er am „Centre d'Etudes des Techniques Chirurgicales“ am „Hospital Broussais“ in Paris unter der Leitung von Dr. HINGLAIS experimentell. Hier beschäftigte er sich vorwiegend mit Strömungsuntersuchungen. Seit März 1974 ist er als Oberarzt an der Chirurgischen Klinik A der Universität Düsseldorf tätig. Nach der Annahme der Habilitationsschrift „Analyse des Druck- und Flußverhaltens bei Stenosen am Strömungsmodell und am Tier“ durch die Medizinische Fakultät erhielt er am 30. Januar 1975 die Venia legendi für das Fach Chirurgie und wurde zum Privatdozenten ernannt. Im März 1976 erlangte er die Teilgebetsbezeichnung Facharzt für Unfallchirurgie.



**Privatdozent Dr. med. habil.
THEODOR PETERS**

Am 20. September 1926 wurde THEODOR PETERS als Sohn des Dipl.-Ing. Dr. Ing. JOSEF PETERS und seiner Frau ANNA in Aachen geboren. Die Grundschule und Oberrealschule besuchte er in Berlin. Von 1944 bis 1945 wurde er zum Wehrdienst bei der Marine einberufen und kam nach Kriegsende in englische Gefangenschaft. Das Medizinstudium begann er im WS 1945/46 an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Nach dem Vorphytikum 1947 und Physikum 1948 absolvierte er die klinischen Semester in Würzburg, wo er im Februar 1951 das Medizinische Staatsexamen ablegte. Danach war er als Pflichtassistent in der Universitäts-Kinderklinik unter der Leitung von Professor STROEDER tätig und wurde mit der experimentellen Arbeit „Über das Farbverhalten des salzsauren Hämamins aus Neugeborenenblut“ promoviert. Seine weitere Pflichtassistentenzeit leistete er im Knappschaftskrankenhaus Aachen-Bardenberg in der Chirurgischen Abteilung (Chefarzt Dr. HERING) und in der Inneren Abteilung (Chefarzt Dr. WIESINGER) bis Juli 1953 ab. Am 1. Au-

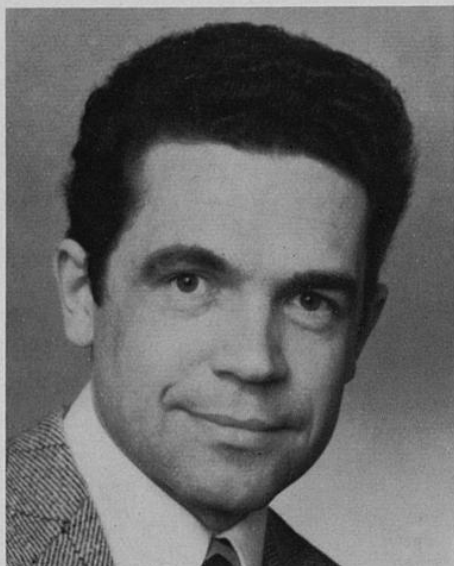
gust 1953 trat er in den gewerbeärztlichen Dienst in Düsseldorf unter Professor HAGEN und war dort bis 12. Juli 1977, zuletzt als Ltd. Gewerbemedizinaldirektor, tätig. Seither ist er Leiter der Dienststelle des Staatlichen Gewerbearztes für den Aufsichtsbezirk Westfalen in Bochum. Im Januar 1967 erhielt er die Zusatzbezeichnung „Arbeitsmedizin“, am 4. August 1977 die Anerkennung als „Arzt für Arbeitsmedizin“ durch die Ärztekammer Nordrhein. Seit dem WS 1972/73 ist er Lehrbeauftragter für Ergonomie an der Fachhochschule Düsseldorf. Nach Annahme der Habilitationsschrift „Mentale Beanspruchung von Büroangestellten im Schreibdienst und bei Vorrümmertätigkeit“ durch die Fakultät erhielt er am 30. Januar 1975 die Venia legendi für das Fach „Arbeitsmedizin“.



**Privatdozentin Dr. med. habil.
ILSE RECHENBERGER**

ILSE RECHENBERGER wurde am 29. Oktober 1934 als Tochter des Ministerialrats FRANZ SCHLÜTER in Dortmund geboren. Infolge der Kriegereignisse besuchte sie Grundschulen in Dortmund, Paderborn, Warendorf und Münster und legte ihr Abitur an der Luisenschule in Düsseldorf ab. Sie studierte Medizin in Köln und Düsseldorf und wurde an der I. Medizinischen Klinik gleichzeitig mit dem Staatsexamen 1960 in Düsseldorf promoviert. Nach dem Staatsexamen war sie fast ein Jahr als Medizinalassistentin in der Chirurgie und Anästhesie bei Professor FORSSMANN am Evangelischen Krankenhaus in Düsseldorf tätig. Danach arbeitete sie als Assistentin bei Professor OBERDISSE auf der Privat-Station der II. Medizinischen Klinik bis zu ihrem Wechsel in die dermatologische Facharzt Ausbildung im Juni 1964. Seit fast 14 Jahren gehört ILSE RECHENBERGER zur Hautklinik Düsseldorf, ist dort als Oberärztin in der Dermatologie tätig und arbeitet gleichzeitig dermatologisch-psychosomatisch. Während ihrer internistischen Tätigkeit hat sie

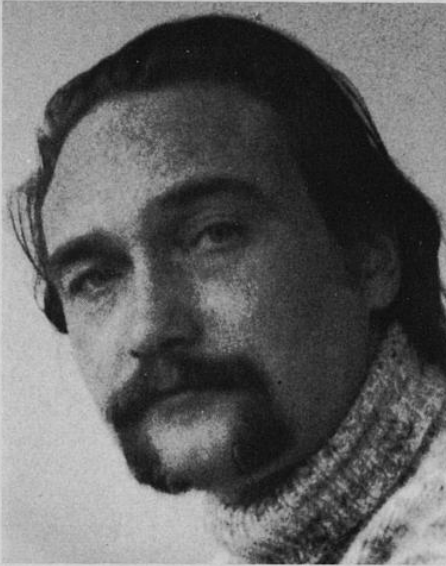
sich mit Chromosomen- und Intersex-Forschung beschäftigt und darüber publiziert. Sie hat eine psychoanalytische Vollausbildung und hat eine Monographie über „Tiefenpsychologisch ausgerichtete Diagnostik und Behandlung von Hautkrankheiten“ geschrieben. Im Juni 1975 erhielt sie die *Venia legendi* und ist neben ihrer Oberärztigkeit als Privatdozentin in der Dermatologie und Psychosomatik tätig.



gigkeit von Antibiotika, zur Liquorpermeation, über Innenohrkonzentrationen und über Dosierungsfragen bei Niereninsuffizienz. Im Oktober/Dezember 1975 erfolgte die Habilitation, die Ernennung zum Oberarzt und die Erteilung der Venia legendi für das Fach „Medizinische Mikrobiologie und Virologie“.

**Privatdozent Dr. med. habil.
HARRY ROSIN**

HARRY ROSIN wurde am 1. Januar 1943 in Falkenhorst/Kreis Warthbrücken geboren. Bis zum Volksschulalter lebte er in Schleswig-Holstein. 1962 legte er am Math.-naturw. und neusprachlichen Gymnasium in Mülheim an der Ruhr die Reifeprüfung ab. Anschließend studierte er Medizin in Frankfurt und Hamburg und legte 1968 das medizinische Staatsexamen ab. 1970 wurde er in Hamburg zum Arzt approbiert und bei Professor Dr. K. MAI, Institut für Med. Mikrobiologie und Immunologie der Universität Hamburg, mit einer Dissertation über die quantitative Bestimmung von Tetanus-Antikörpern durch Hämagglutination promoviert. Im Mai 1970 wurde HARRY ROSIN Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Med. Mikrobiologie und Virologie der Universität Düsseldorf. Er publizierte über Pathogenese, Diagnostik und Chemotherapie verschiedener Infektionskrankheiten aus mikrobiologischer Sicht. Experimentell arbeitete er vorwiegend auf dem Gebiet der antibakteriellen Chemotherapie: Prüfung neuer Antibiotika, pharmakokinetische Studien zur Knochengän-



**Dozent Dr. med. habil.
HANS-GEORG ROSS**

Am 19. Juni 1939 wurde HANS-GEORG ROSS als Sohn des Anwalts Dr. GEORG ROSS und seiner Ehefrau META in Kiel geboren. Nach der Reifeprüfung im Jahre 1959 diente er bis Anfang 1963 bei der Deutschen Bundesmarine. Im Sommersemester 1963 begann er das Studium der Medizin; er studierte in Kiel, Erlangen, Heidelberg und Wien. Im Wintersemester 1967/68 nahm er das Zweitstudium der Zahnheilkunde auf. Am 29. September 1969 bestand er in Kiel das Medizinische Staatsexamen. Nach je viermonatiger Tätigkeit als Medizinalassistent in den Fächern Neurochirurgie, Innere Medizin und Neurologie/Psychiatrie erhielt er am 13. November 1970 die ärztliche Approbation. Bis Ende 1970 war er mit der Wahrnehmung der Geschäfte eines wissenschaftlichen Assistenten an der Psychiatrischen und Nervenambulanz der Universität Kiel beauftragt; am 12. Januar 1971 wurde er mit „Untersuchungen über das Entstehungsalter der Psoriasis vulgaris“ bei Professor PROPPE, Univ.-Hautklinik Kiel promoviert. Am 1. Januar 1971 trat er als wissenschaftlicher

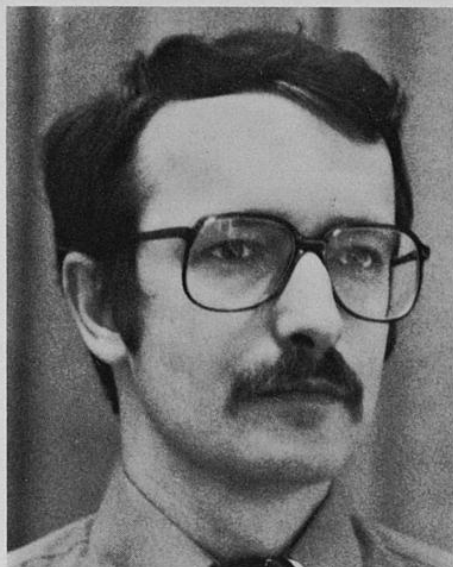
Angestellter der Deutschen Forschungsgemeinschaft in die Pharmakologische Abteilung des Göttinger Max-Planck-Instituts für experimentelle Medizin ein. Als der damalige Leiter der Abteilung, Professor HAASE, 1972 an die Universität Düsseldorf berufen wurde, folgte er ihm und ist seither am Physiologischen Institut (Lehrstuhl II) tätig. Am 18. Oktober 1976 habilitierte er sich mit seiner Arbeit „Experimentelle Untersuchungen und Modellvorstellungen zur quantitativen Charakterisierung der rekurrenten Inhibition spinaler Alpha-Motoneurone“ und erhielt am 2. Dezember 1976 die Venia legendi für das Fach „Physiologie“. Am 11. Juli 1977 wurde er zum Dozenten ernannt.



**Privatdozent Dr. med. habil.
ULF SCHACHT**

Am 7. März 1938 wurde ULF SCHACHT in Berlin geboren. Nach seiner Übersiedlung nach Bramsche 1945 besuchte er dort die Volksschule und bestand am humanistischen Gymnasium in Osnabrück 1958 die Reifeprüfung. Sein Medizinstudium begann er 1958 an der Universität in Tübingen und setzte es in München und Würzburg fort, wo er 1960 die ärztliche Vorprüfung ablegte. Nach Studien in Düsseldorf und Graz bestand er 1963 in Freiburg das medizinische Staatsexamen. Anschließend war er am Pharmakologischen Institut der Freien Universität Berlin bei Professor Dr. H. HERKEN tätig und beschäftigte sich mit dem Katecholaminstoffwechsel der Rattenniere. 1965 wurde er mit der Arbeit „Der Einfluß von 6-Aminonikotinsäureamid auf den Katecholamin- und ATP-Gehalt der Nebennieren“ promoviert. Es folgte die Medizinalassistentenzeit an der II. Medizinischen Abteilung des Städtischen Krankenhauses Westend in Berlin, anschließend an der Chirurgischen Abteilung des Städtischen Krankenhauses in Bamberg und schließlich an der Frauenklinik des Städtischen Krankenhauses am

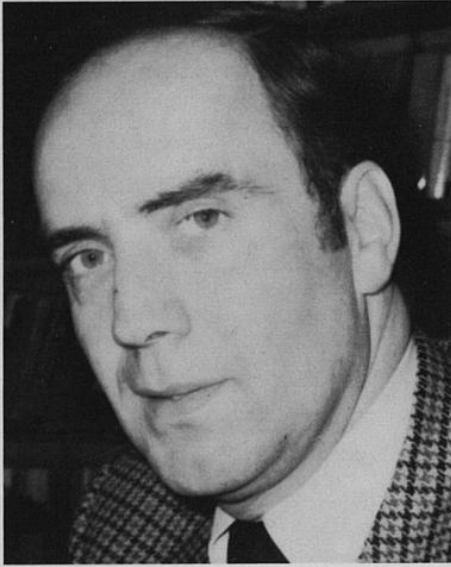
Mariendorfer Weg in Berlin. Es schloß sich eine jeweils einjährige Tätigkeit an der Inneren Abteilung des Städtischen Behring Krankenhauses in Berlin und am Pathologischen Institut der Universität Würzburg bei Professor Dr. H.-W. ALTMANN an. Hier konnte ULF SCHACHT Erfahrungen über die klinische Pathologie erlangen. Darüber hinaus beschäftigte er sich mit licht- und elektronenmikroskopischen Untersuchungen über die Karzinogenese von Nierentumoren. Seit 1968 war er als chirurgischer Assistent bei Professor K. KREMER zunächst am Klinikum Essen und anschließend ab 1970 an der Chirurgischen Universitätsklinik Düsseldorf tätig. Am 3. Juli 1973 erhielt er die Facharztanerkennung für Chirurgie. Seit 1974 ist er als Oberarzt der Chirurgischen Klinik der Universität Düsseldorf tätig. Nach Annahme seiner Habilitationsschrift „Methoden und Ergebnisse der Lymphographie des menschlichen Magens unter besonderer Berücksichtigung des Magenkarzinoms“ durch die Fakultät erhielt er am 13. Februar 1975 die Venia legendi für das Fach „Chirurgie“ und wurde zum Privatdozenten ernannt.



Spurenelementforschung unter Anwendung der Neutronenaktivierungsanalyse sowie der Anwendung radioaktiver Isotope zur Untersuchung hämodynamischer Vorgänge.

**Privatdozent Dr. med. habil.
HARALD SCHICHA**

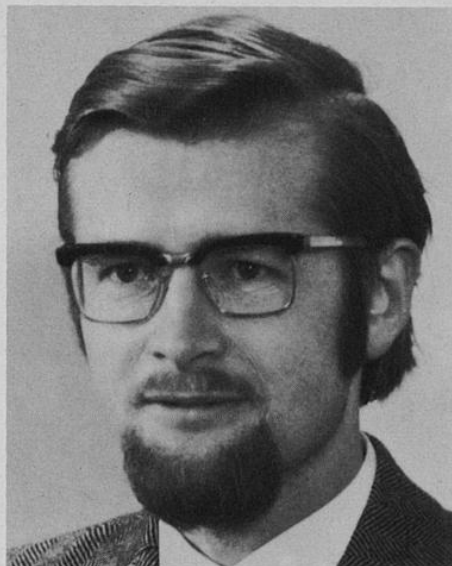
Am 26. Juli 1943 wurde HARALD SCHICHA in Freiberg/Sachsen geboren. Nach Volksschule von 1950 bis 1954 und Gymnasium bestand er 1963 am mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium Köln-Mülheim das Abitur. Das Medizinstudium begann er 1963 an der Freien Universität Berlin und wechselte 1964 nach Köln, wo er 1968 das Staatsexamen ablegte. 1969 wurde er bei den Kölner Pathologen Professor EDER und Professor FISCHER promoviert. Nach Medizinalassistentenzeit und Approbation wurde er 1970 wissenschaftlicher Mitarbeiter und 1975 Oberarzt der Nuklearmedizinischen Abteilung im Institut für Medizin der Kernforschungsanlage Jülich GmbH (Professor FEINENDEGEN); seit Januar 1976 ist er Oberarzt der Nuklearmedizinischen Klinik der Universität Düsseldorf. Im Dezember 1975 wurde seine Habilitationsschrift „Isotopenmessung minimaler kardialer Transitzeiten in der klinischen Herzfunktionsdiagnostik“ angenommen und im Februar 1976 erhielt er die *Venia legendi* für das Fach Nuklearmedizin. Seine wissenschaftliche Arbeit galt der



**Privatdozent Dr. med. habil.
HORST SCHMIDT-ELMENDORFF**

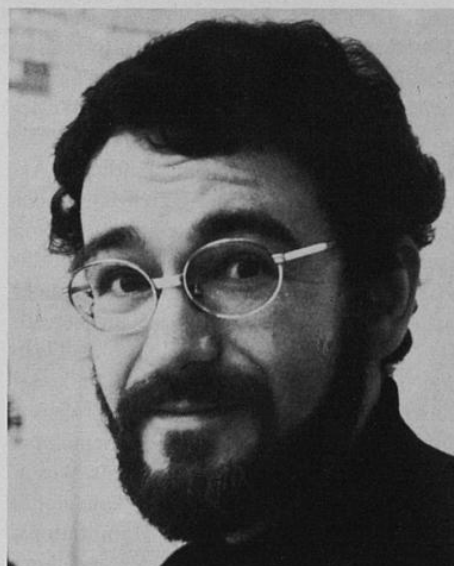
Am 2. Juni 1933 wurde HORST SCHMIDT-ELMENDORFF als Sohn des Professors für Geburtshilfe und Frauenheilkunde Dr. HANS SCHMIDT-ELMENDORFF und seiner Frau GERDA, geborene VON SCHORLEMER, in Düsseldorf geboren. Nach Besuch der Grundschule und des Geschwister-Scholl-Gymnasiums in Düsseldorf bestand er 1953 die Reifeprüfung. Das Studium der Medizin begann er in demselben Jahr in Bonn, wo er 1955 die ärztliche Vorprüfung ablegte. Die klinischen Semester absolvierte er in München und in Düsseldorf. An letzterer Hochschule legte er 1958 die ärztliche Prüfung ab und wurde in demselben Jahr promoviert. Nach dem Studium arbeitete er zunächst als Medizinalassistent am BG-Unfallkrankenhaus Duisburg und an der II. Medizinischen Klinik in München. 1960 arbeitete er ein halbes Jahr als wissenschaftlicher Assistent im Hormonlabor des Karolinska Sjukhuset, Stockholm, unter Professor Dr. E. DICZFALUSY. Es folgten anderthalb Jahre wissenschaftlicher Arbeit im Hormonlabor der Clinical Endocrinology

Research Unit in Edinburgh unter Leitung von Professor Dr. J. LORAINÉ und sechs weitere Monate endokrinologischer Forschung in der Universitäts-Frauenklinik Köln unter Professor Dr. J. ZANDER. Seit 1. April 1962 ist er an der Universitäts-Frauenklinik Düsseldorf tätig, zunächst unter Leitung von Professor Dr. R. ELERT, ab 1971 unter Professor Dr. L. BECK. Seit 1970 leitet er die Hormonsprechstunde der Frauenklinik der Universität Düsseldorf. Die Tätigkeit eines Funktionsoberarztes übt er seit 1970 aus. Im September 1971 erhielt er die Facharztanerkennung durch die Ärztekammer Nordrhein. Am 11. Juni 1974 habilitierte er sich mit dem Thema „Klinische und hormonanalytische Untersuchungen bei gestörter Ovarialfunktion mit menschlichen Gonadotropinen“ und erhielt die Venia legendi für das Fach „Geburtshilfe und Frauenheilkunde“.



**Privatdozent Dr. med. habil.
ERNST AUGUST STEMMANN**

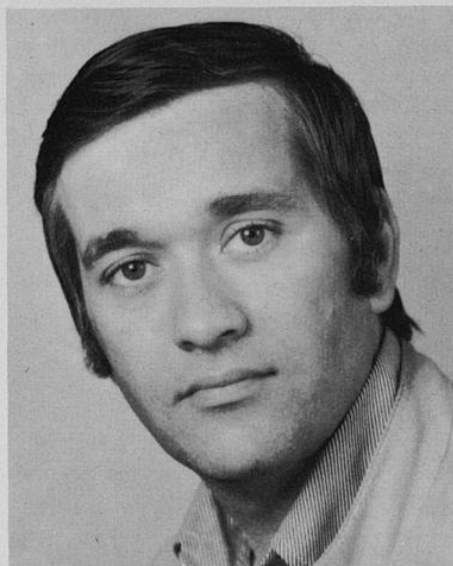
Am 9. Mai 1939 wurde ERNST AUGUST STEMMANN in Osnabrück geboren. Er studierte an den Universitäten Marburg, Mainz und an der Medizinischen Akademie Düsseldorf. Staatsexamen und Promotion folgten im Januar 1965. Im Mai 1967 erhielt er die Bestallung als Arzt. Nach einjähriger Dienstzeit bei der Bundeswehr begann er 1968 seine Tätigkeit an der Kinderklinik der Universität Düsseldorf. Sein besonderes Interesse galt der Lungenphysiologie und den Erkrankungen der Atemwege und Lunge. Während seiner dreijährigen Tätigkeit auf der pädiatrischen Intensivpflegestation konnte er sich mit diesem Arbeitsgebiet bei schwerkranken Kindern besonders befassen. Nach der Anerkennung als Facharzt hat er sich um den Aufbau einer pulmonologischen Abteilung bemüht, die er seit 1972 leitet. Im Juni 1976 wurde ihm die *Venia legendi* für das Fach Kinderheilkunde verliehen. Das Thema der Habilitationsschrift lautet: „Diagnostische Differenzierung der Asthmaformen im Kindesalter durch Lungenfunktionsprüfungen zur Verbesserung der therapeutischen Resultate“.



**Privatdozent
Dr. med. habil. PETER STRAUSS**

Am 3. Mai 1940 wurde PETER STRAUSS als Sohn des Arztes Dr. med. HANS STRAUSS und seiner Frau ANNEMARIE in Neurode/Schlesien geboren. Besuch der Grundschule und des Gymnasiums in Bochum, Reifeprüfung in Bochum im Jahre 1960. Das Studium der Medizin begann er im Sommer 1960 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität Bonn, wo er die naturwissenschaftliche und ärztliche Vorprüfung ablegte. Nach zwei klinischen Semestern wechselte er nach Düsseldorf, wo er 1965 das Medizinische Staatsexamen ablegte. Die experimentellen Untersuchungen für seine Promotion wurden während der Studienzeit am Forschungslabor für Medizinische Akustik unter der Leitung von Professor Dr. A. MEYER ZUM GOTTEBERGE durchgeführt, die Promotion selbst erfolgte im Jahre 1968. Die Medizinal-Assistentenzeit wurde an verschiedenen Krankenhäusern in Bochum absolviert. Im Jahre 1968 begann er an der HNO-Klinik Essen (damals Ruhr-Universität Bochum) die Weiterbildung zum HNO-Facharzt. Die Klinik wurde bis zu seinem Tode von Pro-

fessor Dr. KOCH, später von Professor Dr. WAGEMANN und Professor MINNIGERODE geleitet. Die Facharztanerkennung erhielt er im Januar 1972 durch die Ärztekammer Nordrhein. Vom 1. Januar 1972 an war er zunächst als Wissenschaftlicher Assistent an der Hals-Nasen-Ohren-Klinik der Universität Düsseldorf unter Leitung von Professor Dr. A. MEYER ZUM GOTTEBERGE tätig. Ein halbes Jahr verbrachte er zur Vertiefung der Kenntnisse im Bereich der Mikrochirurgie des Mittelohres als Gastarzt an der Hals-Nasen-Ohren-Klinik der Universität Tübingen, Direktor Professor Dr. D. PLESTER. Seit dem 1. September 1973 ist er als Oberarzt an der Hals-Nasen-Ohren-Klinik der Düsseldorfer Universität tätig. Nach Annahme seiner Habilitationsschrift über „Vergleichende Untersuchungen unterschiedlicher Operationstechniken bei der chirurgischen Behandlung der chronischen Otitis media“ durch die Fakultät erhielt er am 22. Mai 1975 die *Venia legendi* für das Fach „Hals-Nasen- und Ohrenheilkunde“ und wurde zum Privatdozenten ernannt.



**Privatdozent Dr. med. habil.
BERNWARD ULRICH**

Am 16. Dezember 1940 wurde BERNWARD ULRICH in Düsseldorf geboren. 1961 legte er die Reifeprüfung am Lessinggymnasium in Düsseldorf ab. Bis zur ärztlichen Vorprüfung studierte er in Köln. Die klinischen Semester absolvierte er an der Medizinischen Akademie und späteren Universität Düsseldorf. Am 19. Juli 1967 bestand er dort die ärztliche Prüfung. Im gleichen Monat desselben Jahres wurde er mit der Dissertation „Die Beeinträchtigung der visuellen Wahrnehmung bei Gabe unterschiedlicher Dosen Valium mit und ohne Alkoholbelastung“ zum Dr. med. promoviert. Nach zweijähriger Medizinalassistentenzeit begann er am 1. September 1969 als wissenschaftlicher Assistent an der Chirurgischen Klinik der Universität Düsseldorf. Seit November 1974 ist er Facharzt für Chirurgie. Am 6. Mai 1976 wurde er für das Fach Chirurgie habilitiert. Derzeit ist er Oberarzt der Chirurgischen Klinik A unter Professor Dr. KREMER.



**Professor Dr. phil.
WOLRAD VOGELL**

WOLRAD VOGELL wurde am 11. Juli 1922 in Korbach/Waldeck geboren. Von 1929 bis 1940 besuchte er die Grundschule und das Gymnasium in Korbach. Es folgte Wehrdienst bis zum Ende des Krieges. Im WS 1945/46 begann er das Studium der Physik an der Philipps-Universität Marburg, bestand im April 1950 die Diplomhauptprüfung und wurde mit einer anschließend im Physikalischen Institut der Universität Marburg angefertigten Dissertation im Sommer 1953 zum Dr. phil. promoviert. Danach arbeitete er als wissenschaftlicher Assistent und ab 1958 als Kustos am Laboratorium für Elektronenmikroskopie der Universität Marburg. 1964 habilitierte er sich für das Fach „Physikalische Biologie und Elektronenmikroskopie“, erhielt 1966 einen Ruf auf den gleichnamigen a.o. Lehrstuhl in Marburg und wurde nach Ablehnung eines im gleichen Jahr ergangenen Rufes auf den o. Lehrstuhl für „Ultrastrukturforschung“ an der Ruhr-Universität Bochum zum o. Professor in Marburg ernannt. 1969 folgte er einem Ruf auf einen o. Lehrstuhl im Fachbereich Physik an der Universität

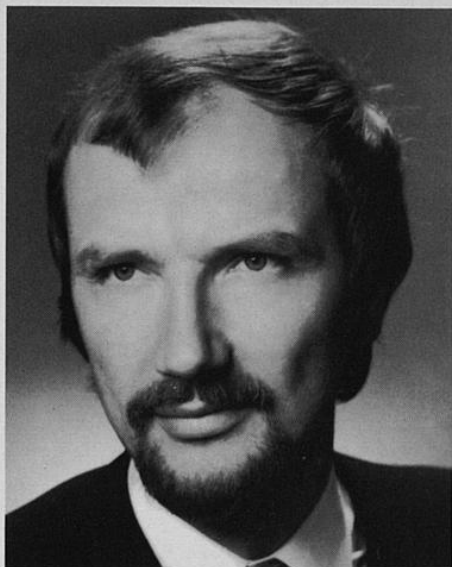
Konstanz. Seine Ernennung zum o. Professor und Direktor des Instituts für Biophysik und Elektronenmikroskopie an der Universität Düsseldorf erfolgte zum 1. Oktober 1976.



**Privatdozent Dr. med. habil.
KARL-HEINRICH VOGELBERG**

KARL-HEINRICH VOGELBERG wurde am 16. Januar 1938 als Sohn des Architekten WILHELM VOGELBERG und seiner Frau ELISABETH in Unna geboren. Nach Abschluß der Grundschule hat er 1958 am Heimatort die Reifeprüfung bestanden. Anschließend begann er ein Medizin- und Klavierstudium an der Universität in Köln. Das Medizinstudium wurde 1961 in Münster und 1962 als Stipendiat in Montpellier fortgesetzt und 1964 mit dem medizinischen Staatsexamen in Düsseldorf beendet. 1965 Promotion unter Leitung von Professor Dr. G. STÜTTGEN. Nach Abschluß der Medizinalassistentenzeit in verschiedenen Krankenhäusern Nordrhein Westfalens (Hilden, Unna, Bochum) erhielt VOGELBERG 1966 die ärztliche Aprobation. Anschließend Lehrgang und Diplomprüfung für Tropenmedizin in Hamburg (Bernhard Nocht Institut). Von 1966 bis 1969 und von 1971 bis 1973 folgte die Facharztausbildung an der II. Medizinischen Klinik in Düsseldorf unter Leitung von Professor Dr. K. OBERDISSE bzw. Professor Dr. H. L. KRÜSKEMPER. Während dieser Zeit ab-

solvierte er das ECFMG Examen in Bad Godesberg (1968). Von 1969 bis 1970 einschließlich, war er außerdem als Wissenschaftlicher Assistent im Physiologisch-Chemischen Institut der Universität Köln unter Leitung von Professor H. DEBUCH tätig und verbrachte einen mehrmonatigen Studienaufenthalt im National Institute of Health Bethesda, USA. Am 17. Februar 1973 wurde durch die Ärztekammer Nordrhein die Facharztanerkennung für Innere Medizin ausgesprochen. Nach seinem Wechsel an das Diabetes-Forschungsinstitut im Oktober 1973 hat sich KARL-HEINRICH VOGELBERG unter Leitung von Herrn Professor Dr. F. A. GRIES mit dem Thema „Klinisch experimentelle Untersuchungen zum Fettstoffwechsel bei Endogener Hypertriglyceridämie“ habilitiert. Aufgrund seiner Habilitationsschrift erhielt er am 12. Juli 1975 die Venia legendi für das Fach „Innere Medizin“ und wurde zum Privatdozenten ernannt.



**Privatdozent Dr. med. habil.
WOLFGANG WAGNER**

Am 2. Juni 1939 wurde WOLFGANG WAGNER in Köln geboren. Nach Besuch der Volksschule und des Gymnasiums in Köln bestand er 1959 die Reifeprüfung. Im gleichen Jahr begann er mit dem Medizinstudium in Köln. Nach je einem klinischen Semester in Freiburg und Wien legte er im Dezember 1964 in Köln sein Staatsexamen ab. Es folgte die Medizinalassistentenzeit am Kreis Krankenhaus Waldbröl/Rhld. Im Dezember 1966 wurde er mit einer Arbeit über die „Herz-Kreislauf-Nebenwirkung der Halothan-Narkose beim Menschen“ an der Universität Köln promoviert. Im April 1967 erhielt er die Bestallung als Arzt. Im Jahre 1967 war er Assistent am Pathologischen Institut in Genf. Von Januar 1968 bis Juni 1971 arbeitete er sowohl klinisch als auch experimentell an der Universitätsklinik Toronto in Kanada. Seit September 1971 ist er an der Urologischen Universitätsklinik in Düsseldorf tätig. Am 2. Juni 1976 habilitierte er sich und erhielt am 15. Juli 1976 die Venia legendi für das Fach Urologie.



**Privatdozent Dr. med. habil.
WOLFGANG WILDMEISTER**

Am 21. Juni 1939 wurde WOLFGANG WILDMEISTER in Düsseldorf geboren. Im August 1967 legte er sein Staatsexamen ab. Im gleichen Monat erfolgte seine Promotion bei Professor SIEGEL, Universität Erlangen, über nephrologische Themen. Danach arbeitete er an der Universität Düsseldorf unter Professor OBERDISSE und Professor KRÜSKEMPER. Am 17. Dezember 1975 habilitierte er sich dort, die Venia legendi wurde ihm am 7. Juli 1976 verliehen. Seit Januar 1976 ist er Chefarzt der Inneren Abteilung und Leitender Chefarzt des Hospitals zum Hl. Geist, Kempen/Ndrh. Sein Hauptforschungsgebiet umfaßt die physiologischen Studien des Thyrotropin Releasing-Hormon und die Frühdiagnostik von Schilddrüsen-Malignomen mittels Schilddrüsenaspirationsschreibung. Seine Habilitationsschrift wurde unter dem Titel „Zytodiagnostik der Schilddrüse“ (Schattauer, Stuttgart) veröffentlicht. Dort erschien auch 1976 die Monographie: „TRH-klinisch experimentelle Untersuchungen mit Thyrotropin Releasing-Hormon“.

Nobelpreisträger	Dr. med. WERNER FORSSMANN, Honorarprofessor an der Universität Düsseldorf	6. 8. 1964
Ehrensensatoren	Bankier RUDOLF GROTH	17. 7. 1970
	Direktor EBERHARD IGLER	17. 7. 1970
	Direktor Dr. jur. WOLFGANG GLATZEL	29. 1. 1971
	Beigeordneter a.D. Dr. rer. pol. FREIHERR VON BÖNNINGHAUSEN	10. 5. 1973
	Oberstadtdirektor a.D. GILBERT JUST	10. 5. 1973
	Oberbürgermeister a.D. Direktor PETER MÜLLER	29. 10. 1974
Ehrendoktoren	Dr. med. h. c. AUGUST SERWE	23. 7. 1949
	Dr. jur. Dr. med. h. c. WALTER HENSEL, Oberstadtdirektor a.D.	24. 12. 1954
	Dr. med. h. c. F. ERNST NORD	21. 7. 1961
	Dr. med. h.c. GEORG SAUERBORN, Landesrat und Universitätsrat a.D.	29. 5. 1962
	Bergassessor Dr.-Ing. Dr. med. h. c. FRITZ LANGE	29. 5. 1962
	Landesdirektor a.D. Dr. med. h. c. UDO KLAUSA, ehem. Direktor des Landschaftsverbandes Rheinland	23. 1. 1964
	Professor Dr. med. Dr. med. h. c. J. RICHARD BING	14. 6. 1966
	Dr. jur. Dr. med.h. c. KURT BIRRENBACH	20. 7. 1966
	Dr. phil. h. c. ANTON HAIN, Verleger	14. 4. 1967
	Professor Dr. med. Dr. med. h. c. HELMUT ZAHN	1. 12. 1972
	Professor Dr. med. Dr. rer. nat. Dr. med. h. c. JÉRÔME LEJEUNE	26. 1. 1973
	Bibliotheksleiter Dr. med. h. c. WERNER LICHTNER	8. 5. 1973
	Dr.-Ing. Dr. rer. nat. h. c. KONRAD HENKEL	15. 5. 1973
	Professor Dr. phil. Dr. rer. nat. h. c. HEINRICH DÜKER	26. 6. 1973
	Dr. phil. Dr. phil. h.c. HANS-OTTO MAYER, Buchhändler	4. 7. 1973

Ehrenbürger

Dr. med. h. c. GEORG SAUERBORN, Landesrat und Universitätsrat a.D., Düsseldorf	22. 2. 1960
Professor Dr. h. c. FRIEDRICH TAMMS, Beigeordneter a.D., Düsseldorf	28. 6. 1962
Dr. med. MARTHE VOGT, Cambridge/England	5. 5. 1964

*Dieser Raum wurde
von einem Freund
und Gönner der
Düsseldorfer Universität
gestiftet*

Sparen

gibt Ihnen Sicherheit

Richten Sie Ihr Augenmerk besonders auf die Wahl der „richtigen“ Sparform. Und überprüfen Sie in diesem Zusammenhang auch Ihr bisheriges Sparverhalten. Denn Sie wollen ja nicht einfach „drauflossparen“, sondern beim Sparen verdienen!

Das können Sie auch heute: Es gibt eine Reihe von Sparformen, die besonders gute Erträge erbringen. Und nichts gibt mehr Sicherheit und Unabhängigkeit als ein ordentliches finanzielles Polster!

Mehr als 4,7 Millionen Sparkunden nutzen Fachwissen und Erfahrung der Deutschen Bank für sich aus. Tun Sie's ebenfalls...



Fragen Sie die
Deutsche Bank

4000 Düsseldorf, Königsallee 45-47, Telefon 88 31
Niederlassungen in allen Stadtteilen

Wir sorgen für Strom.

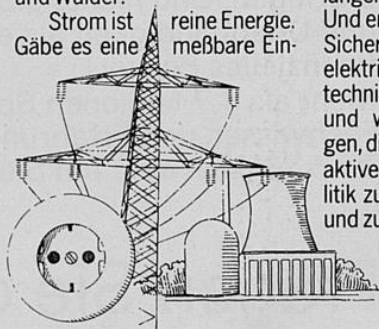
Aber unsere Leistung besteht nicht nur aus Kilowattstunden.

Für Lebensqualität gibt es noch keine meßbaren Einheiten. Aber sichtbare. Damit sind nicht nur gesicherte Arbeitsplätze, wohlgefüllte Kühlschränke und immer mehr Freizeit gemeint, denn wir haben alle erkannt, daß rückhaltloser Konsum, Wohlstand und Fortschritt um jeden Preis den Lebensraum aller einengen.

Jede Kilowatt-Stunde Strom jedoch, die wir mehr erzeugen und liefern, gibt uns ein Stück

dieses Lebensraumes zurück: ein Stück blauen Himmels, klarer Gewässer, grüner Wiesen und Wälder.

Strom ist reine Energie.
Gäbe es eine meßbare Ein-



heit für Lebensqualität, wir und alle anderen Elektrizitätswerke könnten unsere Leistung seit langem auch daran messen. Und erst recht in Zukunft. Denn Sicherung der Versorgung mit elektrischer Energie samt allen technischen, organisatorischen und wirtschaftlichen Leistungen, die diesem Ziele dienen, ist aktive Gesellschaftspolitik. Politik zur Sicherung der Zukunft und zur Verbesserung der Qualität des Lebens. Für alle.

RWE Strom dient dem Leben.
Wir sorgen für Strom.

Ehrungen

Wir sorgen für Strom

BERLIN

RWE



Geburtstagsgratulationscour bei Professor Dr. Dr. h. c. Dr. med. h. c. ERNST DERRA, 75 Jahre, am 6. März 1977

C.-H. FISCHER

Es war ein kalter, aber schöner Samstagvormittag, als sich die Zufahrtstraßen von München nach Haag, wie bei einer ADAC-Sternfahrt, mit Fahrzeugen — aus allen Richtungen kommend — füllten. Zu ihnen stießen die Wagen, die die Übernachtungsgäste aus Haag herbeibrachten, und alles strebte demselben Treffpunkt zu, der Weihermühle, wo Professor DERRA seinen Geburtstag feiern sollte, die Vollendung seines 75. Lebensjahres.

Schon bei der Durchfahrt in Haag sahen wir die ersten Bekannten aus Düsseldorf. Spaziergänger in der Umgebung der Weihermühle wiesen uns bereitwillig den letzten Teil des Weges, ohne daß wir ihnen unser Vorhaben nannten, denn ihnen war es wohl ebenso bekannt wie allen Bürgern des Städtchens, daß die Fremden nur zu Professor DERRA pilgern konnten, zumal sogar der Landrat für diesen Tag sein Kommen gemeldet hatte.

Schon kurz vor der festgesetzten Stunde läuteten die ersten prominenten Gäste und begannen die Gratulationscour für den über das ganze Gesicht strahlenden und überglücklichen Jubilar an der Seite der ebenso glücklichen Gattin.

Professor RAUTER, als Rektor der Universität Düsseldorf, war wohl einer der ersten Gratulanten mit einer goldenen Plakette, die erstmalig in dieser Ausstattung als Präsent überreicht wurde.

Die gemütlichen Räume der Weihermühle füllten sich erschreckend, und nicht immer war es leicht für die Gratulanten, an das umringte Geburtstagskind heranzukommen. So geschah es plötzlich, und man stand vor ihm, der wie stets, machtvoll und beherrschend, jedem einzelnen freudestrahlend entgegentrat. Man empfand so recht, wie er sich über jeden freute und mit offenem Herzen die Glückwünsche entgegennahm, die ihm dargebracht wurden.

So kam auch ich an die Reihe, dieses Mal nicht als Dekan der Medizinischen Fakultät, wie bei seiner Emeritierung, auch nicht als Rektor, wie seinerzeit zur Vollendung seines 70. Lebensjahres — auch damals in Weihermühle —, sondern als geladener Fakultätskollege aus den letzten Jahren der Medizinischen Akademie, unter seiner Ägide dorthin berufen.

Aber ich kam nicht nur in eigener Sache, sondern mich hatte der Vorstand der „Düsseldorfer Jonges“ gebeten, ihrem Ehrenmitglied die Glückwünsche sozusagen durch einen Sendboten aus eigenen Reihen zu überbringen. Mit einem Strauß roter und weißer Nelken mit rot-weißer Schleife konnte ich zusammen mit dem Düsseldorfer Teller mein Sprüchlein aufsagen. Ich



Der Rektor, Magnifizenz Professor Dr. RAUTER, während seiner Glückwunschanrede für Professor Dr. Dr. h. c. DERRA

hatte dabei das Gefühl, einmal in besonderer Sache auf besondere Weise Düsseldorf zu vertreten.

So stand von diesem Augenblick an der rot-weiße Nelkenstrauß symbolisch in der Weihermühle, in der nun in bunter Folge Freunde und Kollegen, dankbare Schüler und Verehrer sowie Verehrerinnen das Gedränge um den Jubilar immer beängstigender werden ließen. Bayerisches Bier und Obstler wurden gereicht und eifrig getrunken. Eine Trachtenkapelle im Vorgarten des herrlichen Landhauses sorgte für Auflockerung der Stimmung, und DERRA selbst übernahm zeitweise die Leitung für die Weisen, die ihm, aus der heimatlichen Umgebung kommend, den passenden Rahmen lieferten.

Eine kleine zirkensische Darbietung der Hafflinger ließ uns erahnen, wie unser DERRA die von allen bewunderte Frische über die vergangenen Jahre erhalten konnte. Es bedurfte keiner besonderen Gabe zu erkennen, wie glücklich Frau DERRA mit ihrem Mann dieses Fest genoß.

Und dann ging es – wie in diesem Lande üblich – in das aufgebaute Festzelt.

Hier begrüßte der Gastgeber mit lustigen Reminiszenzen aus seiner Jugendzeit die Gäste. Ein kleines Mozartkonzert, von Professor GREITHER und Präsident Dr. med. EBERWEIN dargeboten, erinnerte noch einmal mit seiner Festlichkeit an die Bedeutung dieses Tages, und dann gingen die Gäste gern und – wie man ehrlich gestehen muß – häufig ans rustikale Büfett. Die Trachtenkapelle ließ dazu schnell die echte bayerische Stimmung aufkommen. Schnell konnte man aber auch feststellen, daß nicht nur die Musik und die Freude über die Freude des Geburtstagskindes die Stimmung immer gemütlicher werden ließ. Es schmeckte eben alles und nicht zuletzt auch das Bier und der Obstler und dazu in angenehmer Folge die herzlichen Reden zu Ehren des Geburtstagskindes, eröffnet durch den Rektor, gefolgt vom Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie: Professor KREMER, dem Landrat und vielen anderen, abgeschlossen durch die Dankrede für die Gäste von einem der ältesten Mitstreiter aus Düsseldorf, Professor Dr. GROSSE-BROCKHOFF, in der bei ihm gewohnten vollendeten Form.

Nun mußten wir bald aufbrechen, denn fast alle waren von weither gekommen, so daß noch eine lange Heimreise zu bewältigen war. Gut gestärkt und in bester Laune wurde diese Rückreise angetreten. Als wir beim Abschied dem Jubilar und seiner Gattin dankten, hatte man so richtig den Eindruck, daß wir alle mit unserem Kommen ihnen beiden eine große Freude bereitet hatten.

Ernst-von-Bergmann-Plakette für Professor Dr. med. RUDOLF HOPPE

Am 13. Mai 1976 übergab der Präsident der Ärztekammer Nordrhein, Dr. med. FRIEDRICH WILHELM KOCH, Professor Dr. med. RUDOLF HOPPE in einer kleinen Feierstunde die ihm von der Bundesärztekammer verliehene Ernst-von-Bergmann-Plakette. Mit dieser Auszeichnung wurde ein Arzt geehrt, der sich große Verdienste um die ärztliche Fortbildung im Bereich der Ärztekammer Nordrhein – und hier besonders bei Lungenärzten – erworben hat. Diese Verdienste wurden auch im Anschluß an die Ausführungen von Dr. KOCH vom Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Düsseldorf, Professor Dr. SCHLIPKÖTER, im Namen der Fakultät besonders gewürdigt.

Professor HOPPE, geb. 2. November 1910 in Ottenstein/Westfalen, hat seit Jahrzehnten die Leitung des gesamten ärztlichen Dienstes der Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz inne, erfüllt Lehraufträge am Klinikum in Essen und an der Universität Düsseldorf und übt außerdem Lehrtätigkeiten an der Akademie für Staatsmedizin in Düsseldorf und dem Gerichtsmedizinischen Institut der Universität Köln aus.



Präsident Dr. KOCH bei der Übergabe der Auszeichnung an Professor Dr. HOPPE.
Foto: Lachmann

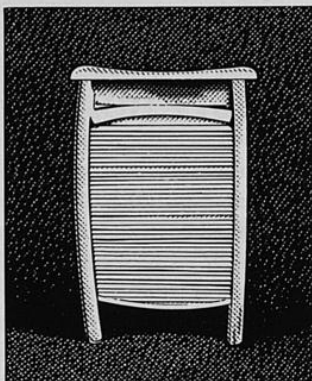
Unsere größte Entdeckung war dieses Musikinstrument.

Wir sind über hundert Jahre alt und können eigentlich keine einzige große weltbewegende Tat vorweisen. Keinen Nobelpreis. Kein technisches Wunderwerk. Nicht einmal eine richtige Sensation, bis – ja, bis auf die Entdeckung dieses Musikinstrumentes.

Denn noch in diesem Jahrhundert war dieses Ding ein gefürchtetes „Folterinstrument“. Und einige Frauen können noch heute ein Lied davon singen, wie man sich damals quälte: Wieviel Kraft und Zeit man in einen einzigen Waschtage stecken mußte – ganz zu schweigen, von den aufgeplatzten Händen und schmerzenden Rücken.

Erst als es uns im Jahre 1907 gelang, das erste selbsttätige Waschmittel zu entwickeln, konnte das Waschbrett zu etwas Schönerem verwendet werden: Zum Musikmachen.

Seitdem ist viel Wasser durch die Waschmaschinen geflossen.



Unsere Wasch- und Reinigungsmittel wurden noch oft verbessert und den sich ständig verändernden Anforderungen der Zeit angepaßt. Und auch wir gingen mit der Zeit; forschten auf anderen Gebieten und konnten schließlich auch neue Produkte entwickeln – wie Kosmetika, Klebstoffe, Industriereiniger und Verpackungen.

Aber wenn unser Angebot mit der Zeit auch vielfältig wurde, so gab es für uns doch immer nur einen Grundsatz. Nämlich: nur solche Produkte anzubieten, die die bestmögliche Hilfe für die jeweiligen Problemlösungen leisteten. Und das in einer Qualität, auf die man sich verlassen kann.

So haben wir in den 100 Jahren unseres Bestehens vielen Menschen in vielen Bereichen und mit vielen Produkten geholfen. Und damit ein bißchen dazu beigetragen, das Leben leichter, angenehmer und schöner zu machen. Und musikalischer auch.

„Dem Verbraucher ein Produkt zu liefern, das ihm dabei hilft, angenehmer und schöner zu leben, ist für mich die interessanteste Aufgabe, die ich mir vorstellen kann.“

Dr. Konrad Henkel, Vorsitzender der Zentral-Geschäftsführung der Henkel-Gruppe

Henkel

Fortschritt - Schritt für Schritt.

Laudatio anlässlich des 65. Geburtstages von Professor Dr. med. Dr. med. dent. ALFRED REHRMANN

RUDOLF STELLMACH (Berlin)

Wir sind hier zu dieser akademischen Feierstunde zusammengekommen aus besonderem Anlaß: Sie, lieber Herr REHRMANN, haben das 65. Lebensjahr vollendet.

Sie stehen im Amte als ordentlicher Professor der Universität Düsseldorf, Sie haben den Lehrstuhl für Kiefer- und Gesichtschirurgie inne, und Sie sind Direktor der Klinik für Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie. Waren es vor fünf Jahren Ihre Studenten, die Ihnen zu Ihrem 60. Geburtstag durch einen Fackelzug Verehrung bekundeten, so möchte ich heute als ihr ältester Schüler Sie dadurch zu ehren versuchen, daß ich Ihr Leben und Ihr Wirken nachzeichne und Ihre Leistungen würdige.

In Essen 1910 geboren, sind Sie ein Sohn des Reviers. Ihre Kindheit und Jugend verbrachten Sie in dieser Stadt bis zum Abitur. Sie begannen 1929 das Studium der Zahnheilkunde an den Universitäten Münster und München und schlossen es 1933 in Bonn mit Staatsexamen und Promotion ab. Als junger Zahnarzt gingen Sie nach Berlin und wurden Assistent an der Kieferstation des VIRCHOW-Krankenhauses. Ihr Lehrmeister war Professor MARTIN WASSMUND, von dem wir erst posthum wissen, daß er der bedeutendste Kieferchirurg seiner Generation gewesen ist. Kein Wunder, die drei Assistentenjahre bei ihm sind der Schlüssel-punkt zu Ihrem weiteren beruflichen Werdegang. WASSMUND war ein Mann von großer Disziplin und aus eigenem Antrieb Kieferchirurg der ersten Stunde. Seine Klarheit im chirurgischen Denken und Handeln, sein Streben nach Präzision und Perfektion, nach äußerster Genauigkeit und Zuverlässigkeit, all dies traf bei Ihnen, lieber Herr REHRMANN, auf einen aufnahmefähigen Boden. Zunächst wurde Ihnen bewußt, daß Kieferchirurgie keine Sache der Zahnheilkunde *allein* sein kann. Das Studium der Medizin gehört essentiell dazu, und nur in der Synthese von Medizin und Zahnheilkunde ist dieses Fach zu meistern. WASSMUND war ein strenger Chef, und es kam vor, daß er Sie am Sonntagnachmittag anrief und wegen eines fehlenden Kommas im Arztbrief zur Rede stellte. Wen nimmt es da wunder, daß allen WASSMUND-Schülern das Etikett von Exaktheit und Genauigkeit angeheftet wurde?

In dieser Zeit entstand Ihr erster wichtiger wissenschaftlicher Beitrag, eine Operationsmethode von bestechender Einfachheit zum Verschuß von Kieferhöhlenfisteln. Sie ist heute das am meisten angewendete Verfahren.

Diese Berliner Jahre müssen sehr interessant gewesen sein. Wie oft haben Sie uns erzählt von

den großen Rededuellen zwischen Ihrem Lehrer WASSMUND und Professor AXHAUSEN, dem Lehrstuhlinhaber für Kieferchirurgie an der Charité. Besonderer Zündstoff waren damals in der vorantibiotischen Ära die gefürchteten odontogenen Eiterungen, die nicht selten zum Tode führten. Ein anderer Streitpunkt waren die Gaumenplastiken. Die Professoren GANZER und ERNST, intuitiv begabte Plastiker, belebten die Szene. Es ist für mich ein großes Vergnügen, im Laufe meiner Berliner Jahre schon so manchen Patienten aus der Hand dieser Operateure gesehen zu haben. Dann konnte ich immer wieder feststellen, wie wichtig Ihre Einschätzung dieser Männer gewesen ist.

1936 war die dreijährige Assistententätigkeit am VIRCHOW-Krankenhaus beendet, die Würfel waren gefallen, daß Sie Kieferchirurg werden wollten. Sie wandten sich deshalb dem Medizinstudium an der Berliner Universität zu. Gleichzeitig konnten Sie aber Volontärassistent an der Kieferstation des NORBERT-Krankenhauses werden. Ihr dortiger Chef war Dr. SCHUCHARDT, und dieser Mann sollte in Ihrem weiteren Leben noch eine bedeutende Rolle spielen. Sie erlangten die ärztliche Approbation gerade kurz vor Ausbruch des Krieges, wurden dann zu den Fahnen gerufen und kehrten im Anschluß an einen Einsatz bei der Truppe nach Berlin zurück in das Reservelazarett für Kiefer- und Gesichtschirurgie des Heeres.

Der Krieg ist der Vater aller Dinge; dieser Spruch trifft auf das zu, was Sie die Kriegsjahre über bis zur Aufopferung aller Kräfte zu tun hatten: kriegsverletzte Gesichter wiederherzustellen. Im Kriege, schon im Ersten Weltkriege, wurde deutlich, daß die Behandlung von Verletzungen der Kiefer zusammengehörig und aufs engste verbunden ist mit den Verletzungen der Gesichtswichteile. Ja, die Kieferchirurgen mußten sich ebenso sehr mit dem Ersatz abgeschossener Nasen, zerstörter Augenlider und Ohren befassen. Vielen Soldaten haben Sie durch Ihre Kunst das menschliche Antlitz zurückgegeben. Die Rundstiellappenplastik zum Einsatz großer Gesichtsdefekte und zur Wiederherstellung einer epithesenfähigen Orbita nach Verlust des Auges, aber auch zur Totalplastik der Nase und zum Ersatz der Wange war Ihre besondere Spezialität.

Berlin war aber auch der Platz, an dem man ein subtiles Gespür für das drohende Verhängnis der damaligen Machthaber und des Krieges hatte. Ablenkung von dieser Misere suchten Sie als passionierter Geigenspieler in der Hausmusik mit gleichgesinnten Freunden. Ja, Sie wandten sich außerdem einem besonders liebenswerten Hobby zu, dem Geigenbau. In KARL MÖCKEL, dem berühmten Berliner Geigenbauer, fanden Sie den Meister, der Sie in die Kunst des Geigenbaues einführte. Zwei Geigen sind aus Ihren Händen entstanden, Geigen von großem Wohlklang. Als viel, viel später Professor HÄUPL hier in diesem Auditorium seine Antrittsrede als Rektor hielt, konnten Sie voll Stolz eine dieser Geigen hören. Der Solist des Orchesters spielte darauf das Violinkonzert in E-Dur von JOHANN SEBASTIAN BACH. Einen kunstsinnigen Freund in der Kriegszeit aus dem Kreise der Geigenbauer möchte ich nicht zu nenen vergessen, Professor ERXLIEBEN, Religionsphilosoph an der Berliner Universität. Dieser Jesuit und Theologe, Stammtischbruder und persönlicher Freund von ALBERT EINSTEIN und THEODOR HEUSS, war ein hinreißender und aufrechter Mensch. Er hat mit seiner Widerstandsgesinnung auf Sie sicherlich einen tiefen Einfluß ausgeübt. Mit großer Befriedigung haben Sie später diesem liberalen Manne ärztlich helfen können, als ihm die Folgen der erlittenen KZ-Haft zu schaffen machten. Zu manchen Ihrer Kriegskameraden ist der Kontakt abgerissen. Um so mehr freue ich mich, daß Ihnen einer heute die Ehre seiner Anwesenheit gibt, Herr Professor SCHMID aus Stuttgart. Von einem anderen, Dr. BUHTZ aus Berlin – er war 1936 Olympiasieger im Rudern – darf ich Ihnen herzliche Grüße überbringen.

Als der Krieg nach einigen Wirren für Sie zu Ende ging, fanden Sie eine neue Bleibe in Hamburg, wo Ihr früherer Chef, SCHUCHARDT, Ordinarius für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde und Direktor der Nordwestdeutschen Kieferklinik geworden war. 1946 wurden Sie



Professor Dr. Dr. REHRMANN dankt Professor Dr. Dr. STELLMACH für seine Laudatio. In der ersten Reihe von links nach rechts Professor Dr. Dr. h. c. LOCHNER, Professor Dr. SCHLIPKÖTER, Frau REHRMANN. In der zweiten Reihe Professor Dr. SCHWENZER und Gattin, Professor Dr. STRASSBURG, Professor Dr. BÖTTGER, Professor Dr. Dr. KOCH. In der dritten Reihe Professor Dr. MENZEL.

Oberarzt in Eppendorf. In dieser Zeit lernte ich Sie kennen. Ich erinnere mich besonders gut an Ihre Vorlesungen im Hauptkolleg. Es waren immer hochinteressante Fälle, über die Sie uns unterrichteten. Sie liebten schon damals ein gewisses Understatement, wie wir heute sagen, in Ihrer Darstellung wurde das Komplizierte einfach und einleuchtend.

In näheren Kontakt kam ich mit Ihnen, lieber Herr REHRMANN, erst während Ihrer Arbeiten an der Habilitation. Ich war Assistent im Pharmakologischen Institut, wo Sie einen Teil Ihrer Arbeit absolvierten, und daraus ergaben sich manche Berührungspunkte.

Nie werde ich jedoch einen Tag im Oktober 1952 vergessen, an dem Sie mir Ihre Visitenkarte ins Haus schickten mit den wenigen Sätzen: „Wenn Sie wollen, können Sie mit mir nach Düsseldorf kommen, ich habe für Sie eine halbbezahlte Stelle, Sie müssen sich aber sofort entscheiden.“ Ich zögerte keine Sekunde, um dieses glänzende Zufallsangebot anzunehmen.

Düsseldorf wurde nun Ihr Schicksal, und hierher geholt hat Sie 1953 unser unvergessener und genialer Chef, Professor HÄUPL. Vielen unter Ihnen, meine Damen und Herren, wird er noch persönlich bekannt sein als ein ungemein dynamischer, gleichzeitig aber sehr liebenswerter Mann, der sich für seine Aufgabe in Klinik und Forschung mit letzter Hingabe eingesetzt hat.

KARL HÄUPL hat Ihre Chirurgie in jeder Weise gefördert. Sie konnten die Chirurgische Abteilung umbauen und funktionsfähig gestalten. Ich kann es mir heute kaum vorstellen, wie wir anfangs mit nur drei Assistenzärzten fast 100 Betten zu versorgen hatten. Die ersten Jahre waren eine echte Aufbauleistung, und schnell begann auch der wissenschaftliche Betrieb.

Schon 1954 bahnten sich Verbindungen mit plastischen Gesichtschirurgen und Anästhesisten aus London an, die für uns von großem Nutzen gewesen sind. Bereits in Hamburg hatten Sie, lieber Herr REHRMANN, Neuland der Chirurgie unseres Gebietes betreten. Ihre Technik der

Ausrottung von Unterkiefertumoren im Block mit der Halslymphknotenausräumung ist ein Meilenstein des Fortschritts in Deutschland auf dem Gebiete unserer Tumorchirurgie gewesen. Ihre Neigung zur plastischen Chirurgie hatte Sie aber auch zur Entwicklung von so wesentlichen Verfahren wie der Stützung des Augapfels bei Oberkieferresektionen mit Entfernung des Augenbodens inspiriert oder zur Gewinnung eines prothesenfähigen Unterkiefers nach vollständigem Unterkieferersatz aus der Hüfte. In Düsseldorf nun konnten Sie Ihre chirurgischen Ideen weiterführen. Um nur einiges aus diesem Jahrzehnt zu nennen, Sie ersannen eine Methode, wie man den fehlenden Unterkiefer bis ins Kiefergelenk hinein durch eine Knocheneinpflanzung ersetzen kann, ohne den Gesichtsnerven zu verletzen; Sie waren einer der ersten Operateure, die die konservative Parotidektomie propagierten, die Entfernung der Ohrspeicheldrüse mit Erhaltung des Gesichtsnerven. Sie haben ein wichtiges Verfahren zur Verriegelung der Kiefergelenke angegeben. Sie haben sehr frühzeitig die modernen Methoden der heutigen Lippen- und Gaumenplastiken übernommen und wichtige eigene Beiträge hierzu geliefert. Ich will Sie, meine Damen und Herren, mit der Aufzählung einer Reihe derartiger Innovationen nicht ermüden, zu denen auch der Ersatz der Halsschlagader bei einer Tumoroperation gehört. Erwähnen möchte ich aber doch, daß Sie auch mit der Pflege der ästhetischen Chirurgie des Gesichtes begonnen haben und damit den Gesamtbereich chirurgischer Tätigkeiten abrunden konnten.

Der unerwartete und frühe Tod unseres hochverehrten Professor HÄUPL 1960 unterbrach die rastlose Tätigkeit jener Zeit. Nachdem Sie 1959 außerplanmäßiger Professor geworden waren, erhielten Sie 62 die außerordentliche Professur und die Bestellung zum Direktor der Klinik für Kiefer- und Gesichtschirurgie. Ihr folgte 64 die Ernennung zum ordentlichen Professor und Lehrstuhlinhaber.

Als Hochschullehrer haben Sie nun schon eine ganze Generation von Zahnmedizinern in der Chirurgie ausgebildet, die in Ihren Kollegs vieles geboten bekommen, was an anderen Universitäten nicht zu sehen ist.

Ebenso gehört die Pflege eines engen Kontaktes mit den praktizierenden Zahnärzten zu Ihren wichtigen Anliegen. Sie haben sich langjährig und sogar gegen persönliche Verunglimpfung dafür eingesetzt, daß die Kiefer- und Gesichtschirurgie zur Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde gehört und bei ihr verbleiben muß. Heute ist die Einsicht der zahnärztlichen Standesvertreter auf Ihrer Seite, daß es eine nicht hinzunehmende Verarmung wäre, wenn diese große Chirurgie der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde von Nachbarfächern absorbiert werden würde.

Auch haben Sie in den ärztlichen Standesverbänden dafür gekämpft, daß das fachärztliche Gebiet der Mund- und Kieferchirurgie eine solide Ausbildungsordnung erhält und mit einem Operationskatalog ausgestattet wird, der eine segensreiche Tätigkeit begründen kann.

Noch einige Daten aus Ihrem Wirken für die Klinik: Der große Umbau der Klinik von 1964–66 brachte eine moderne und abgeschlossene Operationsabteilung. Die Zahl der jährlichen Operationen hat sich vom Beginn an versechsfacht. Das bedeutet täglich einen harten und langen körperlichen Einsatz im Operationssaal. Die Zahl der ärztlichen Mitarbeiter ist von drei auf vierzehn gestiegen. Seit 1971 besteht eine eigene Intensivpflegeeinheit und Anästhesie. Dies ist dringend erforderlich, um eine optimale Versorgung der vielen schweren Unfallopfer gewährleisten zu können. Das umfangreiche Patientengut der Klinik drängte auch zu einer Auswertung, für die Sie eine Dokumentation mit elektronischer Datenverarbeitung ins Leben gerufen haben. Inzwischen sind hierdurch auf dem Gebiete der Behandlung von Lippen-Kiefer-Gaumenspalten und der Tumoren wichtige Daten erfaßt und neue Kenntnisse gewonnen worden. Auch ein anderes Projekt hat eine optimale Ausgestaltung erfahren. Die Sprechheilbehandlung von Kindern mit Gaumenspalten. Sie wurde zu einer Komplextherapie weiterentwickelt, die auch soziale Umweltfaktoren mitberücksichtigt.

Eine letzte, aber entscheidende Bestandsaufnahme: der Unterschied zwischen Universitätskli-

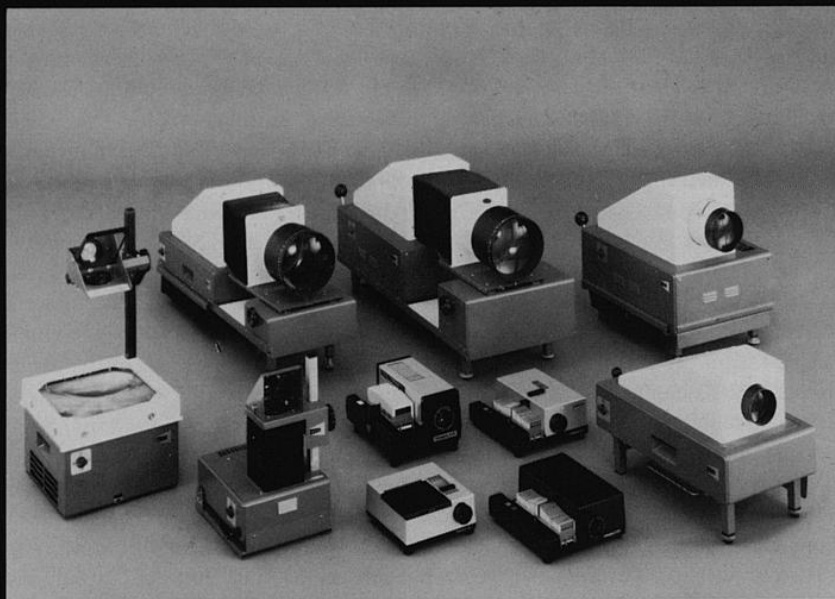
niken und Versorgungskrankenhäusern liegt in ihrer wissenschaftlichen Ausrichtung und Produktivität. Hier haben Sie, lieber Herr REHRMANN, einsame Daten gesetzt. Vier Ihrer Oberärzte sind ordentliche Professoren und Lehrstuhlinhaber geworden. Sieben Ihrer Mitarbeiter haben Sie zur Habilitation geführt, und zwei weitere Arbeiten sind im Gange. Mehrere Assistenten sind heute angesehene Chefärzte von Fach- und Belegkliniken. Sie selbst haben weit über 100 wissenschaftliche Publikationen erarbeitet, darunter befindet sich eine Reihe von namhaften Lehrbuch- und Handbuchbeiträgen. Die Zahl aller unter Ihrer Leitung an der Klinik entstandenen wissenschaftlichen Arbeiten beträgt mehr als 500. Entsprechend weit über Deutschlands Grenzen bekannt ist der Ruf Ihrer Klinik, in der immer eine Anzahl von Kollegen aus dem europäischen und außereuropäischen Ausland zur Weiterbildung und zu Besuchen weilt. Sie haben auch viele Vortrags- und Studienreisen unternommen. Sie waren mehrfach in den USA, in Mexiko, in Japan, in Südamerika, in Indien und im Vorderen Orient, oft begleitet von Ihren Mitarbeitern, wie überhaupt Teamgeist und Zusammenarbeit ein wesentliches Merkmal Ihrer eigenen Arbeitsweise sind.

Wer so rührig und emsig ist wie Sie selbst über Jahrzehnte, der wird auch frühzeitig in den Dienst der wissenschaftlichen Gesellschaften gerufen. So waren Sie, lieber Herr REHRMANN, mehrere Jahre zunächst Vizepräsident der Deutschen Gesellschaft für Kiefer- und Gesichtschirurgie, bis Sie von 1964–66 während dreier Jahre die Geschicke dieser Gesellschaft als Präsident zu leiten hatten. Eine Reihe von in- und ausländischen wissenschaftlichen Gesellschaften zählt Sie als Mitglied, Sie sind auch Gründungsmitglied und Vizepräsident der Europäischen Gesellschaft für Kiefer- und Gesichtschirurgie gewesen.

Bei einer solchen umfangreichen Bilanz Ihres Wirkens ist es ein großes Glück, daß Sie in Ihrer hochverehrten Gattin eine denkbar gute Lebensgefährtin gefunden haben, die Ihnen mit großem Verständnis, mit viel Anteilnahme und Rat zur Seite steht.

An Ihrem 65. Geburtstag darf ich Ihnen, lieber Herr REHRMANN, im Namen aller Ihrer Schüler und Ihrer vielen Freunde, sicherlich aber auch stellvertretend für Ihre vielen Patienten, danken, danken für alles, was Sie uns gegeben haben! Und ich darf Ihnen wünschen, daß Jahre ungebrochener Schaffenskraft vor Ihnen liegen mögen. Ihre Mitarbeiter brauchen Sie weiterhin, Ihr offenes Ohr, Ihre Hilfe, Ihre Aufgeschlossenheit für die dienstlichen und persönlichen Anliegen, Ihre starke Hand, Ihr ärztliches Vorbild. Mögen Sie selbst weiter die große Freude behalten, die Ihnen Ihr faszinierender Beruf in Wissenschaft, Lehre und in der klinischen Arbeit immer geschenkt hat. So lassen Sie mich Ihnen an diesem Tage zurufen: *ad multos annos!*

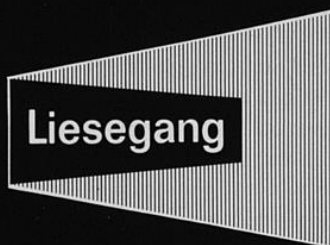
Liesegang-Programm



Dia-Projektoren für Kleinbild und 6x6

Overhead-Projektoren

Episkope



Prospekt durch Ed. Liesegang · Volmerswerther Straße 21 · 4000 Düsseldorf 1

Gedenkplakette für Bekämpfer des Hexenwahns

Der Düsseldorfer Leibarzt JOHANN WEYER (1515-1588) ist als erster Bekämpfer des Hexenwahns in ganz Europa bekanntgeworden. Die Universität Düsseldorf enthüllte zur Erinnerung an diesen berühmten Mediziner eine Plakette. Das Bronzerelief wurde im Jahre 1926 von dem Bildhauer KARL K. DAMIAN geschaffen und war früher am Ärztehaus Jacobi-



Die JOHANN-WEYER-PLAKETTE am Haupteingang der Medizinischen Einrichtungen der Universität Düsseldorf (Moorenstraße)

straße 7 angebracht. Es wurde am 22. Februar 1975 in einem offiziellen Festakt von der Ärztekammer Nordrhein in die Obhut der Universität übergeben.

Bei der Enthüllung der Plakette am neuen Standort (Haupteingang der Medizinischen Einrichtungen der Universität) würdigten Professor Dr. HANS SCHADEWALDT, Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin, Dr. FRITZ MACHA, 1. Vorsitzender der Ärztekammer Nordrhein, Kreisstelle Düsseldorf, und Rektor Professor Dr. HERBERT RAUTER Leben und Werk JOHANN WEYERS.

WEYER kam als Schüler von HEINRICH AGRIPPA VON NETTESHEIM um 1532 mit dem Hexenwahn seiner Zeit in engere Berührung und teilte die Aversion seines Lehrers gegenüber den unmenschlichen Hexenprozessen. 1550 wurde er Leibarzt HERZOG WILHELMS des Reichen, und 1563 erschien sein Werk „De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis libri V“, das sechs lateinische Auflagen und mehrere deutsche und französische Übersetzungen erlebte. In seinen Argumenten wies WEYER darauf hin, daß die als Hexen verketzerten unglücklichen Frauen häufig Geisteskranke gewesen sein dürften oder daß ihre merkwürdigen Äußerungen Folgeerscheinungen von Vergiftungen mit Tollkirschen, Bilsenkraut und anderen Giftpflanzen gewesen wären.

An vielerlei Beispielen machte er die natürliche Ursache mancher angeblichen Hexerei verständlich und kam zum Schluß: „Die Geistesverwirrung der Beschuldigten ist die Ursache dessen, was dunkel ist.“

75-Jahr-Feier des Bethesda-Krankenhauses Duisburg

Der 21. März 1977 war der 75. Jahrestag der Grundsteinlegung für das Evangelische Krankenhaus Bethesda zu Duisburg, das ab Oktober 1977 der Universität Düsseldorf als Akademisches Lehrkrankenhaus zur Verfügung steht. Beim Festakt zum Jubiläum konnte Professor Dr. H. A. E. SCHMIDT, Ärztlicher Direktor, über 200 Gäste begrüßen, darunter Repräsentanten der Landeskirche und Synode, der Medizinischen Fakultät der Universität Düsseldorf, von Regierung, Stadt und Verbänden. Oberkirchenrat SALZMANN machte in seinem Grußwort deutlich, daß ein kirchliches Krankenhaus heute ein Wirtschaftsbetrieb sei mit der Verpflichtung zur Nächstenliebe und im Korsett der sozialen Gesetzgebung.

Der Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Düsseldorf, Professor Dr. SCHADEWALDT, stellte eine historische Verbindung zwischen der alten Universität Duisburg und den gegenwärtigen akademischen Lehraufgaben von Bethesda her; besonders die heutige institutionelle Ausstattung des Hauses mit den Abteilungen

- Innere Medizin
- Chirurgie
- Gynäkologie
- Anästhesie und Intensivmedizin
- Röntgendiagnostik und Strahlentherapie
- Nuklearmedizin sowie
- Pathologie

sei eine Garantie für eine qualifizierte Ausbildung der Studenten.

Der Vorsitzende des Aufsichtsrates von Bethesda, Dr. HELMUT GLASZINSKI, umriß unter dem Thema „75 Jahre Bethesda - ein Krankenhaus im Wandel der Zeiten“ die medizinische, bauliche und betriebswirtschaftliche Entwicklung. Hierbei stellte er als spezielles Moment heraus, daß das Haus auf dem Weg von der ersten Kollekte, die 52 Mark für seine Errichtung erbrachte, bis zum heutigen Jahresumsatz von 30 Mio DM gestützt und auf Leistungsfähigkeit ausgerichtet wurde durch die Partnerschaft von Kirchengemeinden und Duisburger Industrie.

Den Festvortrag hielt der Chefarzt der Inneren Abteilung, Professor Dr. PLATON PETRIDES. In seinen „Gedanken über Wechselbeziehungen zwischen Naturwissenschaft und Medi-



Festakt anlässlich der 75-Jahr-Feier des Bethesda-Krankenhauses in Duisburg, Ansprache Professor SCHMIDT. In der 1. Reihe v. r. n. l.: Dekan Professor SCHADEWALDT, Professor PETRIDES, Superintendent BLANK, Oberkirchenrat SALZMANN, Frau Dr. SCHMIDT, Dr. GLASZINSKI.

zin“ ließ er die Zuhörer teilhaben an den Erkenntnissen eines erfahrenen Arztes, der die Daten der exakten Wissenschaft nutzt und sie umsetzt in das Heilen des Patienten. Aber die integrale Bedeutung dieser Wechselbeziehungen allein könnte das Spektrum ärztlichen Handelns nicht erschöpfend darlegen, denn, so führte Professor PETRIDES aus, „die zwischenmenschliche Einflußnahme ist es, weshalb wir Ärzte unseren Beruf so besonders lieben“. Die Feier wurde musikalisch umrahmt vom RÖHRIG-Quartett Duisburg.

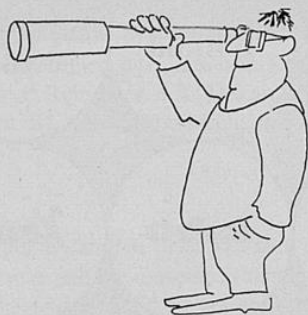


MARKENARTIKEL
 FORTSCHRITTLICHER
 FRAUENHYGIENE
 BABYPFLEGE
 KÖRPERPFLEGE

ERGEBNISSE
 SORGFÄLTIGER
 FORSCHUNG



Bei uns können Sie kein **Bankkonto eröffnen.**
Sie erhalten auch kein **Scheckheft von uns.**
Und wir haben keine **Bankschalter.**
Dennoch können wir die **Bank sein, die Sie suchen...**



... wenn Sie langfristiges Kapital für Ihr Unternehmen benötigen.

Wir haben uns ganz auf den langfristigen Unternehmenskredit spezialisiert. Zugegeben - wir machen nicht alles.

Aber dafür machen wir das, was wir tun, perfekt: von der Unternehmensanalyse am Anfang unserer Kreditverbindung bis zur exakten Vereinbarung vorhersehbarer Konditionen und bis zur rechtzeitigen Aufstockung des Engagements, wenn der Kapitalbedarf wächst. Von uns bekommen Sie jederzeit „ruhiges Geld“.

Nutzen Sie unser know-how und unsere Kapitalquellen für Ihr Unternehmen. Sie erreichen uns jederzeit in Düsseldorf und Berlin, Frankfurt, Hamburg, München oder Stuttgart.

Industriekreditbank AG
Deutsche Industriebank



Ihr Partner für den Fortschritt im Unternehmen.

Die „Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V.“ im Jahre 1975

WOLFGANG GLATZEL

Unsere Gesellschaft konnte im Berichtsjahr 1975 wieder in einer Vielzahl von Fällen Forschungsarbeiten finanziell unterstützen. Außerdem wurde die Anschaffung und Anmietung wissenschaftlicher Geräte finanziert, für die im Haushaltsplan der Universität keine Mittel verfügbar waren. Für besondere Lehrveranstaltungen, Gastvorlesungen, Tagungen und Exkursionen wurden Zuschüsse zur Verfügung gestellt. Die Ausgaben betragen DM 156 362,97.

Unsere Einnahmen, die aus folgenden Quellen kamen:

Mitgliederbeiträge	DM 40 527,00
Freie Spenden	DM 8 755,00
Zweckgebundene Spenden	DM 135 465,90
Zins- und Wertpapiererträge	DM 16 198,04
Übernahme des Dispositionsfonds des Rektors	DM 11 578,47
betragen insgesamt	<u>DM 212 524,41</u>

Von den im Berichtsjahr durchgeführten Veranstaltungen ist die Vortragsveranstaltung im Anschluß an die Mitgliederversammlung vom 11. Dezember 1975 hervorzuheben. Professor Dr. LUDWIG E. FEINENDEGEN, Direktor des Instituts für Medizin der Kernforschungsanlage Jülich GmbH, sprach über das Thema „Können wir mit Atommeilern leben?“. Der Vortrag dieses Fachmannes von internationalem Ruf über eines der aktuellsten Themen unserer Zeit fand allgemeines Interesse.

Aufgrund einer zweckgebundenen Spende des Ehrensensors der Universität, RUDOLF GROTH, hatte unsere Gesellschaft im Jahre 1968 die THOMAS MANN-Sammlung Dr. HANS-OTTO MEYER, bestehend aus 17 000 Bänden, Zeitschriften, Sonderdrucken, Zeitungsausschnitten, Briefen und Bildnissen, erworben und der Universität zur Verfügung gestellt. Zur 100. Wiederkehr des Geburtstages von THOMAS MANN wurde diese Sammlung in der Zeit vom 16. Mai bis 17. August 1975 im GOETHE-Museum erstmalig ausgestellt. Ein dazu verfaßter Katalog, der auch Beiträge von Professor Dr. HERBERT ANTON, Germanistisches Seminar, und Professor Dr. GÜNTER GATTERMANN, Leitender Direktor der Universitätsbibliothek, enthält, wurde von unserer Gesellschaft mit einem Zuschuß finanziert. Die Ausstellung hatte 4 000 Besucher, darunter viele aus dem Ausland.

Die im Eigentum unserer Gesellschaft stehende „CÉCILE und OSKAR VOGT-Institut für Hirnforschung GmbH“ verfügte am Ende des Berichtsjahres über ein Finanzvermögen von 1231 334,48 DM. Außerdem ist sie Eigentümerin einer umfangreichen Sammlung von Hirnschnitten sowie sonstigen Forschungsmitteln, die wir der Universität Düsseldorf vertraglich zur Nutzung überlassen haben. Mit Hilfe der in den Vorjahren bewilligten Geräte zur automatischen Datenerfassung konnten wesentliche Fortschritte erzielt werden. Es gelang, Histo-Autoradiogramme vollautomatisch abzutasten, die Analogwerte digital weiter zu verarbeiten, diese Daten, die histologischen Parameter und die zugehörigen Koordinaten mittels Plotter graphisch darzustellen. Durch eine Kombination dieser quantitativen lichtmikroskopischen Autoradiographie mit einer quantitativen elektronenmikroskopischen Autoradiographie konnte der genaue Verlauf und die Endigung einer Bahn zwischen der Netzhaut des Auges und einem kleinen Kern (Nucleus suprachiasmaticus) im Bereich der vegetativen Regulationsstätten des Zwischenhirns dargestellt werden. Bei Ratten, die bereits Seherfahrung hatten, wurden die morphologischen Auswirkungen eines vollständigen Lichtentzugs von fünfmonatiger Dauer quantitativ erfaßt. In Hirngebieten, die einen hohen Anteil von Sehnervenfasern erhalten, wurde neben Verminderung der Nervenzellzahl und -größe auch eine Reduktion des mittleren Kernvolumens der Gliazellen beobachtet. Durch histopathologische Untersuchungen wurden die genaue Lokalisation und der Mechanismus der Schädigung aufgeklärt, die bei akutem Hirndruck zu einer Pupillenveränderung führen. Infolge einer Verlagerung des unteren Hirnstammes kommt es zu einer Abknickung eines Augenmuskelnervs im Bereich einer Duplikatur der harten Hirnhaut.

Der mit Mitteln der Gesellschaft erworbene und in der Abteilung für Neuropsychologie installierte Computer wurde durch die Anschaffung eines Interface ergänzt. Dadurch konnte eine direkte Verbindung zwischen Rechner und Peripherie in beiden Richtungen hergestellt werden. Die Daten müssen jetzt nicht mehr zunächst auf einem Magnetband gespeichert, sondern können unmittelbar verarbeitet werden.

In der Abteilung für Neuropsychologie wurden im Hirnstrombild die elektrophysiologischen Korrelate von Aufmerksamkeitsphänomenen im Humanversuch (Erwachsene und Kinder) analysiert. Ein wesentliches Anliegen war dabei die simultane Erfassung und vergleichende Analyse der verschiedenen elektrophysiologischen Kriterien (EEG-Spontan-Aktivität und ereignisbezogene Potentiale). Zur quantitativen Erfassung der Gestalt dieser Biopotentiale wurden unter Einsatz des Digitalrechners neue Auswertungsmethoden entwickelt.

Die Mitgliederversammlung am 11. Dezember 1975 billigte einstimmig die Jahresrechnung, erteilte dem Vorstand Entlastung und wählte die Herren Wirtschaftsprüfer JOHANNES STÜTZEL und Wirtschaftsprüfer GERHARD SPIELBERG zu Rechnungsprüfern. In einer anschließenden Aussprache wies der damalige Rektor, Professor Dr. HERBERT RAUTER, auf die erheblichen Nachteile hin, die sich für Lehre, Forschung und Ausbildung aus der Unvollkommenheit der teilweise sehr veralteten Universitätskliniken ergeben.

Wir danken

allen Mitgliedern der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V., die mit ihrem Beitrag das Erscheinen dieses Jahrbuchs ermöglicht haben.

Aktionär Renate Schulz: Was macht Ihr mit unserer Milliarde?

Wir machen viel daraus. Aus der Milliarde die uns 180 000 Aktionäre anvertrauten.

Wir sorgen für Arbeitsplätze: Mehr als 100 000 in Mannesmann-Unternehmen. 83 000 davon in der Bundesrepublik Deutschland. Im Durchschnitt geben wir für jeden Mitarbeiter 38 000 Mark im Jahr aus. Für Lohn, Gehalt und soziale Sicherung. 22 Millionen Mark wenden wir allein für das Mittagessen unserer Mitarbeiter im Betrieb auf.

In unserem neuen Großrohrwerk kostet ein Arbeitsplatz 300 000 Mark. 1976 investierten wir 826 Millionen Mark in neue Anlagen und Maschinen. Das sichert Arbeitsplätze und Ertragskraft für die Zukunft.

Wir beziehen Waren für 7 Milliarden Mark im Jahr. Davon können viele Menschen leben.

Für über 5 Milliarden Mark verkaufen unsere Exporteure Waren ins Ausland. Damit holen sie ein Viertel der Devisen wieder herein, die Bürger der Bundesrepublik für Reisen ins Ausland ausgeben. Oder: Das ist mehr als doppelt soviel, wie die Bundesrepublik 1976 für Patente und Lizenzen an das Ausland gezahlt hat.


Für saubere Luft, für reineres Wasser, für weniger Lärm bringen wir jährlich 90 Millionen Mark auf – mehr als eine Mark für jeden Bürger.

Für Leistungen im Interesse der Allgemeinheit trugen wir 1976 über 440 Millionen Mark Steuern bei.

An unsere Eigentümer zahlten wir 131 Millionen Mark Dividende.

Mannesmann ist ein führender Hersteller von Rohren. Baut Maschinen und Industrieanlagen. Vertriebt eigene und fremde Erzeugnisse in allen Teilen der Welt.



Man fragt den Mann von  Mannesmann

**Unter den führenden
deutschen
Tageszeitungen
die
gewichtige
Stimme
aus Düsseldorf:**

RHEINISCHE

POST

**Information und Meinung
in ihrer besten Form**



Dresdner Bank **Die große Bank** **mit dem** **grünen Band** **der Sympathie**

Wenn Ihre Geld- und Finanzfragen einfach, schnell und zuverlässig gelöst werden sollen, bringt Sie das grüne Band sicher ans Ziel. Denn es zeigt Ihnen den Weg zur Dresdner Bank.

Eine der ganz Großen mit mehr als 900 Zweigstellen und Filialen. Eine der Erfahrensten, wenn es um Geldanlagen und Kredite geht.

Eine Bank, die ihren Kunden durch Leistungskraft und aufmerksame Beratung sympathisch ist.

Man erkennt sie am grünen Band an den Geschäftsstellen – dem Zeichen einer guten Verbindung.

Dresdner Bank

Mit dem grünen Band der Sympathie

VDI-Fachliteratur=

Zuverlässige Information

Zuverlässige Informationen aus dem gesamten technisch-wissenschaftlichen Bereich durch VDI-Fachliteratur: Über 100 Fach-, Sach- und Taschenbücher, die Wochenzeitung für Technik „VDI nachrichten“, Fachzeitschriften, Informationsdienste, Schriftenreihen und Dokumentationen. Anerkannte Fachleute und wissenschaftliche Gremien sorgen durch ihre ständige Arbeit für diese Informationen.

Wenn Sie sich über VDI-Fachliteratur informieren wollen, fordern Sie bitte unser Verlagsverzeichnis '77 an.

VDI-Verlag • Postfach 1139 • 4 Düsseldorf I

**Geisteswissenschaftliches Kolloquium der Universitäten Nantes
und Düsseldorf in Düsseldorf vom 25. bis 30. September 1975**



Vibramycin® Vibravenös®

Breitspektrum-Antibiotikum mit
24-Stunden-Depotwirkspiegel



Zusammensetzung Vibravenös: 1 Steraject/Ampulle Vibravenös enthält 100 mg Doxycyclin in 5 ml spritzfertig gelöst. Zusammensetzung Vibramycin: Kapseln. 1 Kapsel enthält 100 mg Doxycyclin; Saft/Tropfen: 1 ml enthält 10 mg Doxycyclin. Indikationen: Infektionen durch empfindliche Erreger, wie grampositive und gramnegative Bakterien und Kokken, Mykoplasmen, Spirochäten, Rickettsien, große Viren u. a. Kontraindikationen: Überempfindlichkeit gegen Tetracycline, Myasthenia gravis (bei i.v. Gabe). Zu beachten: Während der Zahnentwicklung des Kindes vom letzten Drittel der Schwangerschaft bis zum Abschluß der Mineralisation der Zähne sollten die Indikationen für Doxycyclin wegen einer möglichen Zahnverfärbung besonders streng gestellt werden. Zur weiteren Information über Vibravenös und Vibramycin stehen die

wissenschaftlichen Prospekte zur Verfügung. Handelsformen Vibravenös: Packung mit 2/5 Sterajecten: DM 27,10/59,95; Klinikpackungen mit 25, 100, 500 und 1000 Sterajecten. Packung mit 2/5 Amp.: DM 26,50/58,55; Klinikpackungen mit 25, 100, 500 und 1000 Ampullen. Handelsformen Vibramycin: Vibramycin Kapseln: Packung mit 5 Kapseln DM 28,65, Packung mit 8 Kapseln DM 42,85, Packung mit 40 Kapseln DM 174,80; Klinikpackungen mit 100, 500 und 1000 Kapseln. Vibramycin Saft: Flasche mit 30 ml DM 19,30. Vibramycin Tropfen: Flasche mit 10 ml DM 9,25. Klinikpackungen.



PFIZER GmbH · Karlsruhe

Aspekte der Geisteswissenschaftlichen Forschungsgeschichte in Frankreich und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert

Im Zuge der sich in den letzten Jahren ständig verdichtenden wissenschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Partnerschaftsuniversitäten Nantes und Düsseldorf fand im Herbst 1975 ein Geisteswissenschaftliches Kolloquium in den Räumen der Universität Düsseldorf statt, auf dem zwölf Vorträge von sechs französischen und sechs deutschen Wissenschaftlern gehalten wurden. Die Referate fanden innerhalb der akademischen Öffentlichkeit großes Interesse über die engeren Fachgebiete hinaus. Die Diskussionen waren äußerst lebhaft und zeigten, daß deutsche und französische Forscher viele Aspekte gleichartig beurteilten, während es auf anderen Gebieten erhebliche unterschiedliche Meinungen gab. Auch außerhalb des eigentli-



Erstes interdisziplinäres Geisteswissenschaftliches Kolloquium der Partneruniversitäten Düsseldorf und Nantes vom 25. bis 30. September 1975. Die Gäste aus Nantes, Mitte der Rektor mit Amtskette, Magnifizienz Professor Dr. RAUTER.

chen wissenschaftlichen Programms wurde auf den Exkursionen und den Empfängen Gelegenheit genommen, gemeinsam interessierende Fragen zu besprechen.

Neben einem Empfang durch den Rektor der Universität Düsseldorf, Magnifizenz Professor Dr. HERBERT RAUTER, und durch den Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Düsseldorf, Herrn KLAUS BUNGERT, fand eine Besichtigung des Römisch-Germanischen Museums in Köln statt, das vor allem bei unseren französischen Gästen viel Interesse fand. Außerdem veranstaltete der Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin, Professor Dr. med. HANS SCHADEWALDT, zusammen mit Herrn Archivrat Dr. ROLF NAGEL vom Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, eine kleine Ausstellung mit dem Thema „Die Napoleonische Universität in Düsseldorf“. Darin wurden die in Düsseldorf vorhandenen Originalmanuskripte und Druckwerke aus der Zeit des ehemaligen Großherzogtums Berg von 1806 bis 1813 sowie weiterführende Literatur über die Beziehungen Düsseldorfs zu Frankreich gezeigt.

Infolge des lebhaften Interesses an den Vorträgen und Diskussionsbemerkungen dieses Kolloquiums trat die Philosophische Fakultät der Universität Düsseldorf an den Redakteur dieses Jahrbuchs mit der Bitte heran, die Referate und Zusammenfassungen der Diskussionen geschlossen in diesem Band abzudrucken. Dem Wunsch wurde gern entsprochen, weil damit wiederum ein Beweis für die weit über Düsseldorf hinausgehende wissenschaftliche Ausstrahlung unserer Alma Mater geliefert werden kann.

Begrüßungsworte des Dekans der Philosophischen Fakultät, Spektabilität Professor Dr. phil. GEORG STÖTZEL

Als Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Düsseldorf darf ich Sie recht herzlich bei uns willkommen heißen. Viele von Ihnen habe ich ja schon gestern abend gesehen. Ich möchte sagen, daß ich dieses Kolloquium als einen Höhepunkt und als einen guten Abschluß meiner in diesen Tagen endenden Zeit als Dekan empfinde. Schon in vergangener Zeit gab es eine Reihe fruchtbarer geisteswissenschaftlicher Kontakte. Ich erwähne das Romanisten-Kolloquium im Mai 1974 in Nantes, den Austausch der Gastprofessoren ROCHE und DEFOIX, die Gastvorträge unserer Fakultätsmitglieder in Nantes und schließlich den Lektorenaustausch. Doch heute, meine ich, erreicht der Kontakt in den geisteswissenschaftlichen Fächern beider Universitäten sowohl organisatorisch — was die Größe der Veranstaltung angeht — wie inhaltlich ein neues Stadium, treffen doch nunmehr Vertreter verschiedener Fächer sich zu einem interdisziplinären Kolloquium über die geisteswissenschaftliche Forschungsgeschichte in Frankreich und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Dieses Thema erscheint mir unter vielen Gesichtspunkten besonders reizvoll und erfolgversprechend. Einmal bietet es die Chance, daß in den Vorträgen und Diskussionen bei aller Internationalität der Wissenschaft sich die besonderen nationalen Wissenschaftstraditionen in Deutschland und Frankreich abzeichnen. D.h.: die oft impliziten prinzipiellen Wertsetzungen, an denen wir uns alle bei der Auswahl der Gegenstände unserer Wissenschaft orientieren, können so in Bezug gebracht und relativiert werden. Zum anderen, meine ich, bietet die thematische Anlage der sechs Arbeitssitzungen durch ihre Ausgewogenheit von allgemein wissenschaftstheoretisch-methodenkritischer Thematik auf der einen Seite und einzelwissenschaftlichen forschungsgeschichtlichen und methodengeschichtlichen Themen auf der anderen Seite die Möglichkeit, daß die arbeitsteilig aufgegliederten Einzelwissenschaften über die Methodendiskussion in Kontakt treten. Diese heutige interdisziplinäre Diskussion innerhalb einer philosophischen Fakultät ist um so wichtiger, als nun über ein deutsch-französisches Kolloquium zum ersten Mal in unserer jungen Fakultät eine solche interdisziplinäre Diskussion in einem größeren Rahmen zustande kommt. Unter diesem Gesichtspunkt wäre es zu begrüßen, daß sich über Romanisten, Historiker, Anglisten, Philosophen und Germanisten hinaus noch mehr Fachvertreter an einen Tisch setzen und somit in Kontakt treten. Dieses Kolloquium, das ein neues Stadium des Kontaktes zwischen den Geisteswissenschaften unserer beiden Universitäten

einleitet, ist thematisch und organisatorisch, aber auch an Maßstäben wissenschaftlicher Kontakte gemessen, eine Großveranstaltung, die nicht möglich ist ohne selbstlos arbeitende Organisatoren, ohne Freunde und Förderer der Wissenschaft. An erster Stelle möchte ich Herrn CHEVREL aus Nantes und der hiesigen Vorbereitungskommission danken, zugleich allen, die an der Vorbereitung hier in Düsseldorf beteiligt waren und die zum Teil die ganztägigen Sitzungen dieses Kolloquiums geplant, organisiert und somit erst möglich gemacht haben. Ich meine hier vor allem die Kollegen SCHRADER, LENGELER, KÖNIG, SEMMLER, Herrn Kollegen NIES, den Leiter des Auslandsamtes, Herrn HAAS von der gleichen Institution und die Herren DRISSEN, STILLERS und WURMSER aus dem Akademischen Mittelbau der Romanistik. Ihnen allen herzlichen Dank, daß sie durch mühevollen organisatorischen Arbeit geholfen haben, die gute Idee der Jumelage zwischen unseren beiden Universitäten durch dieses Kolloquium in konkrete Realität umzusetzen. Nicht zuletzt gilt unser Dank den Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf und dem Vertreter unserer Fakultät in diesem Gremium dafür, daß sie einen Großteil der Kosten des Kolloquiums übernommen haben. Ihrer besonderen Aufmerksamkeit möchte ich die Ausstellung einiger Dokumente über die Vorläufer und die Vorläuferschaft unserer Universität empfehlen, die Herr Professor SCHADEWALDT und Archivrat Dr. NAGEL vom Hauptstaatsarchiv Düsseldorf freundlicherweise zusammengestellt haben. Sie können in den Vitrinen sehen, daß schon enge Beziehungen zu Frankreich bestanden, als noch keine Universität Düsseldorf, sondern nur der Plan für eine Bergische Universität existierte.

Schließlich darf ich der unbescheidenen Hoffnung Ausdruck verleihen, daß Sie Ihren Aufenthalt bei uns, der ja nicht nur aus wissenschaftlicher Arbeit besteht, anerkennen möchten als den Versuch der Mitglieder der Philosophischen Fakultät, Ihnen ihre Dankbarkeit zu zeigen für die vielen und herzlichen Beweise französischer Gastfreundschaft, die wir bei Besuchen in Nantes von Ihrer Seite erfahren haben.

Ich wünsche Ihnen eine gute Zeit bei uns und dem Kolloquium einen wissenschaftlich ertragreichen Verlauf.

Die Koordinierung der Kolloquiumsunterlagen für den Druck besorgte Herr CHRISTOPH STROSETZKI.

Pioniere der Herzforschung:



Diego Rivera (1889–1957) Wandgemälde im Institut für Kardiologie in Mexico City

Pionier der Herzglykosid-Forschung: Boehringer Mannheim



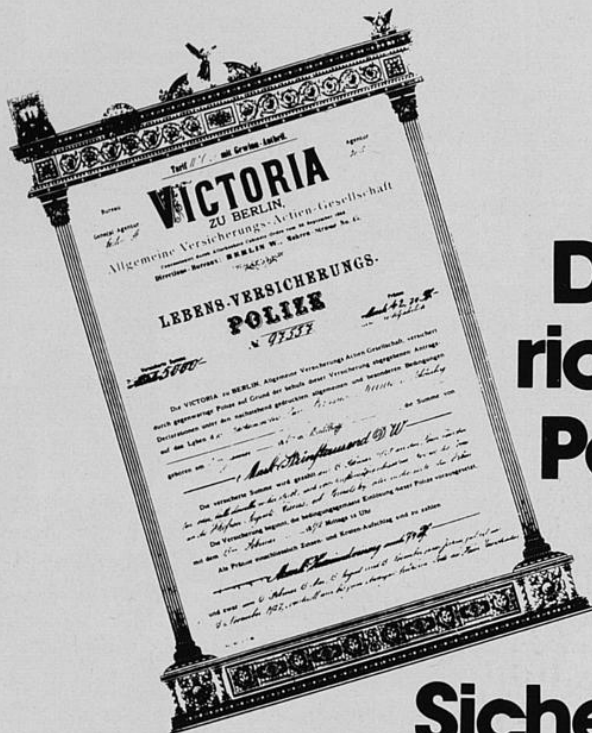
1906 beginnt durch Boehringer Mannheim – in Zusammenarbeit mit Prof. Albert Fraenkel – die intravenöse Strophanthin-Therapie.

1919 entwickelt Boehringer Mannheim Verodigen®, die erste wasserlösliche Gitalin-Fraktion aus digitalis purpurea.

1954 produziert Boehringer Mannheim als erste Firma in Deutschland Digoxin, die Wirksubstanz von Lanicor®.

1971 stellt Boehringer Mannheim der Ärzteschaft Lanitop® (Wirksubstanz β -Methyl-Digoxin) zur Verfügung. **Boehringer Mannheim forscht weiter.**

Seit über 120 Jahren



**Der
richtige
Partner
für
Ihre
Sicherheit**



VICTORIA

**Versicherungen
in guter Hand**

Philosophischer und historischer Positivismus

D'HARCOURT/POUSSEUR

Die letzte Dekade des 19. Jahrhunderts kennzeichnet sowohl in Frankreich als auch anderswo einen kritischen Wendepunkt in der Geschichte der historischen Forschung.

Die Gelehrsamkeit, auf die das 19. Jahrhundert alle seine Hoffnungen gesetzt hatte, konnte ihr Versprechen nicht einlösen: dem „Dilettantismus“ ausgeliefert und in „Hyperkritizismus“ mündend, zeigte sie sich völlig „machtlos“¹ gegenüber der Forderung, die von allen erhoben wurde: aus der Geschichte eine Wissenschaft zu machen.

Diese Krise der historischen Forschung forderte eine ausgedehnte theoretische Diskussion heraus, an der die Vertreter der „historisierenden“ Geschichte teilnehmen: XENOPOL mit *Les Principes fondamentaux de l'histoire*², LANGLOIS und SEIGNOBOS mit ihrer berühmten *Introduction aux études historiques* (Paris 1898), später dann HALPHEN, und ihre Gegner, wie der „Soziologe“ P. LACOMBE: *De l'histoire considérée comme science*, Paris 1894³, und vor allem H. BERR, der ebenso sehr durch sein persönliches Denken, hauptsächlich dargelegt in *La synthèse en histoire*, Paris 1911⁴, wie auch durch das von ihm im Umkreis der *Revue de synthèse historique* (gegr. im Jahre 1900) ausgelöste Denken der französischen Geschichte ihren modernen Weg gewiesen hat.⁵

In welchem Maße und unter welchen Bedingungen kann die Geschichte eine Wissenschaft sein: dies ist der Gegenstand der theoretischen Debatte, in der auch philosophische Voraussetzungen nicht fehlen, selbst wenn in den Augen aller keine Regression auf die Geschichtsphilosophie mehr in Frage kommt.

Dies ist nämlich das Bemerkenswerte in dem Streit, daß man seine Prämissen genau dem entnimmt, was man abgelehnt hat: einer Geschichtsphilosophie nämlich, dem philosophischen Positivismus von AUGUSTE COMTE.

Was wir nun verstehen müssen, ist, wie die positive Philosophie von A. COMTE die Grundsätze eines „historischen Positivismus“ aufbereiten konnte, der sich als frei von aller Philosophie verstanden wissen wollte⁶, und wie gerade jene Philosophie LACOMBE und H. BERR das Material hat liefern können, um gegen den Positivismus von LANGLOIS und SEIGNOBOS anzugehen.

Gehen wir von der Diskussion und ihren theoretischen Vorannahmen aus, um sie auf ihren Ursprung und ihre philosophische Basis hin zu befragen: diese liefert die positive Philosophie

von A. COMTE, an der sich darstellen läßt, wie aus ihren Vorgaben eine nicht philosophische Geschichtswissenschaft hat entstehen können.

Es wird sich zeigen, daß das Problem seinen geschichtlichen Rahmen sprengt, auch wenn wir ihn aufrecht erhalten wollen: erfordert die geschichtswissenschaftliche Praxis eine Theorie der Geschichte und kann eine derartige Theorie frei von philosophischen Voraussetzungen sein?

I. Der theoretische Streit um die Geschichtswissenschaft

Man hat der historisierenden Geschichte, deren Konzeption LANGLOIS und SEIGNOBOS definiert und deren Methode sie präzisiert haben, vorgeworfen, sie beruhe auf einer zu eng gefaßten Geschichtsauffassung: Die Geschichte wird gesehen als ereignisbedingt, als offizielle Regierungsaktengeschichte, als Vertragsgeschichte, als Schlachtengeschichte. Eine solche Kritik ist vielleicht nicht zutreffend, denn die Autoren der *Introduction aux études historiques* erheben nicht nur Anspruch auf die ganze Geschichte, sondern sie fordern auch in ihrer Konzeption eine vollkommen strenge Logik, eine Logik, die weniger den Inhalt geschichtlicher Kenntnisse betrifft, als vielmehr die Bedingung ihrer Wissenschaftlichkeit. Auch kritisieren LACOMBE und H. BERR weniger die Geschichtsauffassung von LANGLOIS und SEIGNOBOS, als vielmehr ihr Wissenschaftsverständnis.

Die Wissenschaft von der Geschichte konstituiert sich nach LANGLOIS und SEIGNOBOS in einem doppelten Prozeß von Analyse und Synthese. Die erste bedingt die zweite und kann ihr nur dann die solide Basis bereiten, wenn sie streng kritisch vorgeht. Dieses Beharren auf dem kritischen Teil der historischen Methode findet sich wieder in der breiten Bewegung eines Willens zur Strenge und Genauigkeit, welcher die historische Forschung in der 2. Hälfte des 19. Jhdts. bestimmt. LANGLOIS und SEIGNOBOS rühmen sich sogar der „Zensur“ und der „Schreckensjustiz“ „ohne Berufungsmöglichkeit“, wie sie die im Jahre 1867 entstandene *Revue critique d'histoire et de littérature* betrieben hat.⁷

Warum muß die Analyse überhaupt kritisch sein, also letztlich negativ? Dies hat seinen Grund in der Beschaffenheit der Geschichtskennntnis. Noch vor SIMIAND behaupten LANGLOIS und SEIGNOBOS mit der größten Klarheit, daß die Geschichtskennntnis eine „connaissance par traces“, eine Kennntnis auf Grund von Spuren sei. In der Tat „entsteht Geschichte durch Dokumente... durch Spuren, die in früheren Zeiten Menschen durch ihre Gedanken und Handlungen hinterlassen haben“ (p. 1).

Diese für die Geschichtskennntnis konstitutive Bedingung wird allerdings zweifach begrenzt: weil die historische Forschung auf die materielle Existenz der Dokumente angewiesen ist, ist sie auch den Zufällen der Geschichte selbst ausgeliefert. Jede zerstörte Spur kommt einem „absoluten Verlust“ für die Geschichte gleich, und Ursachen der Ereignisse sind ohne Spuren „für immer verloren“.⁸ Zu dieser externen Begrenzung kommt eine entscheidende interne: da die Geschichte nichts weiter ist „als ein Arrangement von Dokumenten“ (p. 275), ist das Dokument, ein beschriebenes Stück Papier (und manchmal auch das Monument) das einzig „Reelle“, das dem Historiker zugänglich ist. Dadurch ist er auf „einen nur indirekten Zugang zur Realität beschränkt“, die er studieren will; er ist gezwungen, „von der Spur auf das Faktum zu schließen“. (p. 46)

Aus dieser zugegebenen Notwendigkeit gehen sowohl der Inhalt der Kritik hervor: „die detaillierten Analysen von Urteilen, die vom materiellen Befund des Dokuments zur Faktenkenntnis führen“ (p. 45), als auch das Prinzip der Methode: „die vollständige Reihe der Kausalfaktoren wiederherzustellen, welche das Dokument erst haben entstehen lassen.“ (p. 46)

Hieraus resultiert auch der negative Charakter der Kritik: der Historiker hat es zu tun mit einem doppelt rückläufigen Vorgang, in dem die vorliegenden Fälle immer auch deformierte Fälle sind, „die man eliminieren müßte“, um das Faktum freizulegen. In diesem Vorgang gibt es Fälle von materieller Deformation, indem die durch die Tradition gelieferten Dokumente zu

authentischen „echten“ Dokumenten erhoben werden (externe Kritik). Auch gibt es Fälle von interner Deformation im Übergang vom echten Dokument zu den wirklichen Fakten, dessen Zeuge es ist, ein Zeuge jedoch, der Gegenstand eines „methodischen Mißtrauens“, einer „internen, negativen, aber aufrichtigen und exakten Kritik sein soll“⁹, denn er ist ja zugleich subjektiver und konventioneller Ausdruck einer meist schlecht durchgeführten Beobachtung.¹⁰

Der berühmte Vorschlag von LANGLOIS und SEIGNOBOS ist bekannt: „Die einzig sicheren Resultate der Kritik sind negativer Art... alle positiven Resultate bleiben zweifelhaft.“ (p. 167) Um der Logik der Autoren der *Introduction* zu folgen, ist das Dokument als alleiniger Zugang zur historischen Realität für ihre Kenntnis zugleich ein Hinderungsgrund. Und soweit wie das Dokument nur subjektiver Ausdruck einer vergangenen Realität ist, aber diese Subjektivität selber historisch bedingt ist, *ist es die Geschichte selber, die sich als erstes Hindernis zwischen den Historiker und die geschichtliche Wirklichkeit stellt*. Genau diese Konzeption fordert Kritik am Dokument. Sie umfaßt ein in diese zentrale Frage gekleidetes doppeltes Postulat: „Hat der Autor (des Dokumentes) die Fakten exakt wiedergegeben?“ Das eine Postulat bezieht sich auf die historische Realität als *Faktum*, das andere Postulat auf die wissenschaftliche Beschaffenheit als *exakte Wiedergabe*.

Der positive Pol, um den herum sich die negative Kritik anordnet, ist das Absolute des Faktums.

Und zwar des Faktums schlechthin, nicht aber des historischen Faktums! Für LANGLOIS und SEIGNOBOS definiert sich das historische Faktum ausschließlich durch seine Kenntnisweise: „Es gibt keine historischen Fakten in dem Sinne, wie es chemische Fakten gibt. Dasselbe Faktum ist oder ist nicht historisch, je nach Art und Weise unserer Kenntnis von ihm.“ (p. 44) Die Teilung erfolgt zwischen einer Kenntnis durch direkte Beobachtung, die das Privileg der Naturwissenschaften ist, und einer indirekten oder historischen Kenntnis.

Dies ist eine entscheidende theoretische Position für die historische Forschung und die Konzeption ihrer Methode. Wenn es also ein historisches Faktum gar nicht gibt, braucht die Geschichte ihren Gegenstand gar nicht theoretisch zu konstruieren. Sie bedarf keiner Theorie, sondern nur einer Methode.

Das Umgekehrte drängt sich folgendermaßen auf: frei von aller Theorie und Forschung ist das Faktum ein Absolutes. Auf das Einholen seiner absoluten „Objektivität“ hinter jenem deformierenden Spiegel, den das Dokument abgibt, muß alle historische Kenntnis als wirklich wissenschaftliche abzielen.

LANGLOIS und SEIGNOBOS erklären, daß die Methode der historischen Wissenschaft „sich total unterscheidet“ von derjenigen anderer Wissenschaften¹¹ und definieren sie als „subjektive Wissenschaft“ (p. 186), die durch „mentale“ Rekonstruktion fortschreitet, welche auf dem „fundamentalen Prinzip“ der „Analogie der gegenwärtigen Menschheit zur vergangenen“ (p. 181) basiert; sie tun dies nicht, um das Modell der positiven Naturwissenschaften zu verwerfen, sondern im Gegenteil, um gleichzeitig einerseits die Distanz zwischen der historischen Kenntnis und ihrem naturwissenschaftlichen Vorbild zu markieren und andererseits die bei einer eventuellen Annäherung noch zu überwindenden Hindernisse zu bezeichnen.

Ein großes Privileg der positiven Wissenschaften ist es, daß sie ihre Verallgemeinerungen auf der Basis völliger Genauigkeit konstruieren können bei direkter und objektiver Beobachtung der Fakten, indem „der Beobachter eine Position einnimmt, von der aus er alles exakt sehen kann, ohne irgendein praktisches Interesse mit einzubringen, ohne irgendeinen Wunsch, dies oder jenes vorgegebene Resultat zu erlangen“ (p. 147). In Ermangelung der Tatsache, direkt das Reelle beobachten zu können, wird der Historiker „das Dokument auf eine gut gemachte Beobachtung zurückführen“ müssen, d.h., er wird den analytischen „Tatbestand“ der Behauptungen und Beobachtungen des Autors aufstellen, „um den Text zu verstehen,

bevor er sich fragt, welchen Gewinn dies für die Geschichte abwerfen kann“ (p. 120). Es bleibt also nur noch übrig, „das Dokument nach der Methode der objektiven Wissenschaften zu behandeln“ (p. 47): die elementaren Fakten neu zu gruppieren, sie in „allgemeinen“ Formeln auszudrücken, eine Tabelle „aller Fakten“ für eine vorgegebene Gesellschaft zu erstellen: Rekonstruktion und subjektive Synthesen, wobei der Historiker als Richtschnur die Analogie mit „seinen eigenen Erinnerungen an die Tatsachen, die er gesehen hat“ nimmt (p. 189)¹². Institutionen, Gebräuche und kollektive Phänomene können nichts anderes sein als konstante Gruppierungen von individuellen Fakten. Bis in ihre Konzeption der totalen Geschichte hinein liefert das je einzelne und elementare Faktum, einziger Gegenstand direkter und exakter Beobachtung, die Basis für jede Wissenschaft, die für LANGLOIS und SEIGNOBOS auf dem Grundsatz von Synthese und Kausalerklärung aufgebaut ist.¹³

Exakte und analytische Beobachtung elementarer Fakten, Synthese, die die „generellen Fakten“ allein auf induktiver Basis konstruiert, ein Geist, der die Realität getreu abbildet, all dies sind die Prinzipien, die die Methodologie von LANGLOIS und SEIGNOBOS beherrschen; durch diese Prinzipien verdient die historische Kenntnis, die sich auf das Modell der positiven Naturwissenschaften gründet und damit das Hindernis übersteigt, das sich die Geschichte vor sich selbst aufbaut, den Titel einer positiven Wissenschaft.

LANGLOIS und SEIGNOBOS konstruieren ihre Methodologie auf der Basis eines gewissen Wissenschaftsverständnisses, das sie vom Positivismus geerbt haben. Die Kritik von P. LACOMBE¹⁴ und H. BERR liegt genau hier bei der Wissenschaftskonzeption; beide entwickeln gleichsam ihr Verständnis der „histoire-science“ unter dem Einfluß positivistischer Vorgaben.

Daß Gelehrsamkeit und methodische Kritik der Dokumente notwendiger Ausgangspunkt für die Geschichtswissenschaft sind, steht für H. BERR und auch für P. LACOMBE außer Frage.¹⁵ Doch sind jene nur eine Vorbedingung für die Wissenschaft und in keiner Weise ihr Bildungsprinzip. Gelehrsamkeit und Kritik liefern nur rohes Material, „Realitäten“ und keine „Wahrheiten“. „Nehmen wir an“, schreibt H. BERR, „daß die gelehrte Synthese unendlich weiter fortgeschritten ist, als es tatsächlich der Fall ist: So bliebe doch noch alles für die eigentliche Wissenschaft zu tun“.¹⁶ Demnach besteht die erste Aufgabe darin, eine geschichtswissenschaftliche Theorie aufzustellen.

Es gibt aber nur eine Wissenschaft vom Allgemeinen, und das Allgemeine in der Wissenschaft sind Gesetze, Übereinstimmung oder konstante Relationen, die durch ihre Ursachen erklärt sind.¹⁷ Wenn also die Geschichte eine Wissenschaft werden will, muß sie ihre Beobachtung an den Fakten mit den synthetisierenden Operationen verbinden, ohne die jene bloß empirische und kontingente Daten bleiben. LACOMBE hebt hervor, daß der Historiker, wenn er nur bei jenen empirischen und besonderen Fakten bleibe, nur „Wirkungen“ ausmachen kann, ohne zu ihren Ursachen vorzudringen, die immer nur allgemeine sein können.

Der „Mensch in der Zeit“ oder der historische Mensch, in seinen besonderen und individuellen Umständen, wird vom „allgemeinen Menschen“ und dessen fundamentalen Bedürfnissen¹⁸ her verstanden. Ebenso bestreitet H. BERR, daß die Beobachtung von Fakten *vor* der historischen Synthese erfolgen kann. Keine objektive Beobachtung ohne „subjektive“ Hypothese. Die Geschichtswissenschaft braucht eine Theorie der historischen Synthese, welche die verschiedenen Kausalitäten verbindet: die bloße Kausalität der Ereignisse, die Rechtskausalität konstanter Relationen in sozialen Phänomenen, und die interne Kausalität der Logik, die das Werden der Geschichte leitet.¹⁹

Der Fehler der Vertreter der „historisierenden“ Geschichte besteht demnach nicht darin, die positiven Naturwissenschaften als Wahrheitsmodell zu nehmen, sondern darin, sich eine fehlerhafte Konzeption über sie zurechtzulegen.²⁰ Vor allem hat gerade das Mißtrauen gegenüber jedem Gesetz in der Geschichte darin seinen Ursprung, daß man ihre *positive* Natur nicht

begreift. LACOMBE besteht auf dem Vorrang der „äußeren Beobachtung“.²¹ Wenn die Wissenschaft „vom Menschen im allgemeinen“, also die Psychologie, so weit gediehen sein wird, daß sie den „Menschen in der Zeit“ als den Gegenstand der historischen Wissenschaft, wie er in seinen individuellen Umständen, die „allein faßbar sind“ existiert, begreifen kann, so wird es schließlich die Geschichte selbst sein, die als objektivierte Psychologie die Entwicklung des menschlichen Geistes lehren kann.²² So ist auch für H. BERR das Gesetz Bedingung für das Entwicklungsverständnis, geht man davon aus, daß ein historisches Gesetz „nichts anderes darstellt als menschliche Fakten von allgemeinem Charakter mit direktem Bezug auf Einzelfakten“. Und wenn die Hypothese notwendig ist für die Beobachtung, „schiebt sie sich zwischen die Fakten: jene haben allerdings das letzte Wort“.²³

Ähnlichkeiten und konstante Relationen festzustellen ist unterdessen nur ein Teil der Geschichtswissenschaft. Sie ist nur dann sinnvoll, wenn sie ein allgemeines Entwicklungsgesetz aufzeigen kann. Das Prinzip dieser Entwicklung kann für H. BERR nur psychischer Natur, nur intern sein, und er nennt eine Psychologie genetisch und historisch, wenn sie es gestattet, „die Evolution der Menschheit“ zu verstehen.²⁴

Dieser Terminus „Evolution“ läßt sich in der Auffassung von LACOMBE und auch in der von BERR nicht trennen vom Fortschrittsbegriff. Für ersteren bleibt Maßstab hauptsächlich eine solche Wissenschaft, die die Entwicklung der Vernunft ermöglicht²⁵, für H. BERR ist der Maßstab die innere Logik, die die Zufälligkeiten überwinden kann.²⁶

Wir sind der Geschichtsphilosophie schon ziemlich nahe gekommen. Diese Nähe wird weder von LACOMBE bestritten, für den die Geschichtsphilosophen eher als die Gelehrten den Titel Historiker verdienen²⁷, noch von H. BERR, nach dessen Auffassung „man eher für die Bildung von Wissenschaft von den Geschichtsphilosophen profitieren kann als aus dem reinen Historismus“.²⁸

II. Der Positivismus von AUGUSTE COMTE als Methodologie und als Geschichtsphilosophie

Es liegt nichts Erstaunliches in der Tatsache, daß sich die unterschiedlichen positivistischen Strömungen, die die 2. Hälfte des 19. Jhdts. gekennzeichnet haben, und besonders der historische Positivismus, auf AUGUSTE COMTE berufen konnten, denn nur durch ihn war es ihnen möglich, sich so zu benennen: COMTE hatte sich zum Theoretiker des positiven Stadiums gemacht als dem definitiven Zustand des menschlichen Geistes, der, nachdem er sich voll entfaltet hat, sogleich die für die früheren Bildungsperioden so charakteristischen Erklärungsweisen und Modi vorwissenschaftlichen Denkens verläßt, und er hatte das notwendige Übergewicht des historischen Standpunktes in der Arbeit der Sozialwissenschaft erkannt und proklamiert und ebenso die Rolle der Antriebskraft, den die historische Wissenschaft, wenn sie erst einmal auf positiver Basis neu organisiert war, aufgerufen war zu spielen. Damit aber die Geschichte jene Rolle spielen kann, muß sie zunächst selber zum positiven Geist übergegangen sein. Wie stellte sich COMTE diese Umstellung vor? Er hätte natürlich zunächst Vorsichtsmaßnahmen darunter verstanden, um „die notwendige und permanente Unterordnung der Phantasie unter die Beobachtung“²⁹ zu erzielen, eine für den wissenschaftlichen Geist charakteristische Unterordnung. Anders gesagt, mußte der Historiker damit beginnen, sich den Fakten unterzuordnen, indem er die Qualitäten der Genauigkeit und Strenge sich aneignet, mangels derer es ihm schwerlich gelingen würde, sich von den „littérateurs“ zu unterscheiden. Um sich von ihnen abzusetzen, wäre es noch vonnöten, das Anekdotische und Beiläufige zu eliminieren, um sich nicht in Details zu verlieren und nur das Wesentliche zurückzuhalten. Aber wie kann man das Wesentliche in der Geschichte ausfindig machen? Auf welche Grundlagen kann man sich stützen, welche Kriterien kann man zu Rate ziehen? Genau das ist die entscheidende Frage, von der in erster Linie die Bestimmung der historischen Methode

abhängt: COMTEs Antwort enthüllt damit die Natur des Positivismus, so wie er sie versteht. In seinen Augen sollte wahre Geschichte nicht verstanden werden als „inkohärente Faktensammlung, die man fälschlich als Geschichte bezeichnet“. ³⁰ Die „wahre Geschichte“, d.i. jene, die „in einem wissenschaftlichen Geist begriffen wird“, läßt sich nicht beschränken auf „Annalen“, auf Chroniken, d.h. auf Beschreibungen gewisser Folgen von Einzelfakten, angeordnet in chronologischer Reihenfolge, denn die Annalen tragen nur in einer Vorbereitungsphase Dokumente und für den Historiker wichtige Materialien zusammen. Aber der Historiker als Gelehrter wie jeder Wissenschaftler muß in seinen Beobachtungen durch generelle Hypothesen, durch Theorien, geleitet werden: seine Arbeit, die sich leicht mit der des Soziologen überschneidet, besteht darin, Erklärungsprinzipien aufzudecken, Prinzipien zur Interpretation von Fakten, und zwar unter der Gestalt von Gesetzen, die, um sich auf historische Fakten anwenden zu lassen, nur Entwicklungsgesetze sein können, die die soziale Evolution bestimmen. So definiert COMTE die wahre Geschichte als „etwas, das als Ziel das Erforschen von Gesetzen hat, die die soziale Entwicklung des Menschengeschlechts beherrschen.“ ³¹ Und das erste unter den Gesetzen, dasjenige, welches die Geschichte der Wissenschaften in ihrem Gesamt erhellt und dadurch auch die ganze Evolution des menschlichen Geistes, der in den großen Etappen seiner Entwicklung betrachtet wird, das ist das berühmte Drei-Stadien-Gesetz, auf das sich COMTE im Verlauf seines Werkes immer bezieht. Aber diese Theorien, diese allgemeinen Prinzipien, die nach Interpretation verlangen und zunächst nach Auswahl partikularer Daten, aus der die konkrete Geschichte entstanden ist, haben es selbstverständlich ihrerseits nötig, sich einer Prüfung durch die historische Realität zu unterziehen: Indessen folgt jene Bestätigung durch die Tatsachen einem vorgängigen Reinigungsprozeß, indem die geschichtlichen Daten – „vom konkreten Stadium bis hin zum abstrakten – von besonderen und sekundären Umständen wie Klima, Örtlichkeit etc...“ befreit werden, um auf diese Weise „den wirklich wichtigen und allgemeinen Beobachtungsinhalt“ freizulegen. ³² So verschmilzt die Geschichte als Wissenschaft mit der Soziologie, oder wenigstens mit dem Aspekt der Soziologie, den COMTE „soziale Dynamik“ nennt. Die so verstandene historische Forschung hat daher die wesentliche Funktion, „im Gesamt der menschlichen Vergangenheit einen vernünftigen Fortgang fundamentaler Wegmarken anzuordnen, die geeignet sind, alle späteren Beobachtungen zu vereinigen und zu lenken.“ ³³

Was ihr dabei als Führer dient und was sie zur gleichen Zeit zur Bestimmung, Entwicklung und Bestätigung beiträgt, ist das, was COMTE zunächst „den Gang der Zivilisation“ nannte, danach „die fundamentale Evolution der Menschheit“. Die auf die Geschichte angewandte positivistische Methode stellt sich hier als untrennbar von einer Geschichtsphilosophie dar. In der Tat gibt es keinen Zweifel für COMTE – und die Geschichte der Wissenschaften, wie er sie nach diesem Interpretationsprinzip ausrichtet, liefert ihm die erste und entscheidende Bestätigung, daß die Geschichte des menschlichen Geistes und damit auch die der Menschheit, in ihrem Gesamt und in ihren größeren Perioden betrachtet, eine lineare Reihe bildet, mit einer eindeutigen und konstanten Richtung im Sinne eines irreversiblen und unaufhörlichen Fortschrittes dessen, was er zunächst „die Zivilisation“, dann „die Bildung des Grand-Être der Menschheit“ nennt: es gibt einen Geschichtssinn, der in einer durchgängigen, unteilbaren und von verschiedenen in die Struktur der menschlichen Natur eingeschriebenen Möglichkeiten beherrschten Entwicklung besteht. Das ist „die fundamentale Theorie der menschlichen Evolution“, die nach den eigenen Worten COMTEs „auf die direkte Konstruktion der Geschichtsphilosophie“ Einfluß nimmt. ³⁴ Und was er „wahre Geschichtsphilosophie“ nennt, erfüllt in Hinblick auf die Geschichte dieselbe Funktion wie die Wissenschaftstheorie in Hinblick auf das System der Wissenschaften und ihre Entwicklungsreihe. Dies ist auch die Funktion der positiven Philosophie im allgemeinen in Hinblick auf das Gesamt der Kenntnisse: Sie muß „das Gesamt der erlangten Kenntnisse in einem einzigen homogenen Corpus Doctrinae

zusammenfassen“³⁵ nämlich der Kenntnisse über die Vergangenheit menschlicher Gemeinschaften. Diese Funktion kann sie nur annehmen, wenn sie auf einer allgemeinen Theorie der menschlichen Evolution basiert und, indem sie von ihr ausgehend die wichtigsten geschichtlichen Daten in einer kohärenten und systematischen Art und Weise anordnet. Man sieht leicht ein, daß eine solche nach Einheit strebende Sicht der Geschichte die Zuordnung zum soziologischen Determinismus von einem finalistischen Standpunkt aus impliziert, welcher in der Lage ist, nicht nur der vergangenen Geschichte einen Sinn zu geben, sondern auch noch die gegenwärtigen politischen Aktionen im Hinblick auf die Zukunft zu steuern, deren Hauptrichtung und globales Ziel sich durch Extrapolation bestimmen lassen. In gleicher Weise enthüllt die positive Philosophie von A. COMTE ihre normative Tragweite: „Es bekundet sich die soziale Bestimmung des Positivismus, den Theologismus als geistige Macht über die Menschheit zu ersetzen.“³⁶ Denn die moralische Vervollkommnung als Endziel in Gang gesetzter menschlicher Anstrengungen kann nicht den Gelehrten, noch weniger den Philosophen gleichgültig lassen. Aber wenn bei COMTE der historische Determinismus so unauflöslich mit einem Finalismus und die positive Philosophie mit einer normativen Ambition verknüpft sind, wird auch einsichtig, daß der Bezug zum Objektivitätsprinzip allein zur Charakterisierung seines Positivismus nicht ausreicht. Und wenn der *Cours de philosophie positive* in dieser Hinsicht noch keine Aufklärung bringt, obwohl die Notwendigkeit einer subjektiven Synthese sich schon aus ihr ergibt, läßt die Lektüre des *Système de politique positive* keinen Zweifel in folgendem Punkt aufkommen: „Der Mensch kann nie ohne irgendeine Synthese auskommen, wenn er seine Gedanken ordnet, um sein Verhalten zu leiten“; „und jegliche Synthese muß subjektiv sein, obwohl sie nur aufgrund einer objektiven Basis Realität überhaupt erfaßt.“³⁷ Ist sie daher auf eine objektive Basis gestellt, d.h., beruht sie auf einer Kenntnis von Gesetzen, die die natürliche Ordnung und die Abfolge der sozialen Stadien lenken, verleiht die subjektive Synthese, wenn sie mit der objektiven Methode kombiniert ist, dem Positivismus das Ansehen, welches ihr Wegbereiter ihr zukommen lassen wollte.

Genau jene Kombination entgegengesetzter Annäherungen, jener Wettbewerb, dessen Standpunkte sich schwerlich versöhnen lassen, macht den ganzen Reichtum, aber auch die totale Zweideutigkeit des COMTESchen Positivismus aus: daher die Widerstände, die sein Werk hervorruft, die Zwickigkeiten um sein Erbe und die Zersplitterung seiner geistigen Nachkommenschaft. „Wer auch immer sich weigern sollte zu glauben, daß man aus der Geschichtsphilosophie eine Wissenschaft machen kann, soll sein Urteil bis nach der Lektüre jener Bände von COMTE aufschieben.“³⁸ Dieser Appell zum provisorischen Aufschub des Urteils und zur aufmerksamen Lektüre des COMTESchen Werkes wurde von seinem ersten Kommentator formuliert, mit dem er zunächst auch am meisten korrespondierte, von J. S. MILL, aber er ist kaum gehört worden: So konnte DURKHEIM, indem er die historische Methode und die Geschichtsphilosophie voneinander löste, und sich weigerte, COMTE als Wissenschaftler anzuerkennen, ihn apodiktisch zu den ehemaligen Metaphysikern gesellen: „Die antike Geschichtsphilosophie hat sich einzig und allein damit beschäftigt, den allgemeinen Sinn aufzudecken, an welchem sich die Menschheit orientiert... welche großen Verdienste COMTE der Sozialphilosophie auch erwiesen hat, in den Begriffen, mit denen er das soziologische Problem darstellt, unterscheidet er sich nicht von den Vorgängern.“³⁹ In diesem Sinn hat sich sowohl der vorherrschend wissenschaftliche Positivismus in der 2. Hälfte des 19. Jhdts. als auch unter anderem der historische Positivismus konstituiert, beide ausgehend von der Trennung der Standpunkte, die sich COMTE bemüht hatte zu vereinen. Was sie zurückbehielten, waren die positivistischen und deterministischen Tendenzen, und als unvereinbar mit einer echt wissenschaftlichen Perspektive wiesen sie jede finalistische und ganzheitliche Auffassung von Geschichte zurück, da jede globale und einmalige Interpretation sich auf einen Geschichtssinn beruft; dies geschah zum Vorteil einer strengen, mißtrauischen und hyper-kritischen Methodo-

logie, die darauf abzielte, historische Fakten so schonungslos wie möglich in ihrer Beschaffenheit aufzubauen.

III. Vom philosophischen zum historischen Positivismus

Durch welche Entwicklung konnte die authentische Geschichtsphilosophie, die die positivistische Philosophie A. COMTEs doch war, eine positivistische Geschichtswissenschaft hervorbringen, die jeglicher Philosophie abschwor? Die Entwicklung der gelehrten Forschung und der Kritik alleine, zu deren Apologet sich RENAN in *L'avenir de la science*⁴⁰ machte, genügt u.E. nicht als Erklärung. LANGLOIS und SEIGNOBOS bestehen auf ihrer Methodologie und rechtfertigen sie durch aus dem Positivismus übernommene Grundsätze. Wir müssen diese Evolution der positiven Geschichtsphilosophie selbst begreifen.

In Frankreich ist sie hauptsächlich durch das Werk von LITTRÉ geprägt.⁴¹ Als abtrünniger Schüler COMTEs orientiert er die philosophische Konzeption von Geschichte an einer positivistischen Auffassung, die frei von jeder subjektiven Teleologie ist, und er definiert auf dieser Basis den Bereich einer positiven historischen Forschung.

Schon der Titel seines Hauptwerkes – *AUGUSTE COMTE et la philosophie positive*⁴² – gibt zu erkennen, worauf er abzielt. Wenn AUGUSTE COMTE in der Philosophie einen entscheidenden Schritt nach vorn getan hat, nachdem er sie mit den positiven Wissenschaften unauflöslich verbunden hat, und wenn sein Hauptverdienst darin besteht, eine Wissenschaft geschaffen zu haben, die zugleich positiv und geschichtsphilosophisch ist,⁴³ so ist sein Werk weniger die positive Philosophie, als vielmehr eine erste und geniale Anwendung derselben: „die positive Philosophie steht noch am Anfang, sie hat bis jetzt nur wenig von ihrer Methode Gebrauch gemacht.“ (a.a.O., p. 401)

Daß die positive Philosophie hauptsächlich Methode sei, beweist LITTRÉ im Ausgang eben von dem Prinzip, welches sie konstituiert. Theologischen und metaphysischen Philosophien entgegengesetzt, ist die positive Philosophie „von derselben Art wie die Wissenschaften, aus denen sie hervorgeht“ (a.a.O., p. 42). Keineswegs setzt sie „sich nur aus Teil-Wissenschaften zusammen“ (p.105). Die induktiv verfahrenen Wissenschaften führen nur zu wissenschaftlichen Fakten. Die positive Philosophie jedoch geht aus von „Bereichsphilosophien einzelner Wissenschaften“. Aber diese Bereichsphilosophien, die das methodische Allgemeine jeder Wissenschaft ausmachen, werden durch Induktion erzielt. Das ist nicht möglich, ohne daß gleichzeitig Hierarchie und systematische Verknüpfung der positiven Wissenschaften aufgedeckt sind. Das nämlich, was die positive Philosophie selber ausmacht, ist gerade jene Hierarchie und systematische Verknüpfung im Hinblick auf endgültige Allgemeinheit, die aber „von gleicher Beschaffenheit“ wie jene der positiven Wissensgebiete ist, die sie erhellt (a.a.O. pp. 106–107). Subjektive Ordnung (die Einheit der Methoden in der positiven Methode) und objektive Ordnung (worin sich jegliches positive Wissen konstituiert) sind daher nicht zu trennen, und erstere schöpft aus der letztgenannten den Grundsatz ihrer Positivität: die einzig-positive Methode ist die induktive oder „objektive“ Methode.⁴⁴ In ihrem Namen, d.h., im Namen der von A. COMTE geschaffenen Methode, wird man daher jenen „Methodenirrtum“ zurückweisen, den die Einführung der subjektiv-deduktiven und apriori Methode im *Système de politique positive*⁴⁵ produziert. Die positive Vernunft muß einsehen, „daß sie nur ein Werkzeug der Forschung ist, und daß es sich immer nur darum handeln kann festzustellen, was gegeben ist, und sich danach zu richten“ (p. 521).

Unter dem von nun an festgehaltenen Prinzip der „normalen Unterordnung des Denkens unter die Beobachtung“ definiert LITTRÉ die Grundsätze und Regeln einer positiven Forschung in der Geschichte. Ihr Ziel bleibt die Kenntnis der Entwicklung der Menschheit „als natürliches Phänomen“:⁴⁶ „Die Soziologie ist eine Beobachtungswissenschaft und, wenn man die historischen Phänomene als Erfahrungen versteht, eine experimentelle Wissenschaft“.⁴⁷ Das bedeutet

zunächst, daß man die großen soziologischen und historischen Entdeckungen A. COMTES, ohne sie schmälern zu wollen, korrigieren und vervollständigen wird mittels positiver, „durch die Beobachtung, d.h. durch die Geschichte“ herangetragen positiver Informationen. So kommt das Drei-Stadien-Gesetz zum Tragen, wenn man sich im wissenschaftlichen Rahmen bewegt. Aber es schließt nicht jeden geschichtlichen Vorgang ein: „Dieses Gesetz umfaßt weder den industriellen Fortschritt noch die moralische oder die ästhetische Entwicklung.“⁴⁸ Eine positive Geschichtswissenschaft muß nicht nur der objektiven Psychologie, deren Gesetze durch Beobachtung und Erfahrung entdeckt werden müssen⁴⁹, einen Platz einräumen, sondern vor allem der politischen Ökonomie, und zwar nach ihrem positiven Grundsatz der „absoluten Abhängigkeit“ höherer Funktionen in bezug auf niedrigere, „ohne die jene weder in ihrer wahren Beschaffenheit bekannt sein noch existieren können.“⁵⁰

In diesem allgemeinen theoretischen Rahmen lassen sich die methodologischen Regeln der positiven Geschichtsforschung definieren. Letztere muß sich allein der wissenschaftlichen Methode, „der experimentellen Methode“ unterwerfen. „Das, was für die anderen Wissenschaften Beobachtung und Erfahrung sind, sind in der Geschichtswissenschaft Bücher und Texte.“⁵¹ Für jede positive Geschichte bilden sie den unerläßlichen Ausgangspunkt⁵². Nicht, daß sich die historische Kenntnis dabei etwa einem Zufall unterwirft! Wenn die philosophische Geschichte die „Evolution des Menschengeschlechts“ umfassen soll, muß sie ihre „Grundverfassung“ anerkennen, die Fähigkeit von Gesellschaften, Gesamtheiten von Dingen zu schaffen, die gelernt werden können und sollen. Tradition, Monumente und Schriften sind dafür unerläßliche Hilfen⁵³. Denn allererst mit der Schrift beginnt die Geschichte, auch wenn die Sprache von einer noch weiter zurückliegenden Periode zeugt als der geschriebene Text: jene „alte Welt“ kann von einer guten Interpretation durchaus eingeholt werden⁵⁴. Hiermit findet auch die Gelehrsamkeit ihren Stellenwert: „die Geschichte in ihrer höchsten Vollendung lebt von der Gelehrsamkeit, gleich wie Physik und Chemie von ihren Beobachtungen und Versuchen.“⁵⁵

Aber wie in jeder positiven Wissenschaft sind Beobachtung und Experiment nichts ohne die sie lenkende Allgemeinheit. Die von der Geschichtswissenschaft erreichte Allgemeinheit kann die höchste sein unter der Voraussetzung, daß eine Philosophie sie anleitet, dem Verständnis des menschlichen Werdens zu dienen. Und dazu ist nach LITTRÉ nur die positive Philosophie allein imstande, das Wissen in der Positivität, die es konstituiert, zu vereinigen.

Was sich im Werk von LITTRÉ abzeichnet, ist eine echte Umkehrung der Perspektive. Die Geschichtsphilosophie, aus der heraus die positiven Wissenschaften ihren teleologischen Sinn in einer natürlichen Entwicklung des Geistes fanden, sieht sich in gewisser Weise selber einer positiven Wissenschaft untergeordnet, nämlich der historischen Wissenschaft im strengen Sinn des Wortes. Aus Prinzip wird die Evolution der Menschheit zum Ergebnis, das von der gelehrten Tatsachenforschung Bestätigung und Verifikation erwartet. Dies bedeutet von der positiven Philosophie her umgekehrt, daß sie in der Einheit, die sie zwischen sich selbst und den positiven Wissenschaften herstellt, zur *Methode* wird. Demnach muß sich die positive Philosophie auf eine positive Wissenschaft von der Geschichte stützen, einer Geschichtswissenschaft, die vom Modell der positiven Naturwissenschaften her begriffen werden muß.

Man kann nun verstehen, wie sich LANGLOIS und SEIGNOBOS in das positivistische Erbe einreihen lassen. Ausschließliche Bezugnahme auf das Dokument, seine Bewertung am genau beobachteten Faktum und die Erstellung historischer Wahrheiten nur auf der Basis derart gewonnener Tatsachen bedeuten in der erreichten Autonomie der historischen Wissenschaft die Unterordnung der Methode unter das Prinzip, das jedem positiven Geist „natürliche Unterordnung des Denkens unter die Beobachtung“ befiehlt⁵⁶. Nun kann die Autorität der Historiker vom Fach angerufen werden, vor allem die Autorität eines der ersten unter den französischen Vertretern: FUSTEL DE COULANGES. Aber in seinem Werk hat er das, was ihm den Titel „Vater der reinen Geschichte“ einbringt, und die positivistischen „philosophischen“

Thesen sorgsam getrennt, die aus *La Cité antique* etwas ganz anderes machen, als eine objektive Faktenbestandsaufnahme⁵⁷.

Wenn also P. LACOMBE und H. BERR eine *Theorie der Geschichte* vorschlagen, kommen sie damit auf LANGLOIS und SEIGNOBOS zurück und gelangen unter der Einwirkung der authentischen Philosophie zur Idee einer Geschichtswissenschaft, die, ohne etwas von ihrer kritischen Basis aufzugeben, den vollen Sinn von Wissenschaft wiedererhält: nämlich, nach der Devise von LUCIEN FEBVRE, positives Wissen den Anordnungen nach Ordnung und Einheit des Geistes genügen zu lassen. Verstehen, und nicht bloß wissen!

Anmerkungen

- ¹ Jene Termini werden von LANGLOIS und SEIGNOBOS in ihrer *Introduction aux Etudes historiques* (Kap. V, *La critique d'érudition*) angeführt.
- ² Paris 1899, 2. überarbeitete Auflage. *La théorie de l'histoire* (Paris 1904)
- ³ Im selben Jahr veröffentlicht DURKHEIM die *Règles de la méthode sociologique*.
- ⁴ Dieses Werk greift auf und systematisiert die Ergebnisse einer vorangegangenen Arbeit: *L'avenir de la philosophie – Esquisse d'une synthèse des connaissances fondées sur l'histoire*, 1899 veröffentlicht. Siehe auch: *L'histoire traditionnelle et la synthèse historique* (Paris Alcan 1921)
- ⁵ Auf dieses Werk von H. BERR berufen sich LUCIEN FEBVRE und MARC BLOCH, die Gründer der *Annales* 1929. In der Zusammenarbeit mit L. FEBVRE begründet H. BERR 1913 die berühmte Sammlung *L'évolution de l'Humanité*.
- ⁶ „Von der Geschichtsphilosophie soll nicht die Rede sein“, verkünden LANGLOIS und SEIGNOBOS programmatisch in ihrer *Introduction* (vgl. a.a.O. Vorrede). In der Tat wird davon doch die Rede sein (pp. 246 ff), aber um sie zurückzuweisen.
- ⁷ Vgl. a.a.O. p. 113 – die Autoren erinnern in der Vorrede p. XIV daran, daß die Zeitschrift gegründet worden ist, „um dem Respekt für die Methode Nachdruck zu verleihen, um schlechte Bücher scharf zu kritisieren und um Verirrungen und unnütze Arbeiten abzuweisen“.
- ⁸ Der im 19. Jhd. und auch vor allem RENAN so wertige Traum, dank der Geschichte die Wahrheit der Ursprünge wiederzufinden, muß daher „endgültig aufgegeben werden“. (zit. pp. 275–276)
- ⁹ So lautet die Überschrift von Kap. VII
- ¹⁰ Der Historiker „befindet sich in ähnlichen Umständen wie ein Chemiker, der über eine Reihe von Experimenten nur durch Berichte seines Laborgehilfen erfährt“. (p. 47)
- ¹¹ a.a.O. pp. XIII, 44, 185–186
- ¹² Der wissenschaftlich vorgehende Historiker darf seine Bilder und Vorstellungen nur aus exakten Bestandteilen zusammensetzen, so daß er sie so vorstellt, wie er sie gesehen hätte, wenn er selbst in der Lage gewesen wäre, sie sich vor Augen zu führen (p. 190). „Sich etwas vorstellen“ heißt, eine exakte mentale Reproduktion betrachteter Dinge zu bilden.
- ¹³ Zit. 204–213, 231–233, 250–253.
- ¹⁴ 1894 veröffentlicht P. LACOMBE *De l'histoire considérée comme science*, also 4 Jahre vor der *Introduction* von LANGLOIS und SEIGNOBOS. Allerdings systematisieren sie eine allgegenwärtige, wenn auch nicht explizierte Konzeption bei den Fachhistorikern, und dies ist nicht ihr geringster Verdienst. Dies wird aber von PAUL LACOMBE kritisiert, und er wendet sich damit im voraus gegen die Thesen der *Introduction*.
- ¹⁵ Wenn die Gelehrsamkeit alleine „nichts vermag“, bleibt sie doch „fundamental“ (LACOMBE, a.a.O., Vorrede p. XI). Die Gelehrsamkeit oder „das analytische Studium der menschlichen Fakten der Vergangenheit“ ist Ausgangspunkt der historischen Wissen-

- schaft. LANGLOIS und SEIGNOBOS stellen auf diesem Gebiet mit BERNHEIM (Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie) die „unbestrittene Autorität“ dar (H. BERR — *La synthèse en l'histoire* — p. 2).
- 16 a.a.O. p. 15. Die Entgegensetzung von Realität als Gegenstand der Gelehrsamkeit und Wahrheit, als Gegenstand der Geschichtswissenschaft stammt von P. LACOMBE (a.a.O., pp. VII ff).
- 17 „‚Wahrheit‘ bleibt nur den allgemeinen Resultaten vorbehalten, die vermittelt von Ursachen entwickelt werden.“ (LACOMBE a.a.O. p. IX). „Jede Wissenschaft konstituiert sich von dem Tag an, an dem man entdeckt hat, wie sich aus ihr Gesetze ermitteln lassen.“ „Das Gebiet der Geschichte und das der Gesetze sind gleich.“ (H. BERR, a.a.O. p. 23 und p. 26)
- 18 a.a.O., Kap. 1 (pp. 4 ff) und Kap. VII
- 19 „Während die gelehrte Synthese die Materialien anhäuft und die Fakten sammelt, muß die wissenschaftliche Synthese... sie auf Erklärungsprinzipien zurückführen.“ (a.a.O. p. 19). Vgl. für die drei Kausalitäten passim und auch *L'histoire traditionnelle et la synthèse historique* (pp. 41 ff).
- 20 Dies wird noch der Vorwurf sein, den LUCIEN FEBVRE an die traditionelle Geschichte in *Combats pour l'histoire* richten wird.
- 21 „Äußere Beobachtung macht den Fortgang der Wissenschaft aus, ja sie ist sogar die Wissenschaft selber.“ *Revue de la synthèse historique*, T. 34. Juni 1912, p. 378
- 22 a.a.O. pp. 26 f, p. 131
- 23 a.a.O. pp. 27 und 37
- 24 Titel einer berühmten Sammlung von H. BERR aus dem Jahre 1913. Schon in seiner Dissertation von 1899, *L'avenir de la philosophie*, hatte er geschrieben: „Der Geist ist das Produkt der Geschichte; die Geschichte ist die ‚Konkretisierung‘ des Gedankens... Es entsteht eine historische Psychologie, ohne bereits eine definitive Form gefunden zu haben.“ (p. 423)
- 25 a.a.O. p. 284
- 26 a.a.O. pp. 218, 228
- 27 a.a.O. p. I?
- 28 a.a.O. p. 40
- 29 *Cours de philosophie positive*, Lektion 48
- 30 *Cours de philosophie positive*, Lektion 52
- 31 *Plan des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société.*
- 32 *Cours de philosophie positive*, Lektion 52
- 33 Ebenda, Lektion 52
- 34 *Système de politique positive*, III
- 35 *Cours de philosophie positive*, Lektion 1
- 36 *Discours sur l'ensemble du positivisme*, 1. Teil
- 37 *Système de politique positive*, II
- 38 *Comte et le positivisme*
- 39 *Les règles de la méthode sociologique*
- 40 Dieses Werk wurde 1849 geschrieben, aber erst 1890 veröffentlicht. Die Zeitschrift *La liberté de penser* veröffentlichte daraus zahlreiche Auszüge, und RENAN selber hat die Hauptthesen in seinen historischen Werken wieder aufgegriffen.
- 41 Man kann den Einfluß von J. ST. MILL nicht unterschätzen, aber LITTRÉ trug dazu bei, seine Thesen zu verbreiten.
- 42 Paris 1863. Vgl. auch *La science du point de vue philosophique*, Paris 1870.
- 43 „Bezüglich der bereits etablierten Wissenschaften brauchte AUGUSTE COMTE nur erhellende Abstraktionen vorzunehmen. Bezüglich der Geschichte existierte nichts ähnliches: hier ging es darum, die Wissenschaft zu schaffen, die nicht existierte, und im glei-

chen Sinne eine Philosophie zu erstellen.“ (a.a.O. p. 181). Ebenso p. 43, in bezug auf die Aufdeckung soziologischer Gesetze und die „Aufstellung über die Entwicklung der Menschheit: dies ist ein Bleibendes, ganz gleich wie weit sich neuere historische Studien ausbreiten“.

44 a.a.O. Vgl. die Zusammenfassung: „Die positive Philosophie, die nur eine aus Einzelwissenschaften entstandene allgemeine Induktion darstellt, hat dieselbe Sicherheitsgrundlage und dieselbe Entwicklungsfähigkeit.“ (p. 670–71)

45 pp. 518–519. vgl. Kap. II des 3. Teils, wo A. COMTE J. ST. MILL gegen A. COMTE recht gibt. (pp. 530 f)

46 a.a.O. pp. 42–43 pp. 171–182. Vgl. auch *La science au point de vue philosophique*, pp. 351 f pp. 416–17, 439, 457 (wir zitieren nach der 2. Auflage von 1873)

47 *La science...* p. 351

48 *AUGUSTE COMTE...* p. 49

49 ebenda, p. 270–271

50 ebenda, Conclusio p. 672

51 *La science au point de vue philosophique*, p. 417

52 Bezüglich der Personen der Bibel: „Ich verlange, daß man mir irgendein Dokument, eine Inschrift, Statue, ein Buch, einen Stein oder eine Papyrusrolle zeigt, die dem Teufel, Noah, Methusalem, Kain oder dem Adam zukommen. Es gibt nichts dergleichen; deshalb haben alle diese Personen auch nicht das Recht, an der Spitze einer positiven Geschichte eine Rolle zu spielen. (ebenda, p. 384)

53 ebenda, p. 367

54 ebenda, pp. 401–411

55 ebenda, p. 475

56 „Natürlich“ behält hier nur seine normative Bedeutung auf Kosten des teleologischen Sinnes, den ihm A. COMTE verleiht und den LITTRÉ beibehält.

57 F. DE COULANGES hat nur Fragmente über die historische Methode hinterlassen (vgl. *Revue de synthèse historique*, vom 2. Juni 1901, pp. 241 f.), aber er hat nicht versäumt, in den *Leçons d'ouverture* und in den Einführungen in seine historischen Werke seine Auffassung von Geschichte klar darzulegen. Die Geschichte ist für ihn „eine reine Wissenschaft“, die „absolute Unabhängigkeit“ vom Historiker für sich beansprucht und ihrem Willen Ausdruck verleiht, „nichts als wahr anzunehmen, was nicht aufgrund von Dokumenten erwiesen ist“. Sie „besteht wie jede Wissenschaft darin, Fakten festzustellen, sie zu analysieren, sie miteinander zu verbinden und die Verbindung zu kennzeichnen. Der Historiker sucht und erlangt die Tatsachen durch die genaueste Textbeobachtung, so wie der Chemiker die seine erhält durch peinlichst genau durchgeführte Experimente.“ (La Monarchie Franque, 1888, p. 39).

Der Autor der *Cité antique* legt sehr wohl Nachdruck auf die Texte alleine, aber um 1. ein Werk zu erstellen, das mehr in den Bereich der Soziologie (das Studium gemeinsamer Institutionen in der Gesellschaftsordnung der Griechen und Römer) gehört als in den Bereich der chronologischen Geschichte; 2. und zwar einer Soziologie, die auf einer solchen *Theorie der Gesellschaft* beruht, nach der religiöser Glaube die Regeln und die Institutionen der antiken Gesellschaft bestimmen: „Beispiel einer engen Beziehung, die stets zwischen den Ideen der menschlichen Intelligenz und dem sozialen Zustand eines Volkes besteht“ (p. 3). 3. Diese Theorie der Gesellschaft liefert zugleich das *Prinzip ihrer Evolution*: „soziale Transformationen sind regelmäßig geistigen Umwandlungen gefolgt“ (p. 4).

4. Diese Evolution wird nach dem *natürlichen Fortschrittsgesetz* der Menschheit verstanden. (ebenda, vgl. auch pp. 104–105, 131–132, 136–137, 148, 270–271, 416–417);

5. Die Notwendigkeit, die antike Gesellschaft in ihrem historischen Anderssein zu begrei-

fen, entspricht einer gegenwärtigen historischen Forderung: Es war ein tragischer Irrtum gewesen, der die Revolutionäre von 89 und 48 die alten Institutionen als Modelle nehmen ließ (p. 2) (Wir zitieren nach der 7. Auflage von 1878).

6. Streitigkeiten um die Geschichte: „Wissen ist nichts, man muß verstehen“: H. BERR erinnert in zugleich hinterhältiger wie eleganter Weise an diese Devise von LANGLOIS. (*Questions d'Histoire et d'enseignement*, 1902, p. 234) in *La synthèse en Histoire* (p. 19).

Übersetzung aus dem Französischen von INGE SEIDEL und CHRISTOPH STROSETZKI

Diskussion

Diskussionsteilnehmer: GELDSETZER, MERCIER, MOMMSEN, SCHRICKE

Im Anschluß an den Vortrag ergaben sich vier Fragenkomplexe:

1. Mögliche Einflüsse auf das Werk von COMTE,

2. Die innere Struktur des Werks,

3. Seine Wirkungsgeschichte in bezug auf die Geschichtsschreibung als Wissenschaft,

4. Die Sinnstruktur der Geschichte und ihre theoretische Erfassbarkeit.

1. An die auffallende Parallele zwischen COMTE und HEGEL in bezug auf die jeweiligen geschichtstheoretischen Überlegungen knüpfte sich die Frage, ob COMTE HEGEL gelesen und verarbeitet habe. Obwohl eine direkte Kenntnisnahme COMTES bezüglich HEGEL verneint werden mußte, gab doch die strukturelle Ähnlichkeit der Wirkungsgeschichte COMTES Anlaß zu der These, daß COMTE geradezu der „französische HEGEL“ gewesen sei. Hierbei konnte allerdings die Frage, inwiefern sowohl COMTES als auch HEGELS Philosophie selber ideologische Reaktionserscheinungen auf eine historische Krisenlage gewesen sind, nicht weiter vertieft werden.

2. Dies führte dazu, die Tragfähigkeit der COMTESchen Philosophie für die Begründung von Geschichtstheorie weiter zu erörtern. Insbesondere stellte sich die Frage nach der Einheitlichkeit oder Widersprüchlichkeit des COMTESchen Werks. Die Widersprüchlichkeit erscheint einerseits in seiner „positivistischen“ Tendenz, die Faktenerforschung ohne weitergreifende theoretische Gesichtspunkte als eigentlich wissenschaftliches Verfahren zu privilegieren, und andererseits in seiner „generalisierenden“, synthetischen Tendenz, umfassende globale Geschichtshypothesen für den Geschichtsgang, wie das Dreistadiengesetz, zu formulieren, welche beiden Tendenzen möglicherweise biographisch als Phasen seiner persönlichen Denkentwicklung gedeutet werden können.

3. Die beiden gegensätzlichen Tendenzen finden sich wieder einerseits bei LANGLOIS und SEIGNOBOS, andererseits bei LACOMBE und BERR, die sich trotz ihrer Widersprüchlichkeit beide auf COMTE berufen konnten. Allerdings wurde auch in der Diskussion vorgebracht, daß die geschichtstheoretische Auseinandersetzung in Frankreich, wie übrigens auch in Deutschland, nicht allein als Nachwirkung der COMTESchen Philosophie – respektive HEGELS – zu erklären sei, daß vielmehr auch der nachhaltige Widerhall KANTs und des Kantianismus in Rechnung zu stellen sei.

4. Die Frage der Sinndeutung der Geschichte hängt unmittelbar von diesen Voraussetzungen ab. Konnte in der generalisierend-synthetischen Geschichtsauffassung noch von *dem* Sinn der Geschichte gesprochen werden, so muß in eigentlich positivistischer Perspektive dieser Sinn in eine Pluralität hypothetischer Sinnantizipationen verfallen bis hin zu einem Punkt, wo sich mit der interpretatorischen Sinnkonstruktion des Romans ein Vergleich aufdrängte.

An dieser Stelle mündete die Diskussion in die jeweiligen Bekenntnisse der Historiker zu einer „quasi-theoretischen“, unter sinnstiftenden Hypothesen pluralistisch arbeitenden Detailforschung über die Geschichte und der Philosophen zur Unverzichtbarkeit einer globalen einheitlichen Sinnantizipation der Geschichte, freilich nur im Sinne eines philosophischen Glaubens.

Protokoll: KUHLEN, SEIDEL, STROSETZKI

Helfen Sie uns,

neue Mitglieder zu gewinnen, die aktiv am weiteren Ausbau unserer Universität und an der Forschungsförderung teilnehmen wollen.

Anmeldungen werden erbeten an:

Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V., Vorsitzender Ehrensenator Dr. Wolfgang Glatzel, Goltsteinstraße 28, 4000 Düsseldorf

Konten:

Commerzbank Düsseldorf, 1780 204 (BLZ 300 400 00)

Deutsche Bank Düsseldorf, 19/65 375 (BLZ 300 700 10)

Stadt-Sparkasse Düsseldorf, 10 170 009 (BLZ 300 501 10) (oder

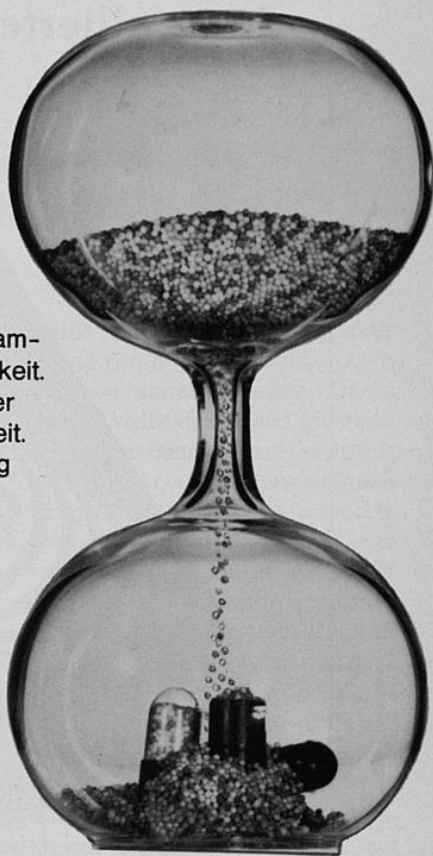
Postscheckkonto der Stadt-Sparkasse Düsseldorf, Köln 2783-501)

Trinkaus & Burkhardt Düsseldorf, 1214/012 (BLZ 300 308 80)

Pharmazeit...

Was hat Pharmazie mit Zeit zu tun?
Was bedeutet der Faktor Zeit für einen Hersteller hochwertiger Arzneimittel?
Die Zeichen der Zeit erkennen, heißt bei der GÖDECKE, sich die notwendige Zeit "nehmen".
Warum? Hoher Qualitätsstandard bedeutet Wirksamkeit, Sicherheit, Verträglichkeit und Reproduzierbarkeit.
Diese Grundsätze, die wir bei der Entwicklung neuer Arzneispezialitäten zu befolgen haben, erfordern Zeit.
Wir verstehen darunter "viel" Zeit, denn Entwicklung heißt forschen, Ergebnisse finden, absichern, Ergebnisse vervollkommen – und nochmals absichern. Unser Forschungszentrum in Freiburg entwickelt in durchschnittlich 7 bis 10 Jahren aus einer Idee eine neue Substanz und aus der Substanz ein marktreifes Heilmittel.

7 bis 10 Jahre unablässiger Studien, Theorien, Tests, Analysen und Experimente. Diese Jahre gehören aber nicht einer einzigen neuen Substanz; mehrere Neu- oder Weiterentwicklungen laufen in dieser Zeit parallel ab. Das Resultat sind hochwertige Medikamente, die auch in Zukunft dazu beitragen, dem Arzt Vertrauen zu GÖDECKE und dem Patienten Vertrauen zum Arzt garantieren zu können.



Ein gutes Verhältnis zur Zeit hat, wer sie nützt.
Wir glauben, wir stehen mit ihr auf gutem Fuß.
Vielen Dank für die Zeit, die Sie uns geschenkt haben.

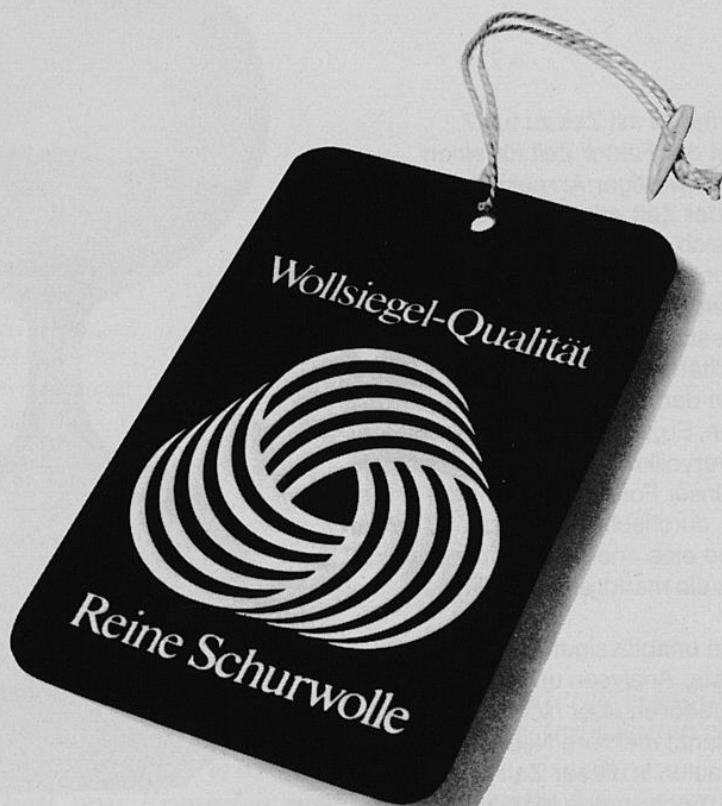
GÖDECKE

GÖDECKE AG · BERLIN · WERK FREIBURG

Gödecke entwickelt und produziert seit über 100 Jahren erfolgreiche Arzneimittel: Gelonida, Gelusil, Hexoral, Novadral, Valoron, Demetrin u. v. m.



**Schenken Sie dem Wollsiegel
Ihr Vertrauen. Es garantiert
Ihnen reine Schurwolle in
kontrollierter Wollsiegel-Qualität.**



**Wollsiegel*-Qualität:
Darauf können Sie sich verlassen.**

* Das Wollsiegel ist das offiziell anerkannte Gütezeichen (RAL)
für reine Schurwolle.

Der Begriff der Forschung im 19. Jahrhundert

LUTZ GELDSETZER

Will man einen Beitrag zur Geschichte des Forschungsbegriffs liefern, so findet man leider keinen hinreichend klaren und deutlichen Begriff von Forschung vor, in dessen Licht sich die geschichtlichen Materialien deutlich erkennen und genealogisch aufreihen lassen. Dieses Schicksal teilt der Forschungsbegriff mit so vielen anderen, gerade vielbenutzten und wichtigen Begriffen der Gegenwartssprache und der wissenschaftlichen Fachterminologien. Hier ist die Lage so, daß man aus dem heutigen Sprachgebrauch¹ nur ein sehr vages Vorverständnis entnehmen kann. Und umso mehr gewinnt die in der philosophischen Forschung besonders fruchtbare Methode an Gewicht, den aktuellen Sprachgebrauch eher umgekehrt aus einer geschichtlichen Revue einschlägiger Materialien – wie schwer sie auch immer abgegrenzt werden können und wie hypothetisch auch immer ihr Bezug zum gegenwärtig gemeinten Phänomen sei – zu stabilisieren. Gerade wenn die Gefahr besteht, daß ein Sprachgebrauch hinsichtlich wichtiger gesellschaftlicher Erscheinungen – und die Forschung dürfte dazu gehören – mehr oder weniger nichtssagend geworden ist, in Leerformeln erstarrt ist², dürfte die Besinnung auf eine Tradition, eine Genealogie dieses Phänomens nützlich sein, da sie, wenn nicht die einzige³, so doch eine grundlegende Methode ist, sich einen argumentativen Zugang zum Phänomen zu sichern.

Wir halten uns dabei an die in der philosophiegeschichtlichen Forschung übliche semasiologisch-etymologische Methode⁴ in dem – durch Vorstudien und allgemeine Kenntnisse und Erfahrungen nicht unbegründeten – Vertrauen darauf, daß die unter den heute noch üblichen Bezeichnungen früher und einstmals gemeinten Erscheinungen tatsächlich die echten Vorgänger-Phänomene dessen sind, was wir heute Forschung nennen. Aus diesen Phänomenen kann dann gleichsam „in statu nascendi“ manches erhellt werden, was heute in vielleicht zu komplexer und verwirrender Erscheinung vor uns steht. Die onomasiologische Methode⁵, deren Schwierigkeiten „im Sinnbezirk des Verstandes“ bzw. geistiger Phänomene allgemein bekannt sind, kann uns im Nachhinein dazu verhelfen, auf Grund des erarbeiteten Forschungsbegriffes zu zeigen, daß eben dadurch gemeinte Phänomene, Praktiken, Forschung solcher Art, unter anderen Bezeichnungen auch früher schon existiert haben. Um es vorweg zu nehmen: Kandidaten auf „onomasiologische“ Vorläuferschaft dessen, was im 19. Jahrhundert Forschung heißt und ist, sind etwa die *Historia*, *Descriptio*, *Narratio*, *Inductio*, „Kunde“ auf der

einen, Theoria, Speculatio, Scientia, Deductio auf der anderen Seite. Dies ist aber nicht apriori zu behaupten, sondern im folgenden mit philosophie- und wissenschaftsgeschichtlichen Argumenten zu beweisen.

Eine früheste lexikalische Verzeichnung des Begriffs Forschung in einem philosophischen Lexikon findet sich in RUDOLF GOELENIUS' *Lexicon philosophicum* von 1613.⁶ Hier wird auf einen wörtlichen und auf einen übertragenen Sinn des technischen Begriffs „Investigatio“ hingewiesen:

„Investigare est

1. per vestigia alicuius euntis per viam ad viae terminum deduci,
2. translatare est ignotum aliquid quasi indagare.“

Als Beispiel wird sogleich die Rolle der Forschung in der Theologie genannt. Die Stelle sei hier zunächst vollständig hingestellt:

„Investigare Deitatem est per documenta quaedam eam inquirere. Via autem naturalis investigationis Dei per creaturas est triplex:

1. Eminentiae seu Attributionis per eminentiam in Deo,
2. Causalitatis seu effectiois in creatura,
3. Remotionis a Deo, qua nimirum removemus a Deo, quicquid imperfectionis est in creatura.

Via causalitatis sic progredimur: omne quod est ex nihilo, necesse est ut sit ab aliquo, a quo ipsius esse fluxerit. Sed omnes creaturae habent esse ex nihilo. Ergo necesse est ut sint ab aliquo primo increato, quod est Deus.“

Es sei angemerkt, daß der „übertragene Gebrauch“, der ja wohl die Richtung anzeigt, in der auch heute noch der Forschungsbegriff gebraucht wird, erstaunlicherweise als ein „quasi indagare“ – „gewissermaßen aufspüren“ gekennzeichnet wird. In der Tat verzeichnen zeitgenössische gelehrte Lexika wie die von FABER und MARTINIUS eben dieses Wort „Indagare“ als Übersetzung von Erforschung und zitieren ausführlich den waidmännischen Sprachgebrauch. Daneben wird allerdings auch der Begriff „Scrutor, Scrutari“ als lateinisches Äquivalent angeführt.⁷

Aus diesen schlichten Angaben kann man leicht ein ebenso schlichtes und immer aktuelles Denkmodell entnehmen: Um was es geht, das zeigt jeder *Kriminalfall*: 1. *Spurensicherung*, 2. *Suche nach dem Täter als Verursacher solcher Spuren*. Das erstere bedeutet Anhäufung, Fixierung, Beschreibung von Daten und Fakten; das letztere Bildung einer Hypothese über den „mutmaßlichen“ Verursacher, zu dessen Charakteristik – und nur zu dessen – gehören muß, daß er mit allen diesen Fakten in einem kausalen Verhältnis steht.

Man darf nicht unterschätzen, wie stark dieses Denkmodell durch eine jahrhundertelange kriminalistische Praxis, durch eine institutionell gestützte richterliche Überprüfungspraxis jener Praxis, durch das anhaltende Interesse an Kriminalromanen in der modernen Mentalität verankert ist. Wie in so manchen anderen wissenschaftlichen Bereichen gehört der Modellcharakter der juristischen Institutionen zu den ungeschriebenen Kapiteln der Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte. Die mittelalterliche und neuzeitliche Inquisition, die „peinliche Befragung“ durch den „Untersuchungs“-Richter, die französische „Instruction“ durch den „Juge d'instruction“, der angelsächsische „Inquest“ des coroners oder sheriffs waren ja und sind z.T. noch stilisierte Verfahren der Zeugenvernehmung und Beweismittelerhebung zur Feststellung der „Wahrheit“ – insofern durchaus Leitmodelle der Forschung oder gar nichts anderes. Jedenfalls wundert es nicht, daß beispielsweise die großen französischen Enzyklopädiendien des 18. und 19. Jahrhunderts unter „Recherche“ in erster Linie auf solche juristischen Phänomene wie Vaterschaftserkundungen und Adelsnachweise abstellen.⁸ Daß die Faktenfixierung freilich hypothesengesteuert ist, daß es falsche Hypothesen und falsche Fakten, falsche Vermutungen und falsche Indizienbeweise, auch falsche Geständnisse geben kann, daß die

Rechnung nicht immer glatt aufgeht, dafür wird in der Kriminalliteratur mit ihren Kunstregeln und bei der abschließenden „Erkenntnis“-Kompetenz höchstrichterlicher Rechtsprechung viel weniger Bewußtsein erzeugt.

Das kriminalistische Forschungsmodell zusammen mit den Aussagen im Artikel des GOCLENIUS läßt schon auf zwei Tendenzen schließen, die das weitere Schicksal der Konzeptionen über die Forschung bestimmen: es handelt sich um Akzentuierung und evtl. Verabsolutierung jeweils einer der beiden Komponenten.

Wählt man auf der einen Seite die leitende Hypothese über den Täter nur weit genug – Totalverantwortlichkeit und Alleinschuld Gottes, des Menschen oder einer Gesellschaft (oder eines bestimmten Wirtschaftssystems) gegenüber allen Fakten, so kann man jede beliebige Faktenbeschreibung schon Forschung nennen, da sich ja Gott, der Mensch, die Gesellschaft, das System in allen Fakten ausnahmslos offenbart bzw. decouvriert. Diese Version – so wird gleich zu zeigen sein – hat eine große Geschichte gehabt. Man könnte ihre Hochstilisierung zur Forschungspraxis in den sog. Geisteswissenschaften einen *Forschungsspinozismus* nennen. Unter der Forschungsmaxime „Deus sive Natura“ ist jedes Faktum sein eigener Grund, dessen man sich in der puren und umfassenden Beschreibung versichert.⁹ Die Stärke dieses Gesichtspunktes liegt zweifellos darin, daß in seinem Lichte alles und jedes interessant erscheint und also beschreibungswürdig ist. Unter dieser Forschungsmaxime hat die scholastische und Renaissance-Naturwissenschaft den ganzen Kosmos nach den „vestigia Dei“ durchmustert; ebenso die moderne Geisteswissenschaft seit dem 17. Jahrhundert den Kosmos der geschichtlichen und kulturellen Welt mit ihren menschlichen Sinndokumenten. Die „phänomenologische Methode“ unter der Devise „zu den Sachen selbst“ (HEIDEGGER) war wohl die jüngste Repristinatio dieses Forschungstyps.¹⁰

Die entgegengesetzte Tendenz verabsolutiert die Hypothesen- oder Theoriebildung und vernachlässigt die Faktenseite in ihrem Forschungskonzept. Dies geschieht dort, wo man sich der Fakten und Taten immer schon deshalb für versichert halten konnte, weil es schon genug oder zu viele davon gab – also in jedem fortgeschrittenen Stand empirischer Wissenschaften – und/oder wo man die Fakten zugunsten ihrer hypothetischen, theoretischen, generierenden Konstitution gleichsam hinwegskamotierte. Diese Tendenz zeigt sich als reiner Typ in der Transzendentalphilosophie seit KANT, wo am Leitfaden der „Frage (Forschung) nach den Bedingungen der Möglichkeit von ...“ dasjenige, wovon die Gründe gesucht (erforscht) werden, teils selbstverständlich vorausgesetzt (z.B. KANTs „Wirklichkeit der Mathematik und Physik“ – will sagen der durch sie angehäuften Faktenmassen), teils als unwirkliches Gespenst aus der seriösen wissenschaftlichen Betrachtung ausgeschlossen wurde, wie es die Behandlung des „Dings an sich“ im deutschen Idealismus zeigt. Wir wollen diesen Typus nach seinem charakteristischsten Vertreter einen *Forschungsrheinholdianismus* nennen; denn zweifellos hat KARL LEONHARD REINHOLD¹¹, dieser etwas verkannte Kantianer der ersten Stunde, aller Forschung, Wissenschaft und Philosophie am entschiedensten das Ziel gesetzt, ausschließlich nach dem richtigen, allesfundierenden Grundsatz (für die als „gegeben“ angenommenen „Tatsachen des Bewußtseins“) zu fahnden. REINHOLDs zahlreiche „Systemwechsel“, d.h. Übergänge zu je anderen Begründungshypothesen, die man ihm oft als Haltlosigkeit vorgeworfen hat, erweisen ihn gerade als Vorläufer der heutigen Konjunkturalisten der POPPERSchen Richtung, die die „Logik der Forschung“ immer noch auf das Hypothesenentwerfen konzentrieren.¹²

Es ist nicht von ungefähr nur dieser (transzendentalphilosophische) REINHOLDianische Forschungsbegriff, welcher zuerst – und für lange Zeit, ja bis heute einzig – in einem neueren philosophischen Wörterbuch erscheint: nämlich bei dem Kantianer KRUG: „Erforschung ist der Weg zur Erlangung einer gründlichen Erkenntnis. Denn man forscht eben nach den Gründen, wenn man etwas zu erforschen sucht“.¹³

Vielleicht ist die Bemerkung an dieser Stelle nicht unangebracht, daß die sog. Kausalforschung, an die man bei KRUG gemäß der zitierten Formulierung und bis heute unter dem Forschungsbegriff zuerst zu denken pflegt, durchaus zum REINHOLDianischen Forschungstyp gehört. Gerade nach der HUME-KANTschen Kausalitätsdebatte galt die Etablierung eines Kausalzusammenhanges zwischen Daten bzw. Fakten als hypothetische (so nach HUME) oder apriorische (nach KANT) Auszeichnung eines Datums bzw. Faktums vor einem anderen als dessen Grund oder Ursache, mithin als eine „theoretische Konstruktion“, die an die Fakten bzw. Phänomene herangetragen wird. Demgegenüber erscheint die Verwendung des Kausalprinzips im Rahmen eines Forschungsspinozismus als bloße Metaphorik: Gott, Mensch, Gesellschaft etc. als „Grund“, „Hintergrund“, „Träger“ alles Faktischen bleibt bei allen Deskriptionen eine entbehrliche okkulte Qualität oder ein unbeobachtbarer „verborgener Parameter“.

Die Auseinandersetzung zwischen dem Forschungsspinozismus und dem Forschungsreinholdianismus bestimmt die besondere Tönung des Forschungs- und Wissenschaftsverständnisses im 19. Jahrhundert, und möglicherweise macht sie auch den Hauptinhalt der wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen zwischen Empiristen und Rationalisten in unserem Jahrhundert aus. Sie wird zwischen philosophischen Richtungen und einzelwissenschaftlichen Schulen ebenso wie zwischen einzelnen Gelehrten quer über alle Disziplinen hin ausgetragen. Aber die zahlreichen und z.T. heftigen Plädoyers für oder gegen Experiment, Beobachtung, Beschreibung, Darstellung, Empirie und positive Fakten auf der einen Seite, für oder gegen Theoriebildung, Hypothesenvorrang, apriorische Voraussetzungen, mathematische Deduktion auf der anderen Seite sind doch nur die Folgeerscheinungen oder Epiphänomene eines grundlegenden Prozesses, welchen, wie es scheint, KANT zuerst in seiner Schrift über den „Streit der Fakultäten“ eben als den Streit der Fakultäten diagnostiziert hatte.

Für KANT war das noch ein Streit zwischen der alten Philosophischen Fakultät der freien Künste mit den alten Höheren Fakultäten Theologie, Jurisprudenz und Medizin um Vorrang und wissenschaftlichen Wahrheitsanspruch. In Wirklichkeit handelte es sich jedoch schon am Ende des 18., erst recht im 19. Jahrhundert um eine Auseinandersetzung zwischen den Wissenschafts- und Forschungsparadigmen der einzelnen Disziplinen der Philosophischen Fakultät. Es blieb erst unserem Jahrhundert, ja erst der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, vorbehalten, die „Wissenschafts“-Paradigmata der theologischen Seelsorge und Bekehrungspraxis, der medizinischen Therapeutik und der juristischen Rhetorik und Entscheidungstechnologie, die KANT sämtlich als angewandte Wissenschaft abtat, als Modelle eigentlichen Wissenschafts- und Forschungsverständnisses in die Diskussion einzuführen. Wie war die wissenschaftstheoretische Lage in der philosophischen Fakultät am Ende des 18. Jahrhunderts?

Die Fakultät nannte sich noch die „philosophische“ (nicht mehr: die Artistenfakultät oder Fakultät der freien Künste), aber ihre trivialen und quadrivialen Disziplinen hatten sich weitgehend zu Fachwissenschaften konsolidiert, denen gegenüber die Philosophie selber entweder ihre Existenzberechtigung zu verlieren drohte, weil man sie ohne Rest in die Einzelwissenschaften eingegangen denken konnte, oder denen gegenüber die Philosophie gerade eine Sonderstellung einzunehmen prädisponiert war, da sich ja (noch immer) die eigentlichen Wissenschaften nach ihr benannten.

Man wird sagen können, daß die Tendenz des Wissenschafts- und Forschungsverständnisses im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert vom letzteren zum ersteren ging: Im 18. Jahrhundert wurden die Einzelwissenschaften (oder was dann so genannt wurde) noch als der „historische“ Teil, die Faktenkunde eines Wissensbereichs angesehen, demgegenüber der eigentlich wissenschaftliche, auf Zusammenhang und Verallgemeinerung abzielende Teil jeweils als die zugehörige „Philosophie“ verstanden und bezeichnet wurde. So gab es auf der trivialen Seite die zahlreichen sprachlich-literarischen Historien, Sprach- und Literaturgeschichten und die Ge-

schichte von Staat, Welt und Kultur; auf der anderen die quadrivialen Naturhistorien („Naturgeschichte“) der einzelnen Wirklichkeitsbereiche der toten und lebendigen Natur. Zu diesen Teilen wurden im Laufe des 18. Jahrhundert als wissenschaftlich-theoretische Teile die jeweiligen Bereichsphilosophien entwickelt und benannt: Sprach-, Geistes- und Geschichtsphilosophie auf der einen, Naturphilosophie auf der anderen Seite.

Mit Blick auf die Herkunft dieser Disziplinen aus dem Trivium und Quadrivium versteht man leicht, warum die neuen „philologisch-historischen“ Fächer eine natürliche Affinität zur Logik, Grammatik und Dialektik (auch in der durch die Arbeit der Fachphilosophen fortentwickelten Gestalt) behielten, während die neuen „mathematisch-naturwissenschaftlichen“ Fächer ebenso natürlich zur Mathematik als der ihnen gemäßen Darstellungsform neigten: Logik bzw. Dialektik (und dann auch Grammatik bzw. Syntaktik) waren eben Grundbestand des Triviums; und Mathematik (als Arithmetik und Geometrie) gehörte zum Grundbestand des Quadriviums.

Die Arbeitsteilung zwischen den empirisch-historischen Forschungsbereichen war schon in den Hauptklassen der Akademiegründungen des 17. und 18. Jahrhunderts genau an der Nahtstelle zwischen trivialen und quadrivialen Fächern der alten Philosophischen Fakultät niedergelegt worden.¹⁴ Die Philosophischen Fakultäten des 19. (und z.T. erst des 20.) Jahrhunderts vollzogen sie in der Aufteilung der alten Philosophischen Fakultät in die neuen Fakultäten: „Philosophische Fakultät“ (i. neuen Sinne) und „Naturwissenschaftliche Fakultät“ nach.¹⁵ Gewiß geschah dies nicht ohne die Nachwirkung auch der großen Systeme der Philosophie des 17. Jahrhunderts, die die ontologische Zweiteilung der Wirklichkeit in Geist und Natur (Seele und Körper, Intelligibles und Phänomenales) im neuzeitlichen Denken tief verankert hatten.¹⁶ Diese ontologische Vorgabe wurde von den neuen philosophischen Fakultäten auch als ihre jeweilige Objektconstitution übernommen. So tauchen denn auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts für die Bezeichnungen „Geistesgeschichte“ und „Geistesphilosophie“ auf der einen, „Naturgeschichte“ und „Naturphilosophie“ auf der anderen Seite die neuen Titel „Geisteswissenschaft“ und „Naturwissenschaft“ auf.¹⁷

Man sollte nun erwarten, daß eine gleichmäßige und integrierte Entwicklung der historisch-empirischen wie der „philosophisch-theoretischen“ Praxis in allen Wissenschaften stattgefunden hätte. Sicher war das auch der Fall, und das 19. Jahrhundert kann uns deswegen immer noch als das exemplarische Jahrhundert der Forschung gelten, insofern es dieses leistete.

Allerdings wird man Folgendes nicht übersehen dürfen: Die Empirie der Naturwissenschaften hatte mit der Erfindung des Teleskops und Mikroskops und der Ausschöpfung ihrer Observationen einen Höhepunkt erreicht, danach konnte sich die Forschungstätigkeit der Naturwissenschaften eher auf die theoretische Verarbeitung der aufgehäuften Fakten konzentrieren. Im Gegensatz dazu produzierte die „Entwicklung des Geistes“ in Kultur, Geschichte und Leben immer neue Fakten, mit deren Sammlung und Beschreibung die geisteswissenschaftliche Empirie kontinuierlich befaßt war, ganz abgesehen von der Erschließung immer neuer Dokumentenmassen alter und exotischer Kulturen durch die Verfeinerungen der hermeneutischen Instrumente und Methoden. Notgedrungen mußte hier das Schwergewicht der Forschung auf der historisch-empirischen Beschreibung der Daten und Fakten ruhen und die Theoriebildung ins Hintertreffen oder in die Position eines „philosophischen Luxus“ oder gar hyperbolischer Hypothesenakrobatik geraten.

Es war diese Ungleichzeitigkeit und Ungleichgewichtigkeit der tatsächlichen Forschungstendenzen in Natur- und Geisteswissenschaften, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach vielerlei Logomachien über die „eigentliche Aufgabe“ des Forschers und Wissenschaftlers¹⁸ in den ebenso einseitigen wie wirkungs- und verhängnisvollen methodologischen Wissenschaftsklassifikationen von DILTHEY¹⁹, WINDELBAND²⁰ und RICKERT²¹ niederschlugen, die die Geisteswissenschaften als beschreibende, bei den einzelnen Fakten verwei-

lende, die Naturwissenschaften als verallgemeinernde, gesetzaufstellende und aus Prinzipien ableitende Forschungspraktiken stilisierten.

Was an dieser Programmatik richtig und haltbar war und ist, das ist, daß sie eine zeitgemäße Repräsentation und Neuformulierung derjenigen Aufgabenstellungen und Forschungsintentionen darstellte, unter denen die abendländische Wissenschaft überhaupt ihren epochalen Siegeszug begann und vollzog: *die Einzelheiten der Wirklichkeit festzuhalten und sie in einen allgemeinen Zusammenhang einzustellen.*²² Es war und ist das Programm der Aristotelischen Wissenschaftstheorie, nach welcher eine jede Wissenschaft ihre empirisch-historische Seite und ihre theoretisch-scientifische Seite besitzen sollte, so daß auf einer Faktenkunde über einen bestimmten Wirklichkeitsbereich sich eine Theorie dieses Bereichs aufbauen konnte. Daß beides zusammen erst eine Wissenschaft ausmacht, konnte unter den Bedingungen einer fortgeschrittenen Arbeitsteilung unter den Wissenschaften sowie innerhalb der Wissenschaften selbst leicht aus den Augen verloren werden. Die Wissenschaftstheorie des 20. Jahrhunderts hat die getrennten Bestandteile wieder zusammengeführt. Dafür stehe die vielzitierte Variation eines KANTischen Diktums: „Deskription ohne Theorie ist blind; Theorie ohne Fakten ist leer.“

Auch im 19. Jahrhundert hat es freilich Theoretiker und Praktiker der Forschung gegeben, die dieses Konzept bewahrt und vertreten haben. Wir wollen zum Schluß den Meister der Antiken Philosophiegeschichtsschreibung, EDUARD ZELLER, als Zeugen anführen.

ZELLER äußerte sich 1888 explizit über die „philosophiegeschichtliche Forschung“²³ (ein „Neologismus“, den er geprägt hat, und „dessen Fehlen sehr unbequem“²⁴ gewesen sei). Die Aufgabe sei für die philosophiegeschichtliche Forschung darin gesetzt, daß sie „das Geschehene berichten und es erklären (müsse), indem sie seinen Ursachen nachgeht und durch die Erkenntnis derselben das Einzelne in einen umfassenderen Zusammenhang einreicht“. Dies wird in vier Stufen realisiert: 1. durch die Sammlung der „geschichtlichen Tatsachen“; 2. durch Rekonstruktion verlorener Fakten durch das „subsidiäre“ Hilfsmittel der „Kombination“, nämlich als Bedingung oder Folge solcher Glieder, die bekannt sind. Hierbei – so merkt er einschränkend an, sei nur „unter besonders günstigen Umständen über einen mittleren Grad der Wahrscheinlichkeit“ hinauszugelangen; 3. durch Faktenverknüpfung mittels „Vermutungen“ im „Schlußverfahren, durch welches Kausalzusammenhänge ermittelt werden, die sich ihrer Natur nach, wie jedes Kausalverhältnis, der Wahrnehmung entziehen“. Solche Vermutungen oder Hypothesen dürften „kein beliebiger Einfall, sondern eine Ergänzung der Tatsachen durch ihre Ursachen“ sein, „wenn sie von den bekannten Tatsachen gefordert sind und sich an ihnen bewähren“; 4. durch „verwickeltere Hypothesen“ für umfassendere Überlieferungslücken.²⁴

Wir kommen zum Resümee dieses kleinen Forschungsbeitrages über den spezifischen Forschungsbegriff des 19. Jahrhunderts. Wenn es wahr ist, daß die Wahrheit einfach und immer dieselbe ist, so kann auch ein wahrer oder richtiger Begriff von Forschung nicht nach den Zeitaltern gemodelt werden. Vielmehr sind es die Irrtümer, Falschheiten und Einseitigkeiten, die die bunte Vielfalt geschichtlicher Wandlungen ausmachen. Selbst wenn man über die Wahrheit nicht verfügt, dürfte es vernünftig und sinnvoll sein, sie auf der Linie zu vermuten, um welche die Übertreibungen oszillieren.

Diese Linie ist in unserem Falle die Entfaltung der aristotelischen Forschungsprogrammatik: daß Wissen und Wissenschaft in der Anschauung des Einzelnen und Besonderen im Lichte des Allgemeinen bestehe, wozu eben Forschung dienlich ist. Die Übertreibungen bestehen darin, daß einerseits aus der Anschauung des Einzelnen, andererseits aus der Gewinnung des Allgemeinen selbständige, unabhängige, ja auch als allein möglich angesehene Forschungs- und Wissenschaftspraktiken gemacht werden. Zwar ist es nicht geradezu falsch, den einen wie den anderen Weg als Forschungsrichtung auszugeben und dafür besondere Methoden zu entwick-

keln, wie dies ja auch geschehen ist, aber man muß dabei im Auge behalten, daß jeweils das eine nicht ohne das andere möglich ist: zur Deskription und Anschauung des Einzelnen braucht man implizit allgemeine Kategorien und Voraussetzungen; bei der Gewinnung des Allgemeinen setzt man das Besondere voraus.

In der alten Philosophiegeschichte sieht man ganze philosophische Schulen und Richtungen gleichsam als die Vorgänger unseres Problemkreises um das aristotelische Forschungskonzept oszillieren: auf der einen Seite die Platoniker, die die Philosophie auf das Allgemeine, die Ideen verpflichten – ohne doch die „Schattenwelt“ der Einzeldinge ganz zu vernachlässigen –, auf der anderen die Stoiker und Epikuräer, die die Anschauung und sinnliche Erfahrung privilegieren – ohne die Ideen (eingeborene und „Samen-Begriffe“) gering zu achten. In der neuzeitlichen Erkenntnistheorie geht die Auseinandersetzung unter den Fahnen des Rationalismus und Empirismus weiter. Im 19. Jahrhundert konkretisiert sich die Thematik als wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung in der geschilderten Weise. Diese wissenschaftstheoretische Konkretisierung und Stilisierung der Forschungskonzepte erlaubt es, einen spezifischen Forschungsbegriff des 19. Jahrhunderts herauszuheben und abzugrenzen.

Anmerkungen

- ¹ Bekanntlich nennt sich das für die Hochschulen zuständige Ministerium in Nordrhein-Westfalen „Ministerium für Wissenschaft und Forschung“; ein Eingeständnis oder eine Willenserklärung, daß beides verschiedene Dinge seien? Auf Bundesebene existiert ein Ministerium für „Forschung und Technologie“ sowie ein anderes für „Bildung und Wissenschaft“. Zweifellos wird man daraus Schlüsse auf die in den verantwortlichen Parteien umlaufenden Vorstellungen über Forschung ziehen dürfen.
- ² Nehmen wir als Symptom die Definition des „Bundesbericht Forschung“ („Bundesbericht Forschung II.“ Bericht der Bundesregierung über Stand und Zusammenhang aller Maßnahmen zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung und Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1967). Dort heißt es unter „Begriffsbestimmungen“ S. 5: „*Forschung: Geistige Tätigkeit einzelner (oder von Gruppen) mit dem Ziele, in methodischer, systematischer und nachprüfbarer Weise neue Erkenntnisse auf einem bestimmten Fachgebiet zu gewinnen*“. Der Forschungsbericht III von 1969 definiert lapidar: „Geistige Tätigkeit mit dem Ziele, in methodischer, systematischer und nachprüfbarer Weise neue Erkenntnisse zu gewinnen“. Im übrigen werden dort unterschieden: Grundlagenforschung, angewandte Forschung, Entwicklung, Hochschulforschung, Forschung und Entwicklung der Wirtschaft, Unternehmenseigene Forschung und Entwicklung, Gemeinschaftsforschung und Entwicklung der Wirtschaft, Vertragsforschung und -entwicklung, Verwaltungsbezogene Forschung und Entwicklung.
- ³ Die systematische Forschung über Forschung steckt noch in den Anfängen. Vgl. den Forschungsbericht von V. I. DUZENKOV, über die Klassifizierung der Typen der wissenschaftlichen Forschung und die Beziehungen zwischen ihnen, in: G. KRÖBER und H. STEINER (Hg.), Wissenschaft. Studien zu ihrer Geschichte, Theorie und Organisation, Berlin 1972, S. 27–45 (Aus dem Russ. übersetzter Beitrag zum „Sowjetisch-polnischen Symposium über Probleme der komplexen Erforschung der Wissenschaftsentwicklung“, LVOW 1966). DUZENKOV unterscheidet primär zwischen „*Grundlagenforschung*“ (= „experimentelle und theoretische Arbeiten, ... deren Ziel es ist, unbekannte Erscheinungen und Prozesse zu erkennen, zu beschreiben und die sie beherrschenden Gesetze und Mechanismen aufzudecken“. S. 30) und „*angewandter Forschung*“ (= „praktische Nutzbarmachung der auf diese Weise gewonnenen Erkenntnisse“). Anders formuliert seien für jeden Wissenschaftszweig (!) drei Typen zu unterscheiden: „A. Arbeiten, die der Aufdeckung grundlegender Naturgesetze und den Zusammenhängen zwischen Erscheinungen gelten. B. Arbeiten, die Erscheinungen und Fakten im Rahmen beste-

hender Theorien und Gesetze behandeln. C. Arbeiten, die auf die praktische Anwendung entdeckter Erscheinungen, Prozesse und Fakten ausgerichtet sind, also auf die Schaffung neuer technologischer Prozesse, Mechanismen, Maschinen“ (S. 31/32). Gelegentlich komme D. „Industrielle Erprobung“ hinzu. — Ersichtlich ist dieses Konzept gänzlich auf die Naturwissenschaften und ihre technische Umsetzung zugeschnitten.

- ⁴ Für die Zwecke der vorliegenden Studie genügt es, sich an die hervorstechendsten Termini der relevanten europäischen Sprachen zu halten: Forschung, Recherche, Investigation. Die respektiven Wortfelder dürften ausweislich der einschlägigen Lexika sowie geläufiger Sprachgebräuche etwa folgendermaßen darstellen: *Griechisch*: Zetesis, Erote-sis, Pystis, Ereuna, Exetasis, Anakrisis; *Lateinisch*: Quaestio, Investigatio, Pervestigatio, Scrutatio, Inquisitio, Perquisitio, Exploratio, Studium; *Französisch*: Recherche, Investi-gation, Sondage, Information, Enquête, Instruction; *Englisch*: Inquiry, Research, Search, Investigation, Examination (learned), Disquisition, Inquest. Auf einige Nuancen dieser Wortfelder wird im folgenden noch eingegangen.
- ⁵ Vgl. dazu besonders U. RICKEN; „Gelehrter“ und „Wissenschaft“ im Französischen. Beiträge zu ihrer Bezeichnungsgeschichte vom 12.–17. Jahrhundert (Dt. Akad. d. Wiss. zu Berlin, Veröff. d. Inst. f. Romanische Sprachwissenschaft Nr. 15), Berlin 1961, insbes. die Einleitung.
- ⁶ R. GOELENUS, *Lexicon philosophicum*, Frankfurt 1613 (Nachdruck Hildesheim 1964), S. 262. J. B. BERNARDUS, *Seminarium totius Philosophiae*, Venedig 1582–1585, M. FOGELIUS, *Lexicon philosophicum sive commentatio in librum V. Metaphysicae ARISTOTELIS*, Hamburg 1689 sowie ST. CHAUVINUS, *Lexicon philosophicum* (2. Aufl.) Leeuwarden 1713 (Nachdruck Düsseldorf 1967) führen den Begriff nicht; auch nicht J. MICRAELIUS, *Lexicon philosophicum*, 2. Aufl. Stettin 1662 (Nachdruck Düs-seldorf 1966). Jedoch hat letzterer einen eigenen Artikel „Zetema, zetesis = quaestio vel problema propositum. Oratores vocant statum“ (ibid. Sp. 1407). Das hier in die rhetori-sche Staus-Quaestionis-Lehre abgedrängte Wort hat bekanntlich durch KANT in der Entgegensetzung „zetetisch-dogmatisch“ eine Rehabilitation als Bezeichnung des „kriti-schen“ Verfahrens erhalten.
- ⁷ BASILIUS FABER, *Thesaurus eruditionis scholasticae*, ed. AUG. BUCHNER, Leipzig-Frankfurt 1680 Sp. 1153/54: „Indago, indagare, est vestigare, inquirere, spüren, nachspü-ren, ausspüren... CICERO, De Finib.: acutissime indagare et odorari omnia; alles zum fleißigsten erforschen; ...Investigatores... die auf die Spur ziehen“. Ibid. Sp. 536: „Scru-tor, scrutari, inquirere, forschen“. „Scrutatio, inquisitio, exploratio, die Erforschung“. „Scrutator, qui inquirat, excutit, der erforschet, der einen besucht“. Hier auch der Hinweis auf das römische Amt des „scrutator“ = Leibesvisitor nach SÜETON: „Scrutatores vocat ministros in id delectos, ut salutatores excuterent, praetendantque exploraturi, ferrumne sub veste haberent conditum. Duravit hoc ministerium usque ad Vespasianum, qui omisit“. Daneben auch „Perscrutari, fleißig nachforschen, erforschen. Investigare et perscrutare omnia (CICERO)“.
- MATTHAEUS MARTINIUS, *Lexicon philologicum praecipue etymologicum et sacrum*, 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1695 übersetzt scrutari direkt durch „forschen“ und konstruiert eine merkwürdige Etymologie: „Scrutator ... est inquirere, investigo, sensibus ... et animo ... Scrutatur in re ille, qui intercipit aliqua secreta ... germ. est *forschen*, puto a vorsare, i.e. versare. Nam scrutatorum investigatio fit versatione, das man umb und umb kehret. Possit etiam videri esse *forst*, i.e. saltus; sicut Itali dicunt *boscare*, scrutari a bosco“. Das Deutsche Wörterbuch von JACOB und WILHELM GRIMM, 4. Band 1. Abt. 1. Hälfte, Leipzig 1878, verzeichnet für scrutatio und investigatio „ahd. forscunga, mhd. vorschun-ge, nhd. forschung nach etwas haben, ihm nachforschen“ seit MEGENBERG, LU-THERs Bibelübersetzung und MELANCHTHON. Daneben wird noch lat. percentari genannt.

- ⁸ Vgl. La Grande Encyclopédie, ed. A. BERTHELOT, Bd. 28: „Recherche de noblesse“, die seit dem 14. Jahrhundert wegen vielfacher Usurpation des Adels von den französischen Königen in zahlreichen Edikten angeordnet wurde. Daneben „recherche de paternité et de maternité“. Encyclopédie ou dictionnaire universel et raisonné des connaissances humaines, ed. De FELICE, Bd. 36, Yverdon 1774: „Recherche... en général perquisition... en termes de jurisprudence pour enquête: la recherche des faux monnoyeurs, des faux-nobles“.
- ⁹ L. v. RANKE spricht ihn am schlichtesten für sein Gebiet, die Geschichtsschreibung, aus: „In aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeuget von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er steht da wie eine heilige Hieroglyphe“ (Brief an H. RANKE März 1820, in: Zur eigenen Lebensgeschichte, Leipzig 1890, S. 89 f. Zit. nach F. WAGNER, Geschichtswissenschaft, 2. Aufl. Freiburg – München 1966, S. 193/94).
- ¹⁰ Daß es sich hier um eine Einseitigkeit handelt und mithin eine solche Forschungstheorie unhaltbar ist, sieht man an der Geschichte aller derartigen Ansätze: NEWTONs „rein beschreibende“ Physik (*Philosophiae naturalis principia mathematica*, London 1687) unter der Maxime „Hypotheses non fingo“ wird für KANT Anlaß, nach den „Bedingungen der Möglichkeit“ solcher Natur und solcher Physik, also nach den faktischen Hypothesen, zu fahnden, womit er die Weichen für das entgegengesetzte Extrem von Forschungsstrategie stellt. Die historisch-philologische Deskription der menschlichen Kulturdokumente in den Geisteswissenschaften geschieht implizit am Leitfaden kanonischer Maßstäbe des „Klassischen“ und – besonders in Deutschland – im Lichte der Hypothesen über Geist, Vernunft, Leben und Absolutes der deutschen Idealisten. Darauf wird man in der seit SCHLEIERMACHER intensivierten Debatte über Hermeneutik aufmerksam. Diese Hermeneutikdebatte neigt bis heute sichtlich dazu, „geisteswissenschaftliche Forschung“ auf Methoden- und Hypothesenreflexion zu trimmen und somit ebenfalls die Gegenposition einzunehmen. Neuere Beispiele für einseitigen Forschungsspinozismus sind der Positivismus des 19. Jahrhunderts, der Empirismus des Wiener Kreises und die Phänomenologie: sämtlich auf Beschreibung und Fixierung von Daten und Fakten ausgerichtete Forschungsstrategien, die alsbald gezwungen sind, sich über ihre theoretischen Voraussetzungen Rechenschaft zu geben (so bei J. St. MILL, CARNAP, später HUSSERL und HEIDEGGER).
- ¹¹ KARL LEONHARD REINHOLD (1758 – 1823), wirkungsvollster Popularisator KANTs durch seine „Briefe über die KANTische Philosophie“ (zuerst 1786 – 87, dann Leipzig 1790 – 92), hat durch seinen „Satz des Bewußtseins“ etwa in der Formulierung: „Das Bewußtsein überhaupt besteht aus dem Bezogenwerden der bloßen Vorstellung auf das Objekt und Subjekt; und ist von jeder Vorstellung überhaupt unzertrennlich“ (Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens, 2. Aufl. Prag und Jena 1795, S. 321 [§XXXVIII]), ersichtlich das Programm aller Systembildungen des deutschen Idealismus formuliert, nämlich ein (einziges) Prinzip aufzusuchen und zu artikulieren, aus dem sich die Totalität aller Tatsachen ableiten lassen sollte.
- ¹² Für weitere Zwischenglieder in der Traditionskette der „Konjekturalisten des 19. Jahrhunderts“ vgl. G. KÖNIG, Art. „Konjekturalsätze“ in: J. RITTER, Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 4 (im Druck, vom Verf. freundlich zur Verfügung gestellt, dem an dieser Stelle auch für Kritik und Hinweise gedankt sei). Auch bezüglich des Forschungsreinholdianismus bleibt anzumerken, daß es sich um eine Einseitigkeit und somit um einen unhaltbaren Forschungsbegriff handelt, und zwar aus Gründen, die zu den in Anm. 7 genannten spiegelbildlich sind.
- ¹³ W. T. KRUG, Allg. Handwörterbuch der phil. Wissenschaften, 1. Band 2. Aufl. Leipzig 1832, S. 807/08. Es wird beim Stichwort „Forschung“ auf „Erforschung“ verwiesen. KRUG fährt an der zitierten Stelle fort: „Die Folge der Erforschung kann dann auch eine

Entdeckung oder Erfindung sein.“ Im Tenor ähnlich formuliert EDM. GOBLOT: „Recherche (Méthodes de). Par opposition aux méthodes de démonstration ou d'exposition. Les premières sont analytiques, car on doit nécessairement prendre pour point de départ l'inconnu dont on cherche les conditions (v. Analyse); les secondes peuvent être analytiques ou synthétiques“ (Le vocabulaire philosophique, Paris 1901, S. 426/27).

- ¹⁴ In Frankreich wuchs die Gesamtkademie „Institut de France“ (1795 gegr.) 1816 mit einigen der alten Akademiegründungen zusammen, die schon diesen geistes- bzw. naturwissenschaftlichen Charakter zeigten: Académie des Sciences (gegr. 1666 durch COLBERT) für Naturwissenschaften, Académie Française (gegr. 1634 durch RICHELIEU), Académie des Inscriptions et Belles-Lettres (gegr. 1663 durch COLBERT), Académie des Beaux Arts (gegr. durch COLBERT und MAZARIN) für Geisteswissenschaften. Sie wurden mit den seit 1803 im Institut bestehenden 4 Klassen „Sciences physiques et mathématiques“, „Langue et littérature française“, Histoire et Littérature ancienne“ und „Beaux Arts“ verschmolzen. Die unter der Convention durch die Aufklärungs- und Revolutionsphilosophen gegründete „Académie des Sciences morales et politiques“ figurierte bekanntlich kurze Zeit als Klasse der „Ideologie“ (philosophische Ideenforschung) im Institut. Von NAPOLÉON geschlossen, wurde sie erst 1832 wieder eröffnet. Ihre Arbeiten und Mitglieder bestimmten das ganze 19. Jahrhundert hindurch den offiziellen französischen Begriff von Philosophie und philosophischer Forschung (vgl. F. PICAUVET, les idéologues, Paris 1891). — In Deutschland war die LEIBNIZsche Neugründung der Berliner Akademie (1700 bzw. 1711) mit ihren zwei Klassen: Naturphilosophie und Schöne Wissenschaften (Belles-Lettres) vorbildlich. 1812 führte sie 4 Sektionen in 2 Klassen: „Mathematisch-physikalische Klasse“ und „Philosophisch-historische Klasse“. Die Leipziger Akademie führte seit 1845 eine „mathematisch-physikalische“ sowie eine „philologisch-historische“ Klasse; die Wiener Akademie seit 1847 eine „mathematisch-naturwissenschaftliche“ und eine „philosophisch-philologische und historische“ Klasse.
- ¹⁵ Zur allgemeinen Lage universitärer Lehr- und Forschungsorganisation im 19. Jahrhundert vgl. L. GELDSETZER: „Traditionelle Institutionen philosophischer Lehre und Forschung“ in: „Philosophie – Gesellschaft – Planung. Kolloquium HERMANN KRINGS zum 60. Geburtstag“, hg. v. H.-M. BAUMGARTNER u.a. (Bayerische Hochschulforschung 1), München 1974, S. 28–48.
- ¹⁶ Diese Zweiteilung gehört zum Traditionsbestand neuplatonischen Denkens, und sie wurde durch die christliche Religion zu einer der Grundideen des christlichen Abendlandes. Für ihre neuzeitliche philosophische Fixierung sind besonders DESCARTES (res cogitans – res extensa), LEIBNIZ (Reich der Gnade, Reich der Natur) und KANT (mundus intelligibilis – mundus sensibilis/Noumena-Phaenomena) verantwortlich zu machen.
- ¹⁷ Vgl. L. GELDSETZER, Die Geisteswissenschaften. Begriff und Entwicklung, in: Studienführer Wissenschaftstheorie 1, hg. v. H. ROMBACH, Freiburg i.Br. 1974, S. 141–151.
- ¹⁸ Für die Aufgaben der „Geisteswissenschaften“ stehe das bekannte Wort von L. v. RANKE, das er im Vorwort seiner „Geschichten der romanischen und germanischen Völker“ (S.W. Bd. 33, S. VII) über sein Anliegen sagte: er wolle „bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen“ (nach F. WAGNER, a.a.O. S. 203). Derartige Stellen ließen sich bei RANKE vermehren; etwa sein „Begriff von Geschichte: Nackte Wahrheit ohne allen Schmuck; gründliche Erforschung des Einzelnen; das übrige Gott befohlen, nur kein Erdichten, auch nicht im Kleinsten, nur kein Hirngespinnst“ (in: Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber, 1824, S. 28), oder: „Überhaupt: historische Forschung! – Man muß von der Erzählung gleichsam ihre Phraseologie abstreifen; man muß sie auf ihren Kern und Inhalt zurückbringen“. Aber ganz unbeleckt von den „philosophischen“ (reinholdianischen Forschungsanliegen) blieb er doch nicht, wenn er etwa fortfährt: „Ob eine völlig wahre Geschichte möglich ist? 1. Exakte Kenntnis der einzelnen Momente; 2. ihrer

persönlichen Motive; 3. ihres Zusammenwirkens, des ganzen Getriebes der Persönlichkeiten und wechselseitigen Einwirkungen; 4. des universalen Zusammenhanges. — Das letzte Resultat ist Mitgefühl, Mitwissenschaft des Alls.“ (Tagebuchblätter, 1831–1849, S. 569, zit. nach F. WAGNER, a.a.O. S. 210.) — Über die Lage in der Philologie, der zweiten exemplarischen „Geisteswissenschaft“, sagt G. BERNHARDY in seinen Grundlinien zur Encyclopädie der Philologie, Halle 1832, S. 55 wohl mit Recht: „Die Praxis überwiegt und unterrichtet allein durch die Massen ihrer Empirie, die Theorie schleicht ihr dürftig und unbedeutend nach... Ihr Stoff verbreitet sich über alle Denkmäler des Altertums und ist endlos, indem neue Tätigkeit, Verrichtungen und hellere Gesichtspunkte miteinander wechseln... ihre Methodik kann wenig mehr als ein fragmentarisches Summarium des bekannten heißen und gleicht einem dünnen logischen Kompendium ohne schöpferische Kraft.“ Als ersten und einzigen Theoretiker der Hermeneutik und Kritik, der „beide Disziplinen im Zusammenhange“ dargestellt habe, nennt er FRIEDRICH AST mit seinen „Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik“ von 1808, und er hebt seinen (spinozistischen!) hermeneutischen Grundsatz heraus, „daß unser Geist an sich eins mit dem Geiste des Altertums und dadurch zur inneren und äußeren Erklärung fähig sei“ (S. 55, Fußnote).

Für das Selbstverständnis der Naturwissenschaftler mag zunächst JUSTUS VON LIEBIG sprechen: „In der Naturwissenschaft ist alle Forschung deductiv oder apriori; das Experiment ist nur Hilfsmittel für den Denkprozeß, ähnlich wie die Rechnung; der Gedanke muß ihm in allen Fällen und mit Notwendigkeit vorausgehen, wenn es irgend eine Bedeutung haben soll“ (in: FRANCIS BACON von Verulam und die Methode der Naturforschung, Braunschweig 1863, S. 195). Und an anderer Stelle: „Eine empirische Naturforschung in dem gewöhnlichen Sinne existiert gar nicht. Ein Experiment, dem nicht eine Theorie, d.h. eine Idee vorhergeht, verhält sich zur Naturforschung wie das Rasseln mit der Kinderklapper zur Physik“ (zit. nach F. LANGE, Geschichte des Materialismus, 2. Buch, 6. Ausg. hg. H. COHEN, Leipzig 1898, S. 180). Es war die Zeit, da auch SCHOPENHAUER sich über die „einseitigen Empiriker“ und „simplen Naturforscher in einem abgesonderten Zweige der Physik“ lustig machte: „Sehen wir heut zu Tage die *Schale der Natur* auf das Genaueste durchforscht, die Intestina der Intestinalwürmer und das Ungeziefer des Ungeziefers haarklein gekannt. Kommt aber einer wie z.B. ich, und redet vom *Kern der Natur*, so hören sie nicht hin, denken eben es gehöre nicht zur Sache und klaben an ihren Schalen weiter. Jene überaus mikroskopischen und mikrobiologischen Naturforscher findet man sich versucht, die *Topfgucker der Natur* zu nennen“, denen die „philosophischen“ Forscher vom Range GOETHE, KIELMAYERS, LAMARCKS, ST. HILAIRE, CUVIERS gegenüberstünden. (Die Welt als Wille und Vorstellung, Ergänzungen zum 1. Buch, Kap. 17, in: S.W., hg. v. Ed. GRISEBACH; Band II, Leipzig o.J. S. 207).

¹⁹ Es sei hier nur an DILTHEYs berühmtes Diktum „Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir“ erinnert. Verstehen wird von DILTHEY gefaßt als die kongeniale Rekonstruktion fremden Seelenlebens auf der Grundlage der von ihm geforderten deskriptiven Psychologie, die ihrerseits die Grundwissenschaft der Geisteswissenschaften sein soll. Vgl. seine „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“, in: Sitzungsber. d. Berliner Akademie 1894, (Ges.Schr. Bd. V, Leipzig-Berlin 1924, S. 143). Er steht damit in der geisteswissenschaftlichen Tradition, für die auch J. G. DROYSENs „Zweiter Fundamentalsatz“ der Historik spricht: „Unsere Methode ist, forschend zu verstehen“ (Historik, hrsg. v. R. HÜBNER, 6. Aufl. Darmstadt 1971, S. 22).

²⁰ W. WINDELBAND unterschied Natur- und Geisteswissenschaften nach ihren Methoden als „nomothetische“ (= Gesetze aufstellende) und „idiographische“ (= Einzelnes beschreibende) Wissenschaften, vgl. „Geschichte und Naturwissenschaft“, Rektoratsrede von 1894, in: Präludien, Aufsätze und Reden zur Philosophie und ihrer Geschichte, 7. u.

8. Aufl. Tübingen 1921, 2. Bd. S. 145. Allerdings gilt: „Es bleibt möglich und zeigt sich in der Tat, daß dieselben Gegenstände zum Objekt einer nomothetischen und daneben auch einer idiographischen Untersuchung gemacht werden können“ (S. 145).
- ²¹ H. RICKERT präziserte den WINDELBANDSchen Vorschlag durch seine Unterscheidung von „individualisierenden“ und „generalisierenden“ Methoden, die er jedoch nicht ausschließlich, sondern nur ihrer vorrangigen Anwendung nach auf Geistes- und Naturwissenschaften bezogen wissen wollte, vgl. „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften“, Freiburg i.Br. 1902, S. 255, sowie „Kulturwissenschaften und Naturwissenschaften“, Freiburg i.Br. 1899.
- ²² Das hat auch WINDELBAND betont und daraus die Aufeinanderangewiesenheit von nomothetischen und idiographischen Wissenschaften gefolgert: „Das Einzelne bleibt ein Objekt müßiger Kuriosität, wenn es kein Baustein in einem allgemeinen Gefüge zu werden vermag. So ist im wissenschaftlichen Sinne schon ‚Tatsache‘ ein teleologischer Begriff. Andererseits bedürfen nun aber die idiographischen Wissenschaften auf Schritt und Tritt der allgemeinen Sätze, welche sie in völlig korrekter Begründung nur den nomothetischen Disziplinen entnehmen können“ (a.a.O. S. 156). Und er hält es für „klar, daß in der Gesamterkenntnis, zu welcher sich alle wissenschaftliche Arbeit zuletzt vereinigen soll, diese beiden Momente in ihrer methodischen Sonderstellung nebeneinander bleiben“ (a.a.O. S. 157).
- ²³ ED. ZELLER, Die Geschichte der Philosophie, ihre Ziele und Wege, in: Archiv für Geschichte der Philosophie, hg. v. L. STEIN, Bd. 1, 1888, S. 1–10; auch in: Kleine Schriften, hg. v. LEUZE, Bd. I, Berlin 1910, S. 410–18.
- ²⁴ a.a.O. Kl. Schr. I S. 415.
- ²⁵ a.a.O. Kl. Schr. I S. 410/11.

Diskussion

Diskussionsteilnehmer: DIEMER, D'HARCOURT, NIES, POUSSEUR, WUNDERLICH

Die sich im Anschluß an den Vortrag ergebende Diskussion stand unter offensichtlich geradezu entgegengesetzten Voraussetzungen bezüglich des Wissenschaftsbegriffs bei den französischen und deutschen Gesprächspartnern. Die meisten Fragen und Diskussionsbeiträge bezogen sich daher auf die Artikulation dieser unterschiedlichen *Wissenschaftsverständnisse*. Weitere Fragen richteten sich auf die Vollständigkeit oder Unvollständigkeit der vorgeschlagenen Disjunktion der *Forschungsbegriffe*.

1. Die in Deutschland geläufige Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften fand im französischen Denken keine Parallelen. Ihr entspräche etwa in der Philosophie COMTES das Konzept einer Hierarchisierung der Wissenschaften und dementsprechend einer Klassifizierung von Forschungstypen gemäß dieser Hierarchie. Jedoch wurde die hervorragende Stellung des COMTESchen Wissenschaftsparadigmas durch Hinweis auf die Wissenschaftseinteilungen J. M. AMPÈRES und J. BENTHAMs, dessen Schriften zuerst in französischer Sprache herausgegeben wurden, in Frage gestellt; und überdies wurde bestritten, daß COMTE überhaupt von Forschung spreche, wenn er etwa seinen „Plan“ zur Organisation der wissenschaftlichen Arbeiten im 19. Jahrhundert vorgelegt habe.

Als bemerkenswert wurde gleichwohl die Tatsache herausgestellt, daß im Lande DESCARTES' und bei einer so mächtigen cartesianischen Tradition die auf seine Ontologie zurückgreifende Wissenschaftseinteilung so stark in den Hintergrund gedrängt werden konnte. Ein weiterer Hinweis betraf die selbst im COMTESchen Konzept noch spürbaren Nachwirkungen

der im Vortrag unterschiedenen „*historisch-faktenkundlichen*“ und *szientifisch-deduzierenden*“ Forschungskonzeption, die sich offensichtlich mit dem im Anschluß an das erste Referat diskutierten zwei Tendenzen: „*positivistische Faktensicherung*“ gegen „*Gesetzessynthese*“ identifizieren läßt.

2. Hier wurde zunächst die Vollständigkeit der Disjunktion bezweifelt. Hermeneutik als eigenständiger, geisteswissenschaftlicher Forschungstyp, so wurde eingewandt, ließe sich unter keinen dieser Typen subsumieren. Hermeneutisches Denken wurde hier als einordnendes Verstehen in geisteswissenschaftliche Sachzusammenhänge vom unterordnenden Erklären naturwissenschaftlicher Deduktionen unterschieden. Als weiteres Argument wurde die von DILTHEY als neue Wissenschaft eingeführte beschreibende Psychologie gegen die Dominanz des szientifischen, naturwissenschaftlichen Forschungsmodells angeführt. Man war sich darüber einig, daß die Unterscheidung möglicher Forschungskonzeptionen keineswegs eine Sache bestimmter Wissenschaftstypen, wie etwa der Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften, sein kann, sondern daß hiermit nach RICKERT nur methodologische Schwergewichte formuliert wurden, die in allen Wissenschaften je nach der Aufgabenstellung angewandt werden könnten.

Protokoll: KUHLEN, SEIDEL, STROSETZKI.

Die Wellcome-Stiftung besitzt sämtliche Anteile der internationalen Wellcome-Gruppe. Mit den Gewinnen unterstützt sie Wissenschaftler und Forschungsvorhaben in aller Welt.

Ein neues Wellcome-Forschungszentrum

Richtungsweisende Entdeckungen bestimmen seit Jahrzehnten die Arbeit der Wellcome-Forschungszentren. Digoxin, bekannte Zytostatika wie Mercaptopurin (Puri-nethol[®]) und die immunsuppressive Substanz Azathioprin (Imurek[®]) stammen aus der Wellcome-Forschung.

1966 führt Wellcome nach mehrjährigen weltweiten klinischen Prüfungen Allopurinol (Zyloric[®]) international ein. Die Wellcome-Substanz Allopurinol ermöglicht erstmals eine kausale Therapie der Hyperurikämie und Gicht.

Mit der Einführung von Eusaprim[®] eröffnet Wellcome neue Möglichkeiten in der Behandlung bakterieller Infektionen. 1971 würdigt die Zeitschrift „Drugs“ die Wellcome-Entdeckung Trimethoprim als Meilenstein in der Geschichte der Chemotherapie.



Wellcome

**FORSCHEN
FÜR
DIE
FORSCHUNG**

Das ist eine von den vielen guten Seiten der Provinzial:



Die Schnell Und Freundlich Provinzial

Für alle, die den langweiligen Papierkrieg nicht mögen.

Wir sind mit Rat und Tat auf Ihrer Seite. Wir, die Versicherungsfachleute der Provinzial. Wir finden für jedes Versicherungsproblem die richtige Lösung.

Wir bemühen uns ständig, dazuzulernen. Wir sind immer da, wo Sie uns gerade brauchen. Weil eins von den vielen Versicherungs-Fachgeschäften der Provinzial immer in Ihrer Nähe ist. Und weil Sie uns selbstverständlich auch bei der Sparkasse und bei der Landes-Bausparkasse erreichen. Rufen Sie doch mal einen von uns an, wenn Sie wieder eine Versicherung brauchen. Eine Universal-Versicherung bietet viel.

PROVINZIAL
UNIVERSALVERSICHERUNG

...die Versicherung mit den vielen guten Seiten

DIE RATTE, DAS NUTZTIER.



Ratten sind nützliche Tiere. Bei Bayer leisten sie Unschätzbare im Dienste der Arzneimittelsicherheit.

In der *Ganzkörperautoradiographie*, bei der eine radioaktiv markierte Substanz appliziert wird, liefern Ratten unmittelbar anschauliche Werte zum pharmakokinetischen Verhalten von Wirksubstanzen im Organismus.

Die Versuchsanordnung: Einer Gruppe von Ratten wird zur gleichen Zeit die gleiche, durch ein radioaktives C-Atom markierte Prüfsubstanz verabreicht. Die markierte Substanz verteilt sich im Körper; man kann voraussetzen, daß ihre Verteilung und Metabolisierung zeitabhängig ist. Die Versuchstiere werden nacheinander zu vorher exakt festgelegten Zeiten narkotisiert, getötet und bei minus 70° C eingefroren.

Hauchdünne Gefrierschnitte werden angefertigt und auf eine photographische Platte gebracht. Die radioaktiv markierte Prüfsubstanz schwärzt jetzt die Platte, und man kann sehen, wo und in welchen Organen sie sich abgelagert hat.

Der Vergleich der Schwärzungsgrade auf einem Autoradiogramm zeigt an, in welchen Organen und Geweben sich die Wirksubstanz und deren Metaboliten befinden. Als eine Art Momentaufnahme läßt es einen Ausschnitt aus den zeitabhängigen Verteilungsvorgängen während der Körperpassage erkennen.

Resultat: Aus den jeweiligen autoradiographischen Verteilungsmustern ergeben sich gemeinsam mit quantitativen pharmakokinetischen Untersuchungen, toxikologischen und pharmakodynamischen Ergebnissen Rückschlüsse über das Verhalten der Substanz im Organismus.

Ratten sterben für die Arzneimittelsicherheit.



Neuere Entwicklungen in der deutschen Geschichtswissenschaft

WOLFGANG J. MOMMSEN

Die neuere Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft ist vor allem durch zwei miteinander verknüpfte Faktoren bestimmt worden, zum einen die sog. Krise des historischen Bewußtseins, die bis in das Jahr 1945 zurückreicht, und zum anderen durch einen tiefen Umbruch im Selbstverständnis und zum Teil auch in den Methoden der Geschichtswissenschaft. Das Wissen um die Geschichtsmüdigkeit der postindustriellen Gesellschaft, oder, wie ALFRED HEUSS es formulierte, um „den Verlust der Geschichte“ als einer selbstverständlichen Form geistiger Orientierung überschattete die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft in den letzten 30 Jahren in erheblichem Maße. Zwar ist dadurch — eigentlich erstaunlicherweise — ihre Vitalität als Fach nicht nennenswert beeinträchtigt worden. Jedoch sahen sich die deutschen Historiker im Unterschied zu früheren Jahrzehnten in ungewöhnlichem Maße zu theoretischer Reflexion über ihr eigenes Tun veranlaßt, und man darf wohl davon sprechen, daß eine grundsätzliche Bereitschaft dazu bestand, nicht nur die bisherigen politischen Traditionen des Fachs rückhaltlos zu überprüfen, sondern sich den neueren Entwicklungen, insbesondere in der westlichen Welt, zu öffnen.

Die sog. Krise des historischen Bewußtseins war natürlich nicht nur ein deutsches Phänomen. Sie trat jedoch seit den 50er Jahren in der Bundesrepublik besonders ausgeprägt zutage. Das hat Gründe, die nicht mit dem Fach Geschichte, sondern mit der besonderen Lage der deutschen Gesellschaft nach 1945 zusammenhängen. Die radikalen Traditionsbrüche der jüngeren deutschen Geschichte beeinträchtigten das Interesse an Geschichte herkömmlicher Art; es bestand weithin sogar die Neigung, die jüngste Vergangenheit geradezu zu tabuisieren. Hinzu kam, daß die 50er und 60er Jahre eine Zeit ungewöhnlichen wirtschaftlichen und materiellen Fortschritts gewesen sind, eine Zeit, in der alle großen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Probleme zumindest in der Bundesrepublik befriedigend gelöst schienen. Das hat ein Klima entstehen lassen, in dem praxisorientierte gesellschaftswissenschaftliche Studien und dann auch empirische Sozialforschung gegenüber der rückwärtsgewandten Betrachtung der Historiker absoluten Vorrang erhielten. Es scheint heute, als ob diese Krise des historischen Bewußtseins rückläufig ist, und daß ein neues Bedürfnis nach historischer Orientierung erwacht ist, das über bloße Nostalgie weit hinausgeht. Warum das so ist, kann man nicht ohne weiteres sagen, doch dürfte dies unter anderem in dem Umstand begründet sein, daß wir uns

heute über die grundlegenden Elemente einer freiheitlichen Gesellschaft viel weniger im klaren sind als noch vor 20 Jahren und daß demgemäß die Frage, in welcher historischen Tradition man selbst oder bestimmte gesellschaftliche Gruppen stehen, erneut große Bedeutung gewonnen hat.

Die Brüche im deutschen historischen Bewußtsein sind zusätzlich verschärft worden dadurch, daß die deutsche Historie über das Jahr 1945 hinaus in fachlichen Traditionen befangen blieb, die den politischen und geistigen Entwicklungen in der Bundesrepublik nicht zureichend angepaßt waren. Die deutsche Geschichtswissenschaft ist nachhaltig von der Nationalliberalen Schule von SYBEL und TREITSCHKE geprägt worden, für die der Nationalstaat im Mittelpunkt der Betrachtungen stand. Das gilt durchaus auch für die mittelalterliche Forschung, die sich ja um Probleme wie den Staatscharakter des Karolingischen Reiches oder die Entstehung des Deutschen Reiches sehr intensiv bemüht hat. Die Nationalliberale Schule, repräsentiert durch Männer wie SYBEL und TREITSCHKE, wurde seit der Jahrhundertwende von den Neorankianern im Sinne konservativer Observanz fortgesetzt. Man sollte zwar à la RANKE objektiv und nicht parteilich sein, doch lief dies in der Praxis auf eine Ineinssetzung der historischen Wirklichkeit mit den für objektiv gehaltenen Interessen des eigenen nationalen Machtstaates hinaus. Daneben entwickelte sich der Neoidealismus FRIEDRICH MEINECKEs, der die Kluft zwischen „Geist“ und „Macht“ zu schließen bemüht war, wie er für das Wilhelminische System charakteristisch war. MEINECKE untersuchte die geistige Haltung der großen Persönlichkeiten der jüngeren deutschen Geschichte und suchte deren mittelbaren oder unmittelbaren Beitrag zur Entwicklung des deutschen Nationalstaates aufzuweisen. Die neorankeanischen und die neoidealistische Schule waren jedoch gleichermaßen der Vorstellung verpflichtet, daß die Geschichtswissenschaft zur Lehrmeisterin der Nation berufen sei. Methodisch waren beide Richtungen verankert in der Gewißheit, daß Geschichte ein objektiv sinnhafter Prozeß sei und daß daher die Explikation von geschichtlichen Verläufen an sich wahr und auch sinnvoll sei. Schon für die Zeit vor 1914 gilt, daß gegenüber diesen dominierenden Schulen, die den Staat und die politischen Gestaltungen, insbesondere das Parteiwesen und die nationalen Bewegungen, in den Vordergrund ihrer Betrachtungen stellten, die ältere Kultur- und Sozialgeschichte zurückgedrängt wurde, zwar nicht in dem Maße, wie es gelegentlich behauptet worden ist, aber doch mit tendentiell eindeutiger Richtung. Dafür wird mit Recht der sog. LAMPRECHT-Streit angeführt. In der Tat ist der Triumph der traditionellen Schule über LAMPRECHT ein deutliches Symptom für die Zurückdrängung sozialgeschichtlicher Betrachtungsweisen und zugleich sozialwissenschaftlicher Methoden gewesen. Allerdings steckten auch in LAMPRECHTs Historiographie starke traditionalistische Elemente, insbesondere ein romantischer Emanationismus. Gleichwohl wurde durch den Ausgang des LAMPRECHT-Streits indirekt die Rezeption sozialwissenschaftlicher Methoden durch die Geschichtswissenschaft abgeblockt. Eine gewichtige Ausnahme macht hier allerdings das spätere Werk OTTO HINTZEs. An sich bestanden seit der Jahrhundertwende durchaus nicht ungünstige Aussichten für eine stärkere Rezeption sozialwissenschaftlicher Betrachtungsweisen durch die deutsche Historiographie. Auf dem Historikertag in Stuttgart 1906 sollte MAX WEBER ein Referat über die Bedeutung des Puritanismus für die Entstehung der modernen Welt halten; aus unbekanntem Gründen hat dann statt seiner ERNST TROELTSCH geredet.

1920 wurde dann gerade ERNST TROELTSCH von führenden Vertretern der Zunft, insbesondere von GEORG v. BELOW, scharf angegriffen, weil er HEGEL als Vorläufer der deutschen Historiographie gerühmt habe, und zweitens, weil er durch seine methodologische Position dem Vordringen des Marxismus Vorschub leistete. Die Historiographie der Weimarer Zeit setzte im wesentlichen die Tradition der nationalpolitischen Historie fort, die sich zur Lehrmeisterin dieser Nation berufen fühlte. Allerdings kam es zu einer sehr charakteristischen

Frontbildung zwischen den Nationalkonservativen und den zahlenmäßig relativ schwächeren Demokraten. Marxisten hat es hingegen unter den Universitätshistorikern damals so gut wie überhaupt nicht gegeben. Der einzige bekannte marxistische Historiker der 20er Jahre war ARTHUR ROSENBERG; sein außerordentliches Ansehen beruhte auf Werken, die außerhalb seines eigentlichen Fachgebietes, der alten Geschichte, liegen, insbesondere seiner „Geschichte der Deutschen Republik“. Das Gros der Historikerschaft blieb freilich rückwärtsgewandt und innerlich dem BISMARCKschen Reiche verpflichtet; man verharrte in schroffer Ablehnung des Weimarer Staates und seiner demokratischen Traditionen.

Gegenüber dem Nationalsozialismus verhielt sich die Historikerschaft in ihrer großen Mehrheit allerdings zunächst weitgehend resistent, von einigen nationalkonservativen Opportunisten wie KARL-ALEXANDER v. MÜLLER abgesehen. Erst allmählich und unterschwellig kam es dann doch zu einer weitgehenden Gleichschaltung der Historie, am Ende mit erheblichen Auswirkungen. Allerdings waren die 30er Jahre zugleich eine Periode, in der insbesondere die Mediävistik besonderen Aufschwung nahm. Die liberale, primär staatsbezogene juristische Begrifflichkeit, die die Historie des 19. Jahrhunderts weithin übernommen hatte, wurde in jenen Jahren durch Arbeiten wie BRUNNERS „Land und Herrschaft“ oder THEODOR MAYERS Untersuchungen über den frühmittelalterlichen „Personenverbandsstaat“ aufgebrochen. Wie weit dies durch das politische Klima des Nationalsozialismus begünstigt worden ist, sei hier dahingestellt. Die neuere Geschichte, abgetrennt von den Entwicklungen in der westlichen Forschung, vermochte keine gleichgewichtige Forschungsleistungen zu erbringen.

Nach 1945 kam es dann zu einem Zusammenbruch der Selbstgewißheit der deutschen Historikerschaft. Man stellte sich die Frage, ob der Historismus als methodischer Kanon nicht untrennbar verbunden sei mit der sogenannten deutschen Sonderentwicklung: rechts vom westlichen Parlamentarismus und links vom Kommunismus. Zwar bekannte man sich auf dem ersten Historikertag nach 1945 nachdrücklich zu rückhaltloser Überprüfung der eigenen wissenschaftlichen Traditionen. Aber dennoch kam es zunächst nicht zu tiefgreifenden Änderungen des methodischen Bewußtseins. Zwar setzte man sich allgemein für die Überwindung des bisherigen einseitig national geprägten Geschichtsbildes zugunsten einer europäischen oder gar universalgeschichtlichen Orientierung ein. Andererseits aber bemühte man sich um die Verteidigung des überkommenen Geschichtsbildes gegenüber einer Öffentlichkeit, die geneigt war, die deutsche Geschichte in Bausch und Bogen zu verdammen und eine direkte Linie von LUTHER über BISMARCK zu HITLER zu ziehen. Insbesondere GERHARD RITTER hat seit dem Ende der 40er Jahre sein großes Ansehen als Historiker und seine unerschöpfliche Arbeitskraft darangesetzt, soviel von deutscher historischer Tradition wie nur möglich aus dem Debakel von 1945 herauszuretten. Trotz ehrlichen Bemühens um eine neue thematische Orientierung der Geschichtswissenschaft hielt die deutsche Historikerschaft im ersten Jahrzehnt nach 1945 noch nahezu unverändert an den bisherigen historistischen Forschungsmethoden fest; jedoch bemühte sie sich nunmehr um eine flankierende Abstützung der methodischen Positionen des Historismus, in dem sie zusätzlich auf bewährte nichthistorische Verfahren zurückgriff. Dafür bot sich einerseits die typologische Historiographie JACOB BURCKHARDTs an, zum anderen die komparatistische Methode OTTO HINTZES. JACOB BURCKHARDT hatte ja nicht zu den Geschichtsoptimisten gehört, im Gegensatz zur nationalliberalen Schule, die immer ein fortschrittsgläubiges Konzept des geschichtlichen Prozesses vertreten hatte. BURCKHARDT, TOCQUEVILLE und HINTZE sind die Hauptfiguren, die in den Jahren nach 1945 in das etwas wankende Methodenarsenal der deutschen Historiographie einbezogen wurden, um dieser mehr Stabilität zu verleihen. Das dritte große Vorbild war ALEXIS DE TOCQUEVILLE. Auch dies geschah nicht zufällig, denn TOCQUEVILLE paßte mit seiner Theorie von den totalitären Konsequenzen der modernen Massenstaaten in die damalige geistige Situation gut hinein.

Die Rezeption BURCKHARDTs, HINTZEs und TOCQUEVILLES war verbunden mit einem partiellen Rückzug aus aktueller parteinehmender politischer Historie. Dies lag für eine Generation, die bereits zweimal politisch falsch gelegen hatte, natürlich nahe; man war nun geneigt, eine von aktueller politischer Parteinahme distanzierte Historie zu schreiben. Führend in dieser Beziehung waren insbesondere THEODOR SCHIEDER und WERNER CONZE, sowie im Bereich der mittelalterlichen Geschichte OTTO BRUNNER. OTTO BRUNNER entwickelte das Programm einer europäischen Sozialgeschichte, die universal- und nicht nationalgeschichtlich verfahren wollte. BRUNNER und CONZE bemühten sich darum, die vor aller Herrschaft bestehenden Sozialstrukturen zum bevorzugten Forschungsgegenstand zu erheben, mit anderen Worten, jene historischen Bereiche, die durch das politische Handeln von Parteien und ideologischen Bewegungen nicht unmittelbar tangiert werden. BRUNNER prägte dafür die treffende Formel von der *societas civilis sine imperio*. Insbesondere WERNER CONZE griff diesen Ansatz seinerseits auf und suchte ihn mit Hilfe begriffsgeschichtlicher Analysen einzulösen. Dabei hat nicht zufällig ALEXIS DE TOCQUEVILLES Deutung der Entwicklung vom 18. und 19. Jahrhundert als des Jahrhunderts der Ausbildung der egalitären Demokratie das geistige Rückgrat abgegeben. Ein bedeutsames Resultat dieser Bemühungen liegt jetzt in dem CONZE/KOSELLECKschen Begriffslexikon vor; es ist auf der Theorie von der sogenannten „Sattelzeit“ aufgebaut, mit anderen Worten der These, daß zwischen 1760 und 1830 die entscheidenden Weichenstellungen für die Entwicklung der modernen Gesellschaften vorgenommen worden sind und sich am Wandel des Inhalts der damals dominanten politischen Begriffe ablesen lassen. Die philosophische Begründung dieses im Prinzip neohistoristischen Ansatzes dürfte umstritten sein, doch sind die Einzelergebnisse außerordentlich eindrucksvoll.

Auf der anderen Seite hat insbesondere THEODOR SCHIEDER sich darum bemüht, eine politische Historiographie neuer Form zu entwickeln, die auf einer Synthese von ideengeschichtlicher Betrachtungsweise und institutionengeschichtlicher Analyse beruhte; ihr ging es vor allem darum, die gesellschaftliche Bedingtheit politischer Ideologien und politischer Bewegungen in den Griff zu bekommen. Pate stand dabei nicht zuletzt JACOB BURCKHARDTs Lehre von den historischen Krisen als „beschleunigten Prozessen“, in denen in erster Linie die großen gesellschaftlichen Bedingtheiten, und nicht so sehr das an Werten orientierte bewußte Handeln einzelner Individuen über den Gang der Dinge entscheiden. THEODOR SCHIEDER vor allem ist es ja zu danken, daß auf solche Weise das Blickfeld der deutschen Historiographie weit über die Sphäre des bloßen Staatshandelns hinaus ausgeweitet und für die Begegnung mit den Sozialwissenschaften geöffnet worden ist.

Neben diesen beiden Hauptrichtungen trat dann, durch Männer der älteren Generation wie HANS HERZFELD und WERNER FRAENKEL in Gang gesetzt, eine neue Form politischer Historie, die sich konsequent politikwissenschaftlicher Methoden und Theorien bediente und sich zugleich inhaltlich an dem westeuropäischen naturrechtlichen Demokratiebegriff orientierte, wie er damals im Zuge der *Reeducation* in Deutschland neu Fuß faßte. Dafür sind insbesondere die Arbeiten von KARL DIETRICH BRACHER über die Weimarer Republik und über die Anfänge des Nationalsozialismus repräsentativ. Parallel dazu kam es dann, aus der gleichen geistigen Konstellation heraus, zu zahlreichen ideologiekritischen Untersuchungen, die darum bemüht waren, die antidemokratischen Elemente des traditionellen deutschen politischen Bewußtseins historisch aufzudecken und dadurch gleichsam politisch unschädlich zu machen. Hier wäre in erster Linie KURT SONTHEIMERS bekanntes Buch über „Das antidemokratische Denken in der Weimarer Zeit“ zu nennen. Methodisch blieben diese älteren Untersuchungen weitgehend dem Methodenkanon des späten Historismus treu, auch wenn sie, wie beispielsweise BRACHER und SAUER, darum bemüht waren, politikwissenschaftliche oder soziologische Begriffe als Leitbegriffe der Darstellung zu benutzen.

Ein entscheidender Umbruch setzte dann Ende der 50er Jahre ein, mit sehr weitreichenden Folgen für unser gegenwärtiges Geschichtsverständnis, und mit erheblichen Konsequenzen für die Interpretation der jüngeren deutschen Geschichte. FRITZ FISCHER gehört zu denjenigen, die diesen Umbruch in Gang gesetzt haben, mit seinen Forschungen über den Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die Verwurzelung des deutschen Weltmachtwillens in der Mentalität der deutschen Führungsschichten und der deutschen Öffentlichkeit. FISCHERs Thesen lösten eine leidenschaftliche Auseinandersetzung aus, die allerdings zunächst nahezu ausschließlich innerhalb der älteren Generation geführt wurde und sich noch ganz innerhalb eines traditionalistischen methodischen Rahmens bewegte. Dennoch gab diese Debatte den Anstoß zu einer tiefgreifenden Neuorientierung der deutschen Geschichtswissenschaft. Dies wird ersichtlich schon, wenn man FISCHERs erstes Werk „Griff nach der Weltmacht“ (1961) mit seinem später erschienenen Buch „Krieg der Illusionen“ (1968) vergleicht. In letzterem wird in erheblichem Maße der Versuch gemacht, über die Analyse der Handlungsträger, die wesentlich an den diplomatiegeschichtlichen Daten orientiert ist, hinaus in den Bereich der Gesellschaft vorzustoßen und die mächtropolitischen Prozesse an bestimmten Gruppeninteressen festzumachen; der Versuch, einen Begriff von Öffentlichkeit zu entwickeln, der mehr ist als nur eine zufällige Addition von Zeitungsartikeln, war vergleichsweise weniger erfolgreich. Auch den ökonomischen Faktoren hat FISCHER späterhin weit mehr Beachtung geschenkt als in seinem Erstlingswerk. Die jüngere Generation der Historiker, insbesondere die FISCHER-Schüler, hat sich dann, in allerdings sehr unterschiedlicher Weise, darum bemüht, eine neue Form von Politikgeschichte zu entwickeln, die auf den grundlegenden sozialgeschichtlichen Daten aufbaut. So versuchte man die spezifischen Interessen bestimmter sozialer Gruppen innerhalb des politischen und sozialen Systems des Wilhelminismus zu bestimmen, und zum zweiten, zumindest streckenweise, Korrelationen zwischen den wirtschaftlichen Prozessen und den politischen Ereignissen aufzuzeigen. Dabei waren zusätzlich starke radikaldemokratische Impulse wirksam. IMMANUEL GEISS beispielsweise bildet ein charakteristisches Beispiel eines rein gesinnungsethisch argumentierenden Forschers, der sich eigentlich nur aus radikaldemokratischen Neigungen heraus diesen neuen Tendenzen anschloß, keineswegs aber aus methodischen Überlegungen. Parallel zu jener Reinterpretation der deutschen Politik 1914 vollzog sich eine Reihe von höchst bedeutsamen neuen Entwicklungen in der deutschen Geschichtswissenschaft, auf die hier nur andeutend hingewiesen sei. Zu nennen wäre etwa die Neubewertung der Novemberrevolution 1918/19; die ältere Auffassung, wonach die Sozialdemokratie richtig daran getan habe, die Rätebewegung abzublocken, wurde eigentlich mehr oder minder auf den Kopf gestellt und der Charakter der Revolution als einer frühzeitig abgebrochenen betont. Noch wichtiger waren die Entwicklungen in der Nationalsozialismusforschung; diese schob das 1945 von der amerikanischen Politologie übernommene Totalitarismusmodell beiseite und entwickelte eine Strukturanalyse des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, die den permanenten Konkurrenzkampf wechselnder Führungseliten als entscheidendes Moment des nationalsozialistischen Herrschaftssystems aufdeckte. Heute ist man am genauen Gegenpunkt der alten Totalitarismusthese angekommen; die antagonistischen Strukturen innerhalb des nationalsozialistischen Systems sind nach Ansicht der neueren Forschung eine der entscheidenden Quellen der selbstzerstörerischen Dynamik der nationalsozialistischen Außen- und Kriegspolitik gewesen.

Gleichzeitig kam es zur Ausbildung von neuen perspektivischen Forschungsstrategien, die einerseits auf die gegenwärtige politische Position bezogen sind, andererseits ihre Gegenstände nicht mehr nur mit narrativen Methoden angehen. Ihnen ist gemeinsam, daß sie wichtige Positionen des älteren Historismus, zumindest der Intention nach, hinter sich gelassen haben. Es lassen sich hier im wesentlichen vier verschiedene Positionen unterscheiden: zunächst wäre die oben schon angesprochene gesinnungsethisch-demokratische Richtung zu nennen, die einen

explizit naturrechtlich-demokratischen Standort bezieht und von dort her Geschichte schreiben will, moralisierend im Sinne der SCHLOSSERSchen Geschichtsauffassung, gemäß derer die Weltgeschichte das Weltgericht darstellt. Die zweite Richtung läßt sich als, wenn auch mehr im landläufigen Sinne des Wortes, soziologisch-marxistische bezeichnen, sie begegnet uns beispielsweise in den Arbeiten von HALLGARTEN zu Problemen des deutschen Imperialismus und der gesellschaftlichen Wurzeln des Nationalsozialismus. Praktisch ist es bislang jedoch nirgends gelungen, marxistische Positionen in der westdeutschen Historiographie durchzusetzen, jedenfalls nicht in respektablen Beispielen. Auch der DDR ist es nicht recht gelungen, eine mehr als nur im deklaratorischen Sinne marxistische Geschichtsschreibung zustande zu bringen! Eine dritte, dem Anspruch nach prinzipiell neue Methode, ist von der Schule der „Kehrites“ entwickelt worden, einer Gruppe von Historikern, die sich ausdrücklich auf EKKEHART KEHR beruft; zu ihr zählen u.a. HANS-ULRICH WEHLER, VOLKER BERGHAHN und DIRK STEGMANN. Hier wird vor allem die Rolle der führenden Eliten innerhalb der Gesellschaft analysiert; dabei geht es insbesondere um die Aufdeckung von Strategien herrschender Eliten zum Zweck der Erhaltung ihrer eigenen gesellschaftlichen Machtstellung. Dieses Interpretationsmodell ist am reinsten entwickelt in BERGHAHNs Darstellung der Flottenpolitik des Großadmirals von TIRPITZ. Eine vierte Richtung bemüht sich hingegen primär um die funktional-strukturelle Analyse historischer Ereignisse und Prozesse. Es geht ihr dabei darum, die gesellschaftliche Bedingtheit und die gesellschaftlichen Bedingungen von politischen Entscheidungsprozessen auszumachen, und zwar sowohl im Kontext der ökonomischen Entwicklung als auch – ein Gesichtspunkt, der zunächst weit stärker im Vordergrund stand – der jeweiligen verfassungsmäßigen und der institutionellen Verhältnisse. Hier wären beispielsweise die Arbeit etwa GERHARD A. RITTERs zu nennen, und ebenso die neuere Nationalsozialismusforschung, repräsentiert etwa von HANS MOMMSEN, PETER DIEHL-THIELE oder PETER HÜTTENBERGER. Daneben steht, inzwischen zu beachtlicher Perfektion entwickelt, allerdings relativ isoliert, die hegelianisch-philosophische Historiographie REINHARD KOSELLECKs. Als letzte Richtung wird man dann die neuere systematische Politikgeschichte nennen müssen, wie sie insbesondere in den Arbeiten von HILLGRUBER und HILDEBRANDT vorliegt. HILLGRUBER ist gerade eben eines scharfen Angriffs WEHLERS für würdig befunden worden, in dem die von HILLGRUBER behauptete relative Eigenständigkeit eines diplomatiegeschichtlichen Zugriffs in Frage gestellt und statt dessen ein Programm der Behandlung von Außenpolitik mit Begriffen sozialgeschichtlicher Provenienz aufgestellt wurde.

Allen diesen Richtungen ist, wenn auch in unterschiedlichem Grade, auf methodischer Ebene eine Abwendung vom Historismus im herkömmlichen Sinne gemeinsam. FRIEDRICH MEINECKE konnte noch Ende der 40er Jahre in den Klageruf verfallen, daß „unser Historismus, der trotz aller seiner Schwächen und Krankheiten unser Lebensglück bedeutet“, in eine schwere Krise gerissen worden sei. Für die heute aktive Generation der deutschen Historiker wäre eine derartige Ausdrucksweise, wonach Historismus das eigene Lebensglück bedeute, ganz undenkbar; vielmehr hat sich eine ganz entgegengesetzte Tendenz durchgesetzt. Historismus wird gemeinhin identifiziert mit dem Inbegriff des Versagens der deutschen Historiographie gegenüber dem Nationalsozialismus, sowohl in politischer wie auch in methodischer Hinsicht. Dem Historismus wird zugleich ein Gegensatz gegen die antiwestliche Tradition unterstellt. Er wird verantwortlich gemacht für elitistische Interpretationen politischer und historischer Prozesse. Er wird einer Verklärung des Staatsbegriffs beschuldigt. Ihm wird schließlich methodisch verbrämte Apologetik des jeweils Bestehenden nachgesagt, ein Vorwurf, der insbesondere von WEHLER vorgetragen wird, zumal seine Methoden, von der ihm zugrunde liegenden Weltanschauung ganz zu schweigen, einer modernen Sozialgeschichte nicht zureichend angemessen sind. Im Negativen besteht in dieser Hinsicht heute weitgehend

Einigkeit, wenngleich jüngst u.a. THOMAS NIPPERDEY eine Ehrenrettung des Historismus versucht und eine neohistoristische Alternativposition gegenüber der „kritischen“ Sozialgeschichte bezogen hat. Dagegen steht es mit der Formulierung und der praktischen Einlösung von positiven Alternativen keineswegs zum besten. Bislang haben die neueren Richtungen der deutschen Historie weitgehend davon gelebt, daß man die eigenen geistigen Väter „totschlug“ und stattdessen neue Väter „adoptierte“; H.-U. WEHLER hat sich anstelle THEODOR SCHIEDERs HANS ROSENBERG in Berkeley zum geistigen Mentor erwählt. IMMANUEL GEISS andererseits entwickelte seine eigene Position in beständiger Polemik gegen GERHARD RITTER und suchte sich andererseits als Schüler von FRANZ SCHNABEL zu sehen. Was aber, wenn die Gegenpole, an denen man sich negativ orientiert, nicht mehr am Leben oder einflußlos geworden sind?

In den letzten Jahren ist ein erstaunlicher Prozeß eingetreten. Die Historiker, die in den 50er Jahren die Entwicklung maßgeblich bestimmt haben, sind nahezu sämtlich zurückgetreten. Sie befinden sich zwar noch in Amt und Würden, aber ihr Einfluß auf die Entwicklung des Fachs ist außerordentlich zurückgegangen. In einer solchen Lage reicht es nicht mehr zu, die eigene Position nur negativ zur oder in Abgrenzung gegen die Tradition zu definieren. Darin, so scheint es, besteht heute das eigentliche Problem für die neueren Richtungen der deutschen Historiographie, wenn man von jenen Traditionalisten absieht, die glauben, daß sich überhaupt nichts geändert habe. Damit einher geht ein weiteres Problem, das bislang noch kaum gesehen worden ist. Bisher sahen die Historiker der jüngeren Generation ihre Hauptaufgabe darin, die überkommenen historischen Traditionen auf ihre methodische und politische Tragfähigkeit zu durchforsten. Dies ist in sehr radikaler Weise geschehen, wenn auch vielleicht nicht in allen Epochen, beispielsweise in der mittelalterlichen Geschichte. Darüber ist das Problem der Tradierung historischen Wissens weitgehend aus dem Auge verloren worden. Sehr viele der neueren Veröffentlichungen – z.B. H.-U. WEHLERs „Das Deutsche Kaiserreich“ – sind nur verständlich, wenn man mit den älteren Interpretationen, gegen die sie gerichtet sind, vertraut ist. Wenn die Studenten aber GERHARD RITTER, FRIEDRICH MEINECKE und HANS ROTHFELS oder RUDOLF STADELMANN gar nicht mehr gelesen haben, tritt ein Defizit an Traditionsvermittlung ein, das schwerwiegende Folgen haben könnte, sofern es nicht gelingt, dieses noch rechtzeitig aufzufüllen.

Im Augenblick lassen sich vor allem drei neue Positionen ausmachen, die die weitere Entwicklung maßgeblich bestimmen könnten. Zunächst politische Geschichte, verstanden als eine Disziplin, die weit über bloßes Staatshandeln hinausgreift und bewußt den ganzen Raum der Gesellschaft als einen politischen begreift. Gegenüber früheren politisch-historischen Darstellungsformen in der politischen Historie stellt dies einen ungeheuren Fortschritt dar. Ein solches Programm ist jedoch weit schwerer praktisch einzulösen, als theoretisch zu postulieren. Die zweite Position, die u.U. mit der ersten verbunden sein kann, ist das Schreiben von Geschichte als einer emanzipatorischen Disziplin; ihr geht es darum, traditionelle Lehrmeinungen und herrschende Vorurteile auf ihre historischen Wurzeln zurückzuführen und dergestalt aufzulösen und damit zugleich den Boden für fortschrittliche Entwicklungen in Staat und Gesellschaft zu bereiten. Insofern will die Geschichtswissenschaft gleichsam dem Fortschritt dienen. DIETER GROH hat diese Grundhaltung wohl am eingängigsten formuliert; sein Programm einer „emanzipatorischen Geschichtswissenschaft in emanzipatorischer Absicht“ scheint jedoch auf eine Halbwahrheit hinauszulaufen, da hier Tradition eigentlich nur noch als negative Kategorie eine Rolle spielt und Geschichte sich im Grunde selbst auflöst. Die dritte, gegenwärtig wohl einflußreichste Position ist die Konzeption von Geschichte als einer historischen Sozialwissenschaft. Diese Richtung stellt insofern einen bedeutenden Fortschritt dar, als sie bewußt eine den Perspektiven der fortgeschrittenen Industriegesellschaft angepaßte Geschichtsschreibung propagiert. Doch sind die Probleme, die sich einer Sozialgeschichte dieses

Zuschnitts stellen, einstweilen noch weitgehend ungelöst, jedoch zumindest ins Auge gefaßt. Wenn gefordert wird, daß Geschichte als Sozialwissenschaft betrieben werden solle, so ist damit über die spezifische Erkenntnisfunktion der Geschichtswissenschaft noch nicht sehr viel gesagt. Hier aber bestehen noch beträchtliche Unsicherheiten; die führenden Vertreter dieser neuen Richtung suchen einen primär politisch-pädagogischen Ansatz mit positivistischen Forschungsmethoden zu kombinieren; eine Lösung der hier im Hintergrund stehenden theoretischen Widersprüche steht jedoch noch aus. Rein thematisch bieten sich weite Bereiche für die Anwendung sozialwissenschaftlicher Methoden an, die die deutsche Geschichtswissenschaft traditionell vernachlässigt hat, wie die Demographie, die *histoire sérielle*, für die wir noch nicht einmal eine adäquate Bezeichnung besitzen. Nur in Ansätzen gibt es in der Bundesrepublik, ganz im Gegensatz zur französischen Situation, Geschichtsschreibung von nichtstaatlichen Institutionen des primären gesellschaftlichen Bereichs, wie beispielsweise der Familie oder des Krankenhauswesens. DIRK BLASIUS hat sich jüngst bemüht, die Probleme der Kriminalität als einen Aspekt der Pathologie der bürgerlichen Gesellschaft der Forschung zu erschließen. Es sind dies Ansätze, die fortgesetzt zu werden verdienen, denn quantitativ ist in dieser Richtung bisher nicht viel vorgelegt worden. Genannt werden müssen ferner die in Berlin betriebenen Untersuchungen über die säkularen Veränderungen der sozialen Schichtung und über die soziale Mobilität der deutschen Gesellschaft seit 1870.

Die bisherigen Ergebnisse dieser Forschungen haben allerdings zeitweise Frustrationen gebracht. Es scheint so, als ob die Veränderungen der bisher ins Auge gefaßten Parameter über längere Zeiträume, wie sie Historiker interessieren, weit weniger signifikant sind, als man bisher angenommen hatte. KAELBLE ist beispielsweise in einer Untersuchung der Akademikerschaft in der deutschen Gesellschaft seit 1870 zu dem Ergebnis gekommen, daß sich zwischen 1870 und 1960 an den Formen und Strukturen der sozialen Rekrutierung der deutschen Akademikerschaft so gut wie nichts geändert hat; diese ist also vom jeweiligen politischen System ziemlich unabhängig gewesen. Die erhoffte Möglichkeit, von hier aus Schlüsse auf die politischen Strukturen des Kaiserreiches zu ziehen, blieb aus. Die Schwierigkeiten, vor die sich die Sozialgeschichte als Gesellschaftsgeschichte gestellt sieht, sind demnach nicht gering. Auch die Protagonisten der neuen Sozialgeschichte definieren sich als politische Historiker, die mit ihren Forschungen politisch-pädagogisch wirken wollen. Die Frage, wie sich dies mit der Forderung nach durchgängiger Anwendung sozialwissenschaftlicher Methoden verträgt, ist im Augenblick überhaupt noch nicht gelöst. Auch ist einstweilen noch unklar, ob sozialwissenschaftliche Theorien in instrumentaler Weise eingesetzt werden sollen, also nur zur Erklärung von Sachverhalten, die innerhalb eines primär mit hermeneutischen Methoden zu rekonstruierenden Kommunikationszusammenhangs einen bedeutsamen Stellenwert einnehmen, oder ob die Verifikation oder Falsifikation von Theorien bzw. die Modifikation vorgegebener theoretischer Ansätze am historischen Material als solches Ziel sozialwissenschaftlicher Historie sein soll. Die Grundfrage, welche Aufgaben Geschichte in der gegenwärtigen Welt zu erfüllen hat, ist mit einem Rückgriff auf die Sozialwissenschaften, gleichviel, ob dieser in einer primär instrumentalen, oder in einer positivistischen Weise vollzogen wird, noch keineswegs beantwortet. Vielmehr besteht bei allzu unreflektierter Übernahme sozialwissenschaftlicher Theorien und Methoden durchaus die Gefahr, in einen neuen, uneingestanden Positivismus abzugleiten, der der „kritischen Historie“ über Nacht wieder ihre Attraktivität rauben könnte. WEHLER beispielsweise will seine Modernisierungstheorien zuvor von allen ideologischen Implikationen gereinigt sehen und — jedenfalls der Intention nach — als rein theoretische, wertfreie Modelle verwenden. Gleichwohl weist er ihnen die Aufgabe zu, der künftigen historischen Forschung gewissermaßen neue Wege zu weisen. Wir werden uns daher mit der Frage auseinandersetzen haben, was man mit sozialwissenschaftlichen Methoden erreichen und was man nicht erreichen kann, ganz abgesehen davon, daß die Nachbarwissenschaften sich

einer Historisierung nicht so ohne weiteres aufgeschlossen zeigen, wie zuweilen angenommen wird. Dabei mag gerade ein Blick auf die neuere französische Forschung, die sich neben der Soziologie durchaus eigenständige Wege gebahnt hat, weiterhelfen. Zum zweiten müssen wir bei allen notwendigen Neuerungen im methodischen Bereich darauf achten, daß Wissen über Vergangenheit, in gleichviel welcher Form es tradiert wird, nicht verloren geht; mit anderen Worten, daß die Traditionsvermittlung als solche nicht abreißen darf. Es ist schwierig, die eigenen geistigen „Väter“ zu töten, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen – sofern die Verwendung dieser Metapher gestattet sei. Hergebrachte politische Lehrmeinungen und methodische Positionen zu kritisieren, ist leichter, als einen grundlegenden Neubau zu errichten, wenn diese schließlich zusammengebrochen sind. Dies scheint mir für die gegenwärtige Situation der deutschen Geschichtswissenschaft charakteristisch zu sein. Die Entwicklung neuer Methoden und die durchgängige Zusammenarbeit der politischen Historiographie mit neueren Disziplinen, wie der Wirtschaftsgeschichte, der Demographie, der *histoire sérielle*, der Strukturgeschichte und nicht zuletzt der Anthropologie, wird dabei von großem Nutzen sein. Doch läßt sich die rein theoretische Frage einer Neubegründung der Geschichtswissenschaft auf nichthistoristischer Grundlage allein durch den Rückgriff auf Nachbarwissenschaften, die zeitweise besser etabliert zu sein schienen, keineswegs lösen, sondern nur vor sich herschieben. Gerade in theoretischer Hinsicht bleibt daher für die nachhistorische Geschichtswissenschaft der Gegenwart noch viel zu tun.

Diskussion

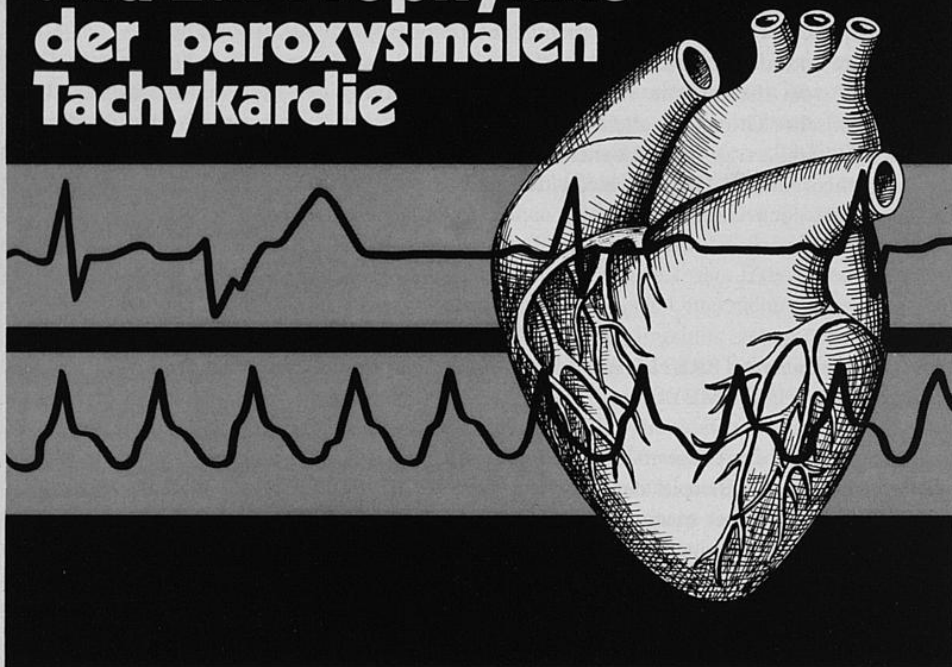
Diskussionsteilnehmer: BRIOLLET, GELDSETZER, MOMMSEN, MÜLLER, SCHRADER, WÜSTEMEYER

Zur Beantwortung der Frage nach dem Inhalt des im Vortrag verwendeten Begriffs „*histoire sérielle*“ wird auf das Beispiel der Arbeiten FRANÇOIS FURET's verwiesen, in denen quantitative Datenreihen über einen längeren Zeitraum hergestellt werden, korreliert werden und der Versuch gemacht wird, Geschichte quantitativ zu rekonstruieren. Dem französischen Einwand, es gebe in Frankreich kein den deutschen Verhältnissen entsprechendes System von wissenschaftlichen „Schulen“ und man sei nicht wie hier auf „Synthesen“ aus, sondern bevorzuge Detailanalysen, wird mit der Gegenthese widersprochen, daß die verschiedenen Richtungen innerhalb der französischen Wissenschaft sich methodisch viel stärker unterschieden als etwa in Deutschland, so wenn man z.B. DUROSELLE, RENOUVIN und FURET vergleiche. Typisch für die französische Situation sei das Vorhandensein einer sehr modernen Wirtschaftsgeschichte gleichzeitig mit einer relativ altmodischen Politikgeschichte. Als Beispiele für das Vorhandensein von „Schulen“ mit dem Ziel der Wiedergewinnung von Synthesen auch in Frankreich werden HENRI BERR und die „*Revue de Synthèse*“ und LUCIEN FEBVRE und die „*Annales*“ genannt. Auf schulbildende Gegensätze in der französischen Revolutionsgeschichtsforschung wird ebenfalls hingewiesen. Zur Erklärung für wissenschaftliche Schulbildungen wird auf die Bedeutung von unterschiedlichem Indecentransfer aus den Nachbarwissenschaften in die Geschichte aufmerksam gemacht. Abschließend wird die Meinung vertreten, daß die vorhandenen Richtungsnuancen innerhalb der Geschichtswissenschaft ernst zu nehmen seien und weiterwirken würden.

Protokoll: WÜSTEMEYER

Neo-Gilurytmal[®]

zur zuverlässigen Behandlung
der Extrasystolie
und zur Prophylaxe
der paroxysmalen
Tachykardie



Zusammensetzung:

1 Tablette Neo-Gilurytmal enthält: 20 mg N-propyl-ajmalinium-hydrogentartrat (Kurzform: Prajmaliumbitartrat) geschmackschutzte lackierte Tabletten mit Bruchrinne.

Wirkungsweise:

Neo-Gilurytmal setzt die Reizleitungsgeschwindigkeit herab, verlängert die funktionelle Refraktärzeit und erhöht die Erregbarkeitsschwelle ohne Blockade der Beta-Rezeptoren und ohne Blutdrucksenkung.

Indikationen:

Extrasystolen (ausgenommen bei Bradykardie), Tachykardie Arrhythmien, Prophylaxe des WPW-Syndroms.

Kontraindikationen:

Reizleitungs- und Überleitungsstörungen, Bradykardie, Adams-Stokes-Anfälle.

Zur Beachtung:

Bei Herzinsuffizienz sollte gleichzeitig digitalisiert werden.

Anwendung und Dosierung:

Initialtherapie: 3-4 x tgl. 1 Tablette
Erhaltungstherapie: 2-4 x tgl. 1/2 Tablette
Prophylakt. Anwendung: je 1 Tbl. morgens und am späten Nachmittag.
Die Tabletten sind unzerkaut während oder nach dem Essen einzunehmen.

Handelsformen:

OP mit 20 Tabletten DM 17,45
OP mit 60 Tabletten DM 44,85



GIULINI PHARMA GMBH · HANNOVER

Der deutsche Grammatikunterricht in Frankreich

JACK FEUILLET

Das Unterrichten einer lebenden Fremdsprache basiert auf der Aneignung grammatischer und lexikalischer Reflexe, die demjenigen, der ein von seiner Muttersprache verschiedenes Idiom erlernt, erlauben sollen, sich flüssig und korrekt auszudrücken. Dieses Prinzip, das in seiner Einfachheit längst banal geworden ist, stellte immer schon das Grundelement dar, das die Haltung der Verfasser von Handbüchern und Grammatiken bestimmte und beeinflusste. Dennoch hat die Anwendung dieses Prinzips im Laufe der Zeit beträchtliche Veränderungen erfahren, je nach dem Blickwinkel, aus dem man die Aneignung der linguistischen Reflexe betrachtete. Daher gibt es keinen gemeinsamen Maßstab mehr zwischen der Art und Weise, wie man vor 50 Jahren in Frankreich Deutsch unterrichtete, und der heutigen Methode. Die Entwicklung hat sich nur langsam und ungleichmäßig vollzogen, und man trifft auch noch heutzutage nicht selten Pädagogen, die absolut nichts von den modernen Methoden hören wollen. Der Grammatikunterricht im eigentlichen Sinne ist eng mit den Vorstellungen verbunden, die Forschende und Lehrende von angewandter Sprachwissenschaft und Sprachpädagogik entwickeln. Wer die Geschichte des Grammatikunterrichts verfolgt, muß zwei voneinander untrennbare Aspekte berücksichtigen und in seine Beschreibung einbeziehen: den der Forschung und den der Didaktik. Die folgende Darstellung konzentriert sich auf drei Punkte, die drei verschiedene Konzeptionen spiegeln. In einem ersten Schritt wird die traditionelle Grammatik mit ihren logischen und philosophischen Voraussetzungen, ihrer praktischen Anwendung und ihren Bemühungen um Verbesserung dargestellt. In einem zweiten Schritt wird die durch das Aufkommen der strukturalen Grammatik ausgelöste Revolution gezeigt. In einem dritten Schritt wird versucht, die neuen Perspektiven zu beschreiben, die sich der Grammatik anbieten und eröffnen, indem gezeigt wird, daß man das bisher Erreichte verbessern und vertiefen, die Grammatik in Richtung auf eine spontane Assimilation integrieren und die Lehrer für diese neuen Aufgaben ausbilden muß. Schließlich geht es darum, neue Grundlagen zu schaffen, die eine Annäherung zwischen dem muttersprachlichen und dem fremdsprachlichen Deutschunterricht ermöglichen sollen.

I Die traditionelle Grammatikkonzeption

Das Deutsche hat erst spät den Status einer Weltsprache erhalten, und damit die Würde, erlernt und gelehrt zu werden. Die Universalität und die Vorherrschaft, die dem Französischen im 17. und 18. Jahrhundert zugestanden wurden, übten zusammen mit der häufigen Verachtung der Deutschen für ihre eigene Sprache (man denke nur an FRIEDRICH DEN GROSSEN) einen negativen Einfluß auf die Verbreitung des Deutschen und den Deutschunterricht aus. Erst von dem Augenblick an, in dem Deutschland sich als Großmacht durchsetzte – nachdem es mit GOETHE und den Romantikern die europäische Literatur beherrscht hatte –, entwickelte sich in Frankreich das Interesse an der deutschen Sprache trotz nationalistischer Spannungen und historischer Wechselfälle. Dieses Fehlen von Tradition erklärt den Mangel an Originalität in den dem Deutschen gewidmeten Grammatiken, übrigens genau wie bei anderen Sprachen. Da sie aus den klassischen Quellen der griechisch-lateinischen und der französischen Tradition gespeist werden, erscheinen sie unter dem Aspekt linguistischer Kategorien als eine Kopie der „edlen“ Sprachen. Man findet die traditionelle Einteilung wieder: die Phonetik, die ihren Platz im Zentrum von Schrift und Orthographie zu finden beginnt, seit man bemerkt hat, daß die Buchstaben Laute vertreten, dann Morphologie, Syntax und Wortschatz. Der Akzent wurde dabei vor allem auf die Morphologie mit ihrer Unterteilung in die verschiedenen Redeteile (Artikel, Adjektiv, Substantiv, Verb, Adverb, Pronomen usw.) gelegt, viel weniger auf die Syntax, die sich damit begnügte, die Kunst zu sein, Worte anzuordnen, um daraus Sätze zu bilden. Der Wortschatz wurde ebenso stiefmütterlich behandelt; man beschränkte sich auf einige Regeln über die Wortbildung. Die Art der Darstellung berücksichtigte natürlich die dem französischen Sprecher eigenen Schwierigkeiten: man stellte Deklinationstabellen auf, in denen die Fälle nach dem Muster der lateinischen Deklinationen angeordnet waren – wenn man nicht einfach *des Vaters* mit *du père* und *dem Vater* mit *au père* übersetzte –, man benutzte Bezeichnungen, die aus der französischen Grammatik entlehnt waren, um von *inversion* zu sprechen, oder man bildete neue, um die Endstellung des Verbs zu beschreiben, indem man von *rejet* sprach. Kurz und gut, man versuchte, die Kategorien des Deutschen in die Form klassischer Kategorien zu pressen.

Zu diesen linguistischen Voraussetzungen gesellten sich logische und philosophische hinzu. Da selbstverständlich immer als ausgemacht galt, es könne keine Sprache geben, die prägnanter, logischer und klarer sei als das Französische, bemühte man sich, die möglichen Dunkelheiten oder das Irrationale des Deutschen zu reduzieren, indem man die Erklärungen der Unterschiede zwischen beiden Sprachen vervielfachte, wobei außer Frage stand, daß allein das Deutsche Abweichungen im Verhältnis zu einer idealen Norm kannte. Diese Versuche paßten gut in den Rahmen der alten pädagogischen Konzeptionen, die dem Lateinunterricht entstammten. Zunächst gab man dem Schriftlichen den Vorrang vor dem Mündlichen: Beispiele wurden daher auf den jeweiligen Fall zugeschnitten, dienten zur Illustration der Grammatikregeln und berücksichtigten überhaupt nicht den Kontext oder die Sprechsituation. Mit dem Ziel, „gutes“, d.h. fehlerloses Sprechen zu lehren, stellte man eindrucksvolle Listen mit Ausnahmen zu nicht weniger zahlreichen Regeln auf. Dieser Konzeption entsprach die Deutschstunde selbst, in der der Schüler, bevor an ein Gespräch überhaupt zu denken war, Vokabellisten lernen mußte, die diesen oder jenen Aspekt des täglichen Lebens betrafen: die Lektion konnte von Tieren handeln, vom Haus oder von der Familie, und man versuchte, das Thema zu erschöpfen, indem man ein Maximum von Wörtern Revue passieren ließ, die das gewählte Thema berührten. Im Grunde ging man wie beim Lateinunterricht vor, d.h. man betrachtete das Deutsche im wesentlichen als Schriftsprache und – was noch schwerwiegender war – als eine tote Sprache. Außerdem basierte der Unterricht auf dem Gedächtnis und nicht auf Spontaneität. Anfangs für eine Elite bestimmt, bemühte er sich, ein Maximum an Fakten einzuschärfen, verwechselte enzyklopädisches Wissen mit entwicklungsfähigem Wissen und

überließ es dem Lernenden selbst, in ein deutschsprachiges Land zu fahren, um sich entweder durchzuschlagen“ oder „zu vervollkommen“. Schließlich wurde Deutsch vor allem im Hinblick auf die Übersetzung gelehrt: man gab ein Wort mit seinem französischen Äquivalent an, man erklärte grammatische Regeln auf französisch, und der größte Teil des Unterrichts wurde auf französisch abgehalten. Losgelöst von jedem vitalen Kontext, wurde das Deutsche zu einer bloßen Nomenklatur reduziert, und unter diesen Umständen erschien es beinahe ungehörig, es zu sprechen.

Die Situation entwickelte sich so weit, daß man ohne Bedenken hätte voraussagen können, das Deutsche diene zu allem, nur nicht dazu, gesprochen zu werden. In einem späteren Stadium wurde man sich aber dennoch bewußt, daß das Deutsche eine *lebende* Sprache ist und daß man den Akzent auf den mündlichen Ausdruck legen müsse. Es bestand nun die Gefahr, von einem Extrem ins andere zu fallen, eine Gefahr, der die erste Ausgabe des Lehrbuchs *Schalten wir um* von ROGER HANDRICH, das die gesamte Grammatik auf deutsch erklärte, nicht zu entgehen verstand. Dieser Fehler wurde in der zweiten Auflage korrigiert, und man kam schließlich zu der Methode, die sich bis in die Gegenwart erhalten hat und durch den Runderlaß der Inspection Générale von 1950 über den Fremdsprachenunterricht zur offiziellen Norm erklärt wurde. Diese Methode, die als *aktive Methode* bezeichnet wird, teilt die Unterrichtsstunde folgendermaßen auf: Fragen – auf deutsch – zur vorausgegangenen Lektion, Erklärung von 5-10 neuen Wörtern, die für das Verständnis des Textes notwendig sind (diese beiden Teile sollen nicht mehr als eine Viertelstunde einnehmen), danach Behandlung der neuen Lektion (20-25 Minuten) mit dem Ziel, die Schüler zum freien Sprechen zu bringen. Es stellt sich heraus, daß drei Viertel der Stunde auf deutsch gehalten werden, was einen beträchtlichen Fortschritt gegenüber den hergebrachten Methoden darstellt. Dann folgt – nun auf französisch – die Erklärung der Grammatik und schließlich die Übersetzung, die unter diesem Aspekt nur noch als Kontrollmittel verstanden wird, das der Lehrer anwendet, um festzustellen, ob die Schüler den Text verstanden haben. Parallel zu dieser aktiven Pädagogik bemüht man sich, die Aneignung der Grammatik zu vereinfachen, indem man die Anwendungsübungen in den Stunden beaufsichtigter Einzelarbeit vermehrt. Aber selbst wenn man einige Regeln vereinfacht oder pädagogische Lernhilfen gibt wie die „pistolet“-Regel bei der Deklination des Adjektivs, die *-n*-Regel im Dativ Plural oder das Fehlen von *-e* im Plural der Neutra, stellt man weder die Einteilung in Satzglieder noch die grammatischen Kategorien in Frage. Die Morphologie behält ihr Übergewicht, und man stellt weiter Konjugations- und Deklinationstabellen auf (das Lehrbuch *Spaeth et Real* für die „sixième“ /Sexta/ z.B. behandelt in einer einzigen Lektion Genitiv und Dativ); außerdem gibt es weiter Listen verschiedenster Art: Pluralbildungen, schwache Maskulina, starke Verben, Präpositionen (mit den dazugehörigen Fällen), unabtrennbare Verbpartikel usw. Wenn auch die aktive Pädagogik ausgezeichnete Ergebnisse auf dem Gebiet der Sprachpraxis erzielt hat, indem sie der Sprache ihren lebendigen Charakter zurückgab, scheint die Grammatik dieser Entwicklung nicht gefolgt zu sein. Es war deshalb notwendig, zu einer radikalen Infragestellung der überkommenen Ideen vorzustoßen und eine adäquate Beschreibung der linguistischen Fakten zu liefern. Die Revolution ereignete sich also zunächst auf theoretischer Ebene, bevor sie auf didaktischem Gebiet Widerhall fand.

II Die strukturelle Grammatik

Die Ideen SAUSSUREs brauchten lange, bis sie in der Linguistik das verdiente Echo fanden. Die praktische Anwendung der Lehren des Genfer Meisters vollzog sich zweifellos unter noch größeren Schwierigkeiten. Daraus erklärt sich, daß man bis 1952 und bis zur Veröffentlichung der *Grammaire de l'allemand* von JEAN FOURQUET warten mußte, bis sich die Prinzipien des Strukturalismus bei der Beschreibung des Deutschen durchsetzten. Dieser Beitrag ist so

bedeutend, daß er auf entscheidende Weise den Grammatikunterricht erneuert hat. Die Konzeption, die der Darstellung zugrunde liegt, ist offensichtlich eine strukturalistische und steht im Gegensatz zur vorhergehenden, atomistischen Konzeption. JEAN FOURQUET kehrt, getreu dem Gedanken SAUSSURES, die Bewegung um, indem er von der übergeordneten Einheit ausgeht, um zu den untergeordneten Einheiten zu gelangen; er setzt die Existenz *syntaktischer Gruppen* voraus, die eine Basis, einzelne Glieder und übergreifende Kategorien besitzen. Für die Verbalgruppe (d.h. den Satz in der traditionellen Bedeutung des Wortes) demonstriert er, daß die Basis ein variables Element enthält, das Tempus-, Modus- und Personenmerkmale besitzt und gleichzeitig das mobile Element darstellt. So weist er nach, daß im deutschen Satz das Verb – und nicht das Subjekt – von zentraler Bedeutung ist, was zur Abschaffung der *inversion*-Regel führt. Indem postuliert wird, daß das variable und mobile Element der Verbalbasis im Satz drei verschiedene Stellungen einnehmen kann, die erste, die zweite und die letzte, stellt man nicht nur eine einfache Regel auf, sondern beschreibt die Fakten adäquat, d.h. unter Bezugnahme auf das der Sprache eigene System, und nicht auf das des Französischen. Gleichzeitig eliminiert man den Begriff *rejet du verbe* (Nachstellung des Verbs), der für französisches Gefühl ein abwegiges Phänomen darstellte, da man beweisen kann, daß die Endstellung des variablen Teils ein explizites Zeichen für Abhängigkeit ist. Im übrigen begründet JEAN FOURQUET seine Theorie von der *funktionalen Hierarchie* der Satzglieder, indem er das Verb am Satzende situiert, eine Position, die seiner Meinung nach die grundlegende Reihenfolge widerspiegelt. Dieser Gedanke, daß nämlich die Verbalbasis sich mit dem links von ihr stehenden Element verbindet, um eine Einheit zu bilden, die ihrerseits wieder mit dem voraufgehenden Glied verbunden wird und so eine neue Einheit bildet usw., bis alle Satzglieder erschöpft sind, ist bei ihm von fundamentaler Bedeutung. Er ermöglicht es ihm, die Struktur deutscher Komposita und Ableitungen zu erklären, die vom Typ a(bc) wie bei *Eisen-träg-er* oder vom Typ (ab)c wie bei *Brief-träg-er* sein kann.

Dieses strukturelle Prinzip ist erfolgreich auf das System der Modalverben angewandt worden, das mit doppelter Funktion entweder vom Typ a(bc) oder (ab)c sein kann. Vor allem ermöglichte es die Abschaffung falscher Regeln über die Stellung der Satzglieder wie diejenige, die behauptete, das Dativobjekt stehe vor dem Akkusativobjekt. Indem er zeigte, daß die Reihenfolge der Satzglieder von der Hierarchie der Beziehungen abhängt, bewies JEAN FOURQUET gleichermaßen, daß diese Reihenfolge nicht festgelegt ist und nur vom Willen des Sprechers abhängt. Im Verbalssystem hat die strukturalistische Theorie dazu geführt, eine Reihe von Begriffen abzuschaffen, die einzig und allein nach dem Muster des Französischen verwendet worden waren. JEAN FOURQUET brachte die Tatsache ans Licht, daß das System des Deutschen auf der Kreuzung von drei Oppositionen beruht: Tempus, Modus und „Satz“. Die Erarbeitung des letztgenannten Begriffs, die dem Linguisten MARTIN JOOS zu verdanken ist, ermöglichte es, Präteritum und Perfekt (oder „Präsens des Vollendeten“, was den Terminus „*passé composé*“ eliminierte, der offenkundig irreführend war) voneinander zu trennen, indem gezeigt wurde, daß ersteres eine Vergangenheit des Unvollendeten und letzteres ein Präsens des Vollendeten darstellt. Zum ersten Mal erreichte man eine rigorose Darstellung der Oppositionen und eine exakte Klassifizierung der Verbformen. Bei den Modi war das Ergebnis noch spektakulärer. Man lehrte bis dahin – in Anlehnung ans Französische –, das Deutsche besitze ein Konditional mit zwei Tempora (*er würde tun / er würde getan haben*) und einen Konjunktiv mit vier Tempora (*er tue*, Präsens; *er täte*, Präteritum; *er habe getan*, Perfekt; *er hätte getan*, Plusquamperfekt). Indem er zeigte, daß die Form *täte* ein Präsens darstellt, wie die Unvereinbarkeit von *er käme gestern* beweist, demonstrierte JEAN FOURQUET, daß es in Wirklichkeit zwei Modi (Konjunktiv I und II) mit je drei Tempora (Präsens, Vergangenheit, Futur) gibt, und er vervollständigte seine Analyse durch die Entdeckung, daß auf der Ebene des *signifié* ein dritter Modus existiert, der für die indirekte Rede spezifisch ist, nämlich der

Konjunktiv III, der sich aus den vitalen Formen des Konjunktiv I und den Ersatzformen des Konjunktiv II zusammensetzt. Schließlich muß noch erwähnt werden, daß er als erster den Begriff „Zustands-Passiv“ kritisierte, indem er behauptete, es gebe nur ein einziges Passiv, das sich aus *werden* + *Partizip Perfekt* zusammensetzt, und die Verbindung *sein* + *Partizip Perfekt* sei nur ein Satz mit dem Verb „sein“, bei dem das Partizip nichts anderes ist als ein Prädikatsnomen mit dem gleichen Status wie das Adjektiv. Diese Analyse hat sich als richtig erwiesen.

Die Infragestellung betrifft in Wahrheit auch alle anderen Gebiete der deutschen Grammatik. Wenn man die strukturelle Methode anwendet, wird es unmöglich, die Deklination des Artikels, die des Adjektivs und die des Substantivs, voneinander getrennt darzustellen. Deshalb schlug JEAN FOURQUET als erster in seiner Beschreibung die Deklination der ganzen Nominalgruppe vor. Die Einführung des Begriffs *Merkmal* erlaubte es, den Mechanismus der Adjektivdeklination zu erfassen: wenn das charakteristische Merkmal für Genus, Numerus und Kasus sich beim Determinator befindet, kann das Adjektiv nur die Morpheme *-e* oder *-en* aufweisen; wenn es sich nicht dort befindet, nimmt das Adjektiv sie an („starke Deklination“). Auf diese Weise eliminiert man noch einen falschen Terminus, nämlich den der „gemischten Deklination“ des Adjektivs. Ein anderer Fehlbegriff ist der der „Bewegung“, der den Gebrauch des Akkusativs nach gemischten Präpositionen betrifft. JEAN FOURQUET hat nicht nur gezeigt, daß der Terminus nicht zutreffend ist – denn im Satz *Er geht im Zimmer auf und ab* gibt es Bewegung, und trotzdem steht der Dativ –, und daß man ihn durch den Begriff *Richtung* ersetzen muß, sondern er hat auch die Präpositionen in einer Liste von Oppositionen zusammengefaßt, wodurch es möglich wird, das Schicksal der alphabetischen Listen von Präpositionen mit ihren zugehörigen Fällen und Bedeutungen endgültig zu besiegeln.

Der Beitrag JEAN FOURQUETS zur theoretischen Reflexion und zum deutschen Grammatikunterricht in Frankreich ist bedeutend, und es gibt keinen französischen Germanisten, der ihm nicht zu Dank verpflichtet wäre. Seine Originalität auf dem Gebiet der theoretischen Sprachwissenschaft besteht darin, die Existenz von Gruppen aufgezeigt zu haben, die nur durch ihr kategoriales „Deckteil“ linguistischen Status erhalten. Auf dem Gebiet der angewandten Sprachwissenschaft hat er sich das große Verdienst erworben, eine wissenschaftliche Beschreibung des Deutschen zu liefern, die sich aus den Fakten, dem der Sprache eigenen System, ergibt und nicht aus logischen oder philosophischen Voraussetzungen, die das Französische oder die klassischen Sprachen zum Vorbild haben. Diese Untersuchung und Infragestellung geschah ohne Bezugnahme auf die Sprachgeschichte – wie bei MAURICE BOUCHEZ in einer älteren Ausgabe seiner *Grammaire allemande*, zweifellos unter dem Einfluß von Konzeptionen der Junggrammatiker, die in Deutschland noch vorherrschend waren – und unter Vernachlässigung des weniger Wichtigen, um nur das Wesentliche festzuhalten.

III Zukunftsperspektiven der Grammatik

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt erfährt der deutsche Grammatikunterricht in Frankreich weitere bemerkenswerte Veränderungen. Viele Lehrer unterrichten weiter nach der traditionellen Grammatik, entweder, weil sie jeden Fortschritt ablehnen, oder weil sie meinen, die strukturelle Grammatik habe lediglich die gleichen linguistischen Phänomene mit neuen Etiketten versehen, oder weil sie vom Beitrag der neuen Grammatik noch nichts gehört haben, da sie keine Zeit zur Fortbildung hatten. Andere Lehrer sind über die Entwicklung der Grammatik auf dem laufenden und integrieren die neue Art, die Fakten zu betrachten, im Rahmen der direkten, aktiven Methode. Schließlich unterrichten wieder andere Lehrer, die audiovisuelle Methoden anwenden, überhaupt keine Grammatik in systematischer Form mehr. Die Verschiedenartigkeit der Situationen ist so groß, daß es notwendig erscheint, die einzelnen Bereiche zu gliedern und auf ein besseres Funktionieren hinzuwirken.

Zunächst muß die theoretische Sprachwissenschaft, in der es noch viel zu tun gibt, vertieft werden. Obwohl es den Anschein hat und entsprechende Glaubensbekenntnisse oft lautstark verkündet werden, ist der Strukturalismus weder durch die generativ-transformationelle Grammatik noch durch die Pragmalinguistik überholt worden, und zwar aus dem guten Grund, weil es keine andere Basisanalyse als die Strukturanalyse geben kann. Die generative Grammatik hat sich das Verdienst erworben, die Fähigkeit des Sprechers zu betonen, Äußerungen hervorzubringen, die er nie zuvor gehört hat, aber in manchen Punkten stellt sie einen Rückschritt im Vergleich zum Strukturalismus dar, indem sie die Begriffe der traditionellen Grammatik wiederaufnimmt, ohne sie kritisch zu untersuchen, oder indem sie den Satz mit logischen Kategorien (Subjekt + Prädikat) analysiert, was der linguistischen Realität nicht entspricht. Andererseits ersetzt auch die Pragmalinguistik nicht den Strukturalismus, sie vervollständigt ihn nur. Denn wenn es auch notwendig ist, die Sprechsituation und die Sprecher zu berücksichtigen, kann nicht geleugnet werden, daß die Botschaft mit strukturalen Kategorien zu analysieren ist. Mit anderen Worten, die Strukturanalyse bleibt die Basis der gesamten theoretischen Linguistik.

Es wäre jedoch falsch zu glauben, daß es auf diesem Gebiet nichts mehr zu tun gäbe, denn viele Punkte sind noch unklar oder nicht hinreichend untersucht. Im Gegensatz zur Meinung CHOMSKYs ist die von ihm als „taxonomisch“ bezeichnete Linguistik weit davon entfernt, alle Fakten systematisch erfaßt und vor allem in befriedigender Weise beschrieben zu haben.

Der von JEAN FOURQUET für das Deutsche aufgezeigte Weg bleibt auf manchen Gebieten ein Pfad. Es muß z.B. noch die Theorie der syntaktischen Gruppen verbessert werden, indem man jedesmal das Wesen der Gruppe mit ins Spiel bringt (was auf die Semantik verweist), außerdem ihre Funktion (die auf die Syntax verweist) und ihre Form (die auf die Morphologie verweist). Nur im Rahmen einer umfassenden Analyse, die alle Ebenen der Sprache einbezieht, kann der Strukturalismus endgültige Ergebnisse liefern. Die Gefahr, der die Linguistik sich aussetzt, besteht darin, sich in alle Richtungen zu verzetteln und dabei vieles unaufgeheilt zu lassen. Wenn man jedoch eine Linguistik der *parole* vor einer Linguistik der *langue* in Angriff nimmt, verkehrt man die „Hierarchie der Prioritäten“. Die Grammatik einer Fremdsprache kann es sich nicht leisten, die Stadien zu vermischen und muß sich an das Prinzip halten, demzufolge man „den zweiten Schritt nicht vor dem ersten tun soll“, wie groß auch die an den Tag gelegte Ungeduld sein mag.

Parallel zur Vertiefung der Untersuchungen auf theoretischer Ebene muß eine pädagogische Konzeption des Grammatikunterrichts erarbeitet werden. Die Theoretiker sind sich einig darüber, daß *Grunddeutsch* in den ersten vier Schuljahren gelernt wird, d.h. von der „sixième“ (Sexta) bis zur „troisième“ (Tertia). In diesem Zeitraum kann von Grammatik-„unterricht“ nicht die Rede sein. Es erscheint ratsam, das Aneignen grammatischer Strukturen automatisch und unbewußt geschehen zu lassen, ohne an die Reflexion zu appellieren. Die ideale Methode dabei besteht immer noch darin, den französischen Schülern die Mechanismen des Deutschen auf die gleiche Art wie einem deutschsprachigen Kind beizubringen. Indessen stellen die geringe Zahl der Unterrichtsstunden, das Fehlen einer fremdsprachigen Umgebung und vor allem der Mangel an Motivation wirkliche Hindernisse dar, die die gleiche Art des Fortschreitens verbieten. Glücklicherweise ermöglicht die Verbreitung audio-visueller Techniken es, diesem unbefriedigenden Zustand abzuhelpfen. Indem man – wenn auch künstlich – die konkrete Situation wiederherstellt, motiviert man den Schüler und veranlaßt ihn zum Sprechen sowie zum Gebrauch der Alltagssprache. Früher begannen die Schüler schon in der „quatrième“ (Quarta) mit dem Studium der Literatursprache (die Schulbücher aus dieser Zeit brachten germanische Sagen, von Siegfried bis Wotan) und hatten praktisch keine Vorstellung von der Umgangssprache. Heute sind dank der audio-visuellen Methode von MARTIN-

ZEHNACKER und dank der audio-oralen Methode des Schulfunks beträchtliche Fortschritte erreicht worden. Die Erklärungen der reinen Grammatikregeln sind auf ein Minimum reduziert, die Anwendungsübungen werden nicht übermäßig vermehrt, und die benutzte Sprache hat nicht den künstlichen Charakter der traditionellen Lehrbücher. Man hat endlich folgendes offenkundige Prinzip verstanden: man greift erst auf die Erklärung eines grammatischen Phänomens zurück, wenn dieses vom Schüler (nach häufigen Wiederholungen) vollständig assimiliert worden ist. Außerdem lernt dieser etwas, was eine theoretische Grammatik nur selten erwähnt: die Satzmelodie. Erst von der „seconde“ (Sekunda) an und bis zur „terminale“ (Oberprima), also in drei Jahren, kann man vorsichtig an literarische Texte herangehen. Unter der Voraussetzung, der Schüler beherrsche das *Grunddeutsch* – was mehr und mehr zur Ausnahme wird –, kann man auf dieser Stufe ausführlichere grammatische Erklärungen zu Hilfe nehmen, so daß der in die Universität eintretende Abiturient ausreichende Sprachkenntnisse theoretischer wie praktischer Natur besitzt.

Dieser ideale Ablauf setzt eine adäquate Ausbildung der Lehrenden voraus: es ist nämlich unmöglich, die Prinzipien der strukturalen Grammatik anzuwenden und mit audio-visuellen Mitteln zu arbeiten, wenn man darauf nicht vorbereitet wurde. Es obliegt dem Hochschulunterricht, die Lehrer für diese neuen Aufgaben auszubilden. Es muß jedoch zugegeben werden, daß die Situation lange katastrophal war und es oft immer noch ist. In der Prüfungsordnung für die „licence“ sah vor 1967 nur einer der obligatorischen Leistungsnachweise (das „Philologie“-Zertifikat) – und zwar nur im Mündlichen! – Beschäftigung mit der Grammatik vor. Aber auf einem merkwürdigen Umweg entwickelte sich diese Beschäftigung zu einer historischen Untersuchung der Sprache, so daß die Grammatik der modernen Sprache an der Universität überhaupt nicht mehr gelehrt wurde. Die von FOUCHET (1967) und FONTANET (1973) durchgeführten Reformen mit der Schaffung des D.U.E.L. (Diplôme Universitaire d'Etudes Littéraires) und später des D.E.U.G. (Diplôme d'Etudes Universitaires Générales = Abitur + 2 Jahre Studium) führten die Prüfungen in moderner Grammatik wieder ein, ließen jedoch die Möglichkeit, historische Grammatik zu betreiben, weiter bestehen. In Nantes ist das Germanistikstudium, in bezug auf die Grammatik, folgendermaßen aufgebaut: das Programm sieht für die ersten zwei Jahre (d.h. bis zum D.E.U.G.) die Strukturuntersuchung der modernen Sprache ohne jeden Bezug zur Sprachgeschichte vor. Im dritten Jahr („licence“) ist moderne Linguistik obligatorisch (Kategorie A), und die historische Sprachwissenschaft (Kategorie B2) konkurriert als Wahlfach mit der Landeskunde. Dies bedeutet also eine sehr deutliche Verbesserung gegenüber dem alten System. Das schwerwiegendste Problem ergibt sich auf der Stufe der Auswahlwettbewerbe, wo die Literatur immer noch den Löwenanteil beansprucht. Beim C.A.P.E.S. (Certificat d'Aptitude au Professorat de l'Enseignement Secondaire) ist im Mündlichen eine Grammatikprüfung vorgesehen, die etwa ein Fünftel der Gesamtnote ausmacht; die restlichen vier Fünftel sind der Interpretation vorbehalten. Da die Vorbereitung auf diese Prüfung durch die Universitäten meistens nicht gesichert ist, kann man den Zustand des deutschen Grammatikunterrichts in Frankreich begreifen! Auch bei der „Agrégation“ ist die Situation nicht beneidenswerter: kürzlich wurde eine Prüfung in Linguistik als Wahlfach eingeführt, die in Wirklichkeit für den Prüfling nur zusätzliche Arbeit bedeutet, da er in Literatur und Landeskunde das gleiche Programm bewältigen muß wie seine Mitbewerber, ohne jede kompensierende Erleichterung. Es ist also notwendig, eine gründliche Reform des jetzigen Systems durchzuführen und die Grammatik wieder aufzuwerten. Eine Lösung wäre es, die zukünftigen Lehrer folgendermaßen auszubilden: ein Jahr theoretische Grammatik, die von Spezialisten aus dem Hochschulbereich unterrichtet würde, und ein Jahr angewandte Grammatik, die von pädagogisch Verantwortlichen im Rahmen der Vorbereitung auf neue Unterrichtsmethoden vermittelt würde. Denn es kann nicht angehen, daß Studenten nach Kenntnissen ausgewählt werden, die ihnen in ihrem zukünftigen Beruf keinerlei Nutzen bringen werden, während ihnen

die elementarsten Kenntnisse von der Grammatik der Sprache, die sie unterrichten sollen, fehlen.

Eine Schlußbemerkung kann die Form einer Zusammenfassung oder Bilanz annehmen. Es ist jedoch vorzuziehen, sie als ein auf die Zukunft hin geöffnetes Fenster zu konzipieren. Diese Zukunft aber verlangt eine Zusammenarbeit zwischen den Hochschullehrern Deutschlands und Frankreichs, die mit dem Unterrichten der französischen und der deutschen Sprache beauftragt sind. Dies setzt ein Minimum an gemeinsamen Vorstellungen hinsichtlich Vereinheitlichung der Terminologie, Benutzung gleicher deskriptiver Methoden und pädagogischer Ausbildung voraus. Es ist natürlich schwierig, ohne Abstriche von einem System zum anderen überzugehen. Wenn es auch offensichtlich erscheint, daß die Schlußfolgerungen eines deutschen Sprechers, der über das Deutsche nachdenkt, nicht die gleichen sein können wie die eines französischen Sprechers, ist es dennoch nicht unmöglich, selbst bei Berücksichtigung der für die französischen Sprecher spezifischen Schwierigkeiten, über bestimmte Punkte einen Konsens zu erzielen. Es hat den Anschein, als könne man eine gemeinsame Strukturbeschreibung liefern, die für alle akzeptabel ist, und nichts steht dem Bemühen um eine Synthese der verschiedenen Beiträge im Wege. Jeder benutzte Terminus besäße seine genaue Entsprechung in der anderen Sprache und würde zur Bezeichnung des gleichen Phänomens benutzt: es würde z.B. genügen, die „faux-amis“ wie *attributiv*, das im Französischen *épithète* heißt, während *attribut* mit *prädikativ* übersetzt wird, zu beseitigen. Wenn einmal diese deskriptive Arbeit abgeschlossen ist, steht einer Verständigung über die Weiterentwicklung und Angleichung grammatischer Strukturen und Mechanismen nichts mehr im Wege: ein Zeitraum von vier Jahren zum Erlernen von *Grunddeutsch* einerseits, *Français fondamental* andererseits, erscheint als eine vernünftige Lösung. Was die Lehrerausbildung betrifft, könnte sie auf den gleichen Grundlagen geschehen, wie sie in Frankreich bis zur „licence“ einschließlich gelten. Unter Berücksichtigung der Charakteristika jeder Sprache, ihrer speziellen Schwierigkeiten und ihrer Strukturunterschiede, kann man zweifellos zu identischen Ergebnissen gelangen, ohne den Geist und die Originalität beider Länder zu gefährden.

Übersetzt aus dem Französischen von DORIS KLOSTERKÖTHER

Diskussion

Diskussionsteilnehmer: LAFAY, POUSSEUR, RÉSANO, STÖTZEL, WURMSER

Die Diskussion begann mit einer Erörterung der vielfältigen praktischen Schwierigkeiten, die sich aus der jeweiligen Unterrichtssituation bei der Vermittlung einer Fremdsprache ergeben: hohe Klassenfrequenz, geringe Motivation der Schüler, ein unausgewogenes Angebot qualifizierter Lehrbücher, insbesondere Grammatiken, die in didaktischer und sprachwissenschaftlicher Hinsicht hohen Anforderungen genügen. Eines der Hauptziele des Fremdsprachenunterrichts, die fremde Sprache zu *sprechen*, kann im Rahmen des herkömmlichen Schulunterrichts allein nicht erreicht werden, hierbei sei die Vermittlung der Grammatik zu abstrakt; es kommt vor allem an auf die Assimilierung der *faits grammaticaux*, die nur durch Erklärungen oder das Trainieren von *exercices structuraux* kaum möglich sei.

Ausgehend von den im Vortrag gegebenen Hinweisen auf die Bemühungen J. FOURQUETS um eine neue Grammatik des Deutschen, wurde die Frage nach dem hier vertretenen Strukturalismusbegriff gestellt. Zudem sei zu erläutern, in welchem Verhältnis die Dependenzstrukturen TESNIÈRES und die *ordres linéaires* FOURQUETS im Rahmen einer Sprachbeschrei-

bung und sodann der Verwendung eines entsprechend orientierten Sprachunterrichts zueinander stünden. Für die Beherrschung der Grammatik sind zwar beide Modelle als gleichwertig anzusehen, doch innerhalb des Vortrags erschienen die *ordres linéaires* als vorrangig. Für die Besonderheit der FOURQUET'schen Sprachbeschreibung wurde folgendes Beispiel herangezogen: ein *groupe syntaxique* besteht für ihn aus der Basis, den Satzgliedern und einem Deckteil, in das die Semantik miteinbezogen wird, d.h., ein formaler, ein funktionaler und ein semantischer Aspekt wird berücksichtigt. Schließlich wurde auf die *confusion* hingewiesen, die bestehe zwischen der linguistischen Beschreibung und der praktischen Vermittlung von Sprachen (*description linguistique et l'enseignement des langues*). Der Schwierigkeit, die Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen Forschung im Unterricht zu verwerten, könne vielleicht dadurch begegnet werden, daß in diesem Bereich neben die *linguistique de la langue* eine *linguistique de la parole* trete.

Protokoll: VON GEMMINGEN, SCHNEIDER.

Helpen Sie uns,

neue Mitglieder zu gewinnen, die aktiv am weiteren Ausbau unserer Universität und an der Forschungsförderung teilnehmen wollen.

Anmeldungen werden erbeten an:

Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V., Vorsitzender Ehrensenator Dr. Wolfgang Glatzel, Goltsteinstraße 28, 4000 Düsseldorf

Konten:

Commerzbank Düsseldorf, 1780 204 (BLZ 300 400 00)

Deutsche Bank Düsseldorf, 19/65 375 (BLZ 300 700 10)

Stadt-Sparkasse Düsseldorf, 10 170 009 (BLZ 300 501 10) (oder

Postscheckkonto der Stadt-Sparkasse Düsseldorf, Köln 2783-501)

Trinkaus & Burkhardt Düsseldorf, 1214/012 (BLZ 300 308 80)

**Wir sorgen dafür, daß Deutschlands
öffentlicher Dienst bauen kann!**

Sie hat's geschafft!



*A. Helfrich, Lehrerin an einer Gesamtschule
in Neu-Anspach*

Frau Helfrich ist eine von über 1½ Millionen BHW-Bausparern. Als Lehrerin an einer Gesamtschule leistet sie Tag für Tag harte und aufopferungsvolle Arbeit. Wir vom BHW haben ihr beim Kauf eines BHW-Familien-Fertighauses geholfen. Es ging einfacher und schneller als sie erwartet hatte. Beim BHW hat sie Vorteile, die es sonst nirgendwo gibt. Denn das BHW ist ihre Bausparkasse, die Bausparkasse für Deutschlands öffentlichen Dienst.

Wenn es um Erwerb oder Erhaltung von Haus- und Wohnungseigentum geht, wenden sich darum Beamte, Angestellte und Arbeiter des öffentlichen Dienstes an ihr BHW. Tun Sie's auch, wenn Sie dazugehören. Postkarte genügt!

BHW die Bausparkasse für
Deutschlands öffentlichen
Dienst · 325 Hameln

Beratungsstelle: 4000 Düsseldorf 1
Graf-Adolf-Str. 43
Tel. (02 11) 37 08 31

Raynouard, Diez und die romanische Ursprache*

WOLFGANG RETTIG

Die neuzeitlichen Philologien datieren den eigentlichen Beginn ihrer wissenschaftlichen Forschungsgeschichte auf die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Für die romanische Philologie wird hier im allgemeinen FRIEDRICH DIEZ als „Begründer“ genannt.

Die Qualifizierung des Bonner Gelehrten als des „Begründers der romanischen Philologie“ findet man in der mehr biographisch ausgerichteten Literatur von KARL SACHS (1878, 3) bis hin zu der sonst recht kritischen Würdigung seiner Persönlichkeit durch ERNST ROBERT CURTIUS, der 1944 zur Feier des 150. Geburtstages von ihm als „Begründer und Meister einer neuen Wissenschaft“ spricht (CURTIUS 1948, 389; 1970, 171). Daneben stehen sogar noch extremere Urteile. Als „Columbus der neueren Sprachen“ bezeichnet ihn SACHS (1878, 10) in dem bereits erwähnten Nachruf. Als „rechten Mann zur rechten Zeit... ‚Grammatiker von Gottes Gnaden‘“ und als „Liebling der Götter“ rühmt ihn 1894 DIETRICH BEHRENS in einer Festrede zur Feier des 100. Geburtstages (Behrens 1894, 17 + 18).

Über die biographische Literatur hinaus bezieht man sich auf DIEZ als Begründer der Wissenschaft auch bei der Neugründung romanistischer Zeitschriften. Der italienische Romanist G. I. ASCOLI widmet 1873 dem „fondatore della scienza dei linguaggi neolatini“ den ersten Band des neugegründeten *Archivio glottologico italiano*. Der Schweizer Romanist LOUIS GAUCHAT schickt 1936 der neugegründeten Zeitschrift *Vox Romanica* eine Würdigung des Gelehrten voraus, der 100 Jahre zuvor mit der Publikation des ersten Bandes der *Grammatik der romanischen Sprachen* „auf einen Schlag die romanische Philologie geschaffen und alle noch so namhaften Ansätze dazu in verschiedenen Ländern... in den Hintergrund gedrängt“ habe (GAUCHAT 1936, III). Diese Beurteilung durch die Fachwelt aus Anlaß besonderer Gedenktage findet ihren Niederschlag auch in den einführenden Handbüchern. So teilt VIDOS in seinem *Handbuch der romanischen Sprachwissenschaft* mit, DIEZ habe in einem „von der

* Leicht veränderte Fassung eines Beitrages unter gleichem Titel zu *In memoriam FRIEDRICH DIEZ. Akten des Kolloquiums zur Wissenschaftsgeschichte der Romanistik, Trier, 2.–4. Okt. 1972*, Hrsg. HANS-JOSEF NIEDEREHE und HARALD HAARMANN, Amsterdam (Benjamins) 1976, 247–271.

deutschen Romantik geschaffenen mittelalterlichen geistigen Klima... nicht allein die romanische Literaturwissenschaft, sondern auch die romanische Linguistik begründet“ (VIDOS 1968, 27) und IORDAN kann in seiner *Einführung in die Geschichte und Methoden der romanischen Sprachwissenschaft* sagen: „Alle Romanisten sind sich heute darüber einig, daß die romanische Sprachwissenschaft von FRIEDRICH DIEZ begründet worden ist. Er gilt mit Recht als der erste, der sich systematisch und mit brauchbaren wissenschaftlichen Methoden um die Erforschung der romanischen Sprachen bemühte.“ (IORDAN 1962, 1). Gerade IORDAN weist aber an derselben Stelle auch darauf hin, daß man sich schon vor DIEZ über eine lange Zeit hinweg mit den romanischen Sprachen und ihrer Entstehung beschäftigt hatte. SAUSSURE schließlich stellt DIEZ an den Beginn der eigentlichen Linguistik: „La linguistique proprement dite, inaugurée par DIEZ, est récente.“ lesen wir in Spalte 3 der kritischen Ausgabe des *Cours de linguistique générale*, oder in Spalte 4: „A quel moment la linguistique pure apparaît-elle? C'est après l'étude des langues romanes que l'on se rendit compte de la valeur de cette science. Et c'est spécialement l'écrit de DIEZ dans son écrit [sic].“ (SAUSSURE 1968, 13).

Die Beurteilung der Fachwelt findet schließlich ihr Echo in den allgemeinen Nachschlagewerken. Der um die Jahrhundertwende erschienene *Nouveau Larousse illustré* nennt ihn den „fondateur de la philologie romane“ (1899, s.v. DIEZ). In der neuesten Auflage der *BROCKHAUS-Enzyklopädie* wird DIEZ noch 1968 als „Begründer der roman. Philologie“ vorgestellt, während die neueste Ausgabe von *MEYERs Enzyklopädischem Lexikon* ihn 1972 zunächst als „dt. Romanist“ vorstellt und erst im Verlauf des Artikels von ihm als „Begründer der roman. Philologie als Wissenschaft“ spricht.

Die romanische Philologie wurde von DIEZ jedoch keineswegs, wie GAUCHAT und vor ihm andere (s. SACHS 1878, 6) gesagt hatten, „mit einem Schlag“ oder aus dem Nichts heraus geschaffen. GAUCHAT selbst hatte ja von „namhaften Ansätzen dazu in verschiedenen Ländern“ gesprochen, und bei IORDAN und anderen werden wir darüber mehr oder weniger ausführlich informiert. Ein Name taucht fast überall dort auf, wo über DIEZ oder die romanische Philologie zu Beginn des 19. Jahrhunderts gehandelt wird, der Name des Franzosen FRANÇOIS RAYNOUARD.

DIEZ selbst nannte ihn in einer späteren Auflage der *Grammatik der romanischen Sprachen* den „Gründer der romanischen Philologie“ (Vorwort zur dritten Ausgabe, 1869; zitiert nach der 5. Aufl. 1882, III), also mit demselben Ehrentitel, der ihm selbst gewöhnlich verliehen wird. Nach der vorsichtigen Formulierung bei TAGLIAVINI in der *Einführung in die romanische Philologie* darf er „in gewisser Weise“ „als Vater der Romanischen Philologie ... gelten“ (TAGLIAVINI 1973, 7). Bereits 1896 meinte KÖRTING im *Handbuch der romanischen Philologie*: „Als Wissenschaft ist die romanische Philologie von FRIEDRICH DIEZ begründet worden, indessen ist dem Provenzalen RAYNOUARD der Ruhm zuzuerkennen, dass er dem deutschen Meister vorgearbeitet hat“ (KÖRTING 1896, 76). BOURCIEZ nennt ihn in einem Gedenkartikel zum hundertjährigen Erscheinungsjubiläum der DIEZschen Grammatik „un précurseur, peut-être même quelque chose de plus“ (BOURCIEZ 1936, 212). Weithin wird aber in der Literatur nicht genauer geklärt, worin dieses „quelque chose de plus“ bestehen sollte und in welchem Umfang RAYNOUARD „dem deutschen Meister vorgearbeitet hat“.

Will man den historischen Anteil von RAYNOUARD und DIEZ am Fortschritt der romanischen Philologie näher bestimmen, so wird man vielleicht zunächst nach der Chronologie ihrer Publikationen fragen. Sie weist den um 33 Jahre älteren RAYNOUARD auch als den früheren Vertreter des Faches aus. Bereits 1816 begann er mit der Veröffentlichung eines 6 Bände umfassenden Sammelwerks, einer Kombination von sprachgeschichtlichen, grammatischen und literaturgeschichtlichen Studien mit einer Anthologie von alten Texten, unter dem im

ganzen etwas zu eng gewählten und irreführenden Titel *Choix des poésies originales des troubadours*. Gleich der erste Band enthielt eine *Grammaire de la langue romane*, danach beschäftigte er sich im sechsten Band eingehend mit dem Zusammenhang der romanischen Sprachen, unter dem Titel *Grammaire comparée des langues de l'Europe latine*. In einer über 68 Seiten gehenden Einleitung bespricht er hier die Parallelen des Okzitanischen mit dem Altfranzösischen, Spanischen, Katalanischen, Portugiesischen, Italienischen und Rumänischen. In einem 394 Seiten langen Hauptteil vergleicht er dann diese Sprachen ausführlich, allerdings unter Vernachlässigung des Katalanischen, dessen weitgehende Übereinstimmung mit dem Okzitanischen er zuvor betont hatte (t. VI, 1821, XXXVIII), und unter Vernachlässigung des Rumänischen, für das er nicht genügend Texte aus älterer Zeit zur Verfügung zu haben glaubte (t. VI, 1821, LXVI). Erst 1836, 15 Jahre nach dieser *Grammaire comparée* veröffentlichte DIEZ den ersten Band der *Grammatik der romanischen Sprachen*. Auch auf lexikographischem Gebiet hat RAYNOUARD einen deutlichen zeitlichen Vorsprung mit dem *Lexique roman ou Dictionnaire de la langue des troubadours*, das in 6 Bänden, zum größten Teil noch nach seinem Tode, von 1836 bis 1844 erschien, und dem DIEZ erst 1853 mit einem freilich nicht direkt vergleichbaren *Etymologischen Wörterbuch der romanischen Sprachen* nachfolgte. Besteht hier kein direkter Zusammenhang, so tritt ein viel deutlicherer Bezug zu entsprechenden Arbeiten RAYNOUARDs bei den literaturwissenschaftlichen Schriften des frühen DIEZ hervor. Seine Schrift *Ueber die Minnehöfe* von 1825 greift RAYNOUARDs Abhandlung *Des cours d'amour (Choix des poésies ...)*, t. II, 1817, LXXIX–CXXIV auf und widerspricht dessen Thesen. Das Buch über *Die Poesie der Troubadours* von 1826 setzt RAYNOUARDs *Recherches sur les principaux genres des poésies des troubadours* (t. II, 1817, 155–319) fort, und seine Schrift über *Leben und Werke der Troubadours* von 1829 baut auf den von RAYNOUARD unter den Titeln *Des troubadours* (t. II, 1817, I–LXXVIII) und *Les biographies des troubadours* (t. V, 1820) gegebenen Materialien auf.

Die Apostrophierung von FRIEDRICH DIEZ als Begründer der romanischen Philologie stützt sich so auch nicht auf einen zeitlichen Vorsprung, sondern auf die methodische Qualität seiner Arbeiten. Hören wir das Urteil des *Nouveau Larousse illustré*: „DIEZ a abordé les langues romanes avec un esprit vraiment historique et scientifique.“ Auch die *BROCKHAUSEN-Zyklus* betont seine „strenge historische Methodik“. Will man also den Übergang von RAYNOUARD zu DIEZ näher untersuchen, dann wird man sich den methodischen Unterschieden zuwenden müssen. Die Herausarbeitung der sachlichen und methodischen Unterschiede und Übereinstimmungen zwischen den beiden Forschern ist eine sehr umfangreiche Aufgabe. Wir werden uns deshalb darauf beschränken müssen, an einem sehr eng begrenzten Ausschnitt einen Einblick in die Entwicklung zu gewinnen. Als besonders reizvoll für eine solche Untersuchung erscheint uns dabei die These, die dem Franzosen RAYNOUARD von der Nachwelt am heftigsten zum Vorwurf gemacht wurde. Es handelt sich dabei um die These von der Existenz einer einheitlichen romanischen Ursprache, die dem Latein nachgefolgt sei und sich erst spät in die heutigen romanischen Sprachen verzweigt habe. Schon vor dem 9. Jahrhundert müsse es diese Sprache gegeben haben, und sie habe sich bis zum 12. und 13. Jahrhundert kaum verändert als die Poesie der Troubadours erhalten:

„... il a existé, il y a plus de dix siècles, une langue qui, née du latin corrompu, a servi de type commun à ces langages. . . . une langue formée, fixée et perfectionnée, qui paraît n'avoir subi, pendant trois siècles, aucune altération importante. . .“ (RAYNOUARD, t. VI, 1821, II).

Die romanische Ursprache ist für RAYNOUARD am deutlichsten und umfassendsten in der okzitanischen Literatur der Troubadours belegt. Daraus resultiert zugleich das besondere Interesse, das diese Literatur für die Erforschung der romanischen Sprachen hat. Diese These stieß bei den Autoren, die sich mit der Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft

beschäftigt haben, im allgemeinen auf überaus heftige Kritik. Sie gilt den Historiographen als das Paradebeispiel für die Unbrauchbarkeit seiner Thesen überhaupt. A. JEANROY nennt 1904 im *Nouveau Larousse illustré* den Gedanken an eine einheitliche romanische Ursprache eine „idée chimérique“ (1904 s.v. RAYNOUARD), nachdem der *Grand dictionnaire universel du XIX^e siècle* schon 1875 von RAYNOUARD gesagt hatte: „... emporté par son imagination, il lui arriva souvent de perdre pied, de se lancer dans les conjectures et de manquer de critique, de sorte qu'on a pu l'accuser, non sans raison, d'avoir indiqué une langue imaginaire plutôt que d'en avoir démontré l'existence.“ (LAROUSSE 1875 s.v. RAYNOUARD). Der französische Sprachwissenschaftler A. THOMAS sieht 1882 diese These RAYNOUARDs als hauptsächlichliche Ursache, daß sein Vergleich der neulateinischen Sprachen nicht zu einem überzeugenden Ergebnis führen konnte: „... sa fausse conception de la langue romane ... l'a empêché de pousser jusqu'au bout les conséquences de cette idée excellente [de la comparaison des langues néolatines]“ (zitiert nach STENGEL 1883, 26n1). GERTRUD RICHERT nennt 1914 in ihrem Buch über *Die Anfänge der romanischen Philologie und die deutsche Romantik* diese These „seinen Lieblingsirrtum“ (1914, 48). BOURCIEZ nennt sie 1936 „une hypothèse des plus malencontreuses, une inconcevable erreur“ (BOURCIEZ 1936, 212). IORDAN schließt sich diesem Urteil an, indem er den Gedanken an die romanische Ursprache als „historisch völlig abwegige Konzeption“ verurteilt (IORDAN 1962, 15). Zuletzt lesen wir 1971 bei GUNTER NARR über RAYNOUARDs *Grammaire de la langue romane*: „Dieses Werk ist durch einen grundlegenden Irrtum geprägt, dem RAYNOUARD sein Leben lang anhing.“ (NARR 1971, III).¹ Dieser lebenslange Irrtum RAYNOUARDs war denn auch nach der Meinung KÖRTINGs „gründlich verfehlt und sehr geeignet, die romanische Philologie gleich bei ihrem Entstehen ernstlich zu schädigen“ (KÖRTING 1896, 77).

Wie stellt sich nun FRIEDRICH DIEZ als derjenige, der die romanische Philologie auf eine sichere wissenschaftliche Basis gestellt hat, zu der Frage der einheitlichen romanischen Ursprache? Wir erwarten nichts anderes, als daß er zumindest dieser „idée chimérique“, dem „Lieblingsirrtum“ RAYNOUARDs, den rechten Platz zugewiesen habe. Die ausdrückliche Bestätigung unserer Vermutung, DIEZ müsse diese These richtiggestellt haben, wird uns in der neuesten Auflage von MEYERs *Enzyklopädischem Lexikon* gegeben. Dort heißt es, daß „er unter Anwendung der von JAKOB GRIMM an der dt. Sprache ausgebildeten vergleichenden und geschichtl. Methode auf die roman. Sprachen bewies, daß (im Gegensatz zu den Theorien RAYNOUARDs) alle roman. Sprachen in gleicher Weise auf das Vulgärlat. zurückgehen“ (1972, s.v. DIEZ).

Zur Nachprüfung dieser Behauptung müssen wir uns direkt den Schriften der Zeit zuwenden, um daraus ein Bild der Entwicklung nachzuzeichnen. Verfolgen wir also die Reaktionen der Fachwelt, immer mit speziellem Hinblick auf FRIEDRICH DIEZ, auf die von RAYNOUARD zuerst 1816 geäußerte These, es habe zwischen dem Lateinischen und dem Italienischen, Spanischen usw. eine „langue romane intermédiaire“ gegeben (RAYNOUARD t. I, 1816, 37; vgl. auch t. VI, 1821, III). Bereits die erste uns bekannte Rezension der *Elémens de la grammaire de la langue romane* RAYNOUARDs (als einer Teilpublikation des ersten Bandes des *Choix des poésies*) durch FRIEDRICH BOUTERWEK in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* von 1817 lobt die Arbeit RAYNOUARDs insgesamt, widerspricht aber entschieden der These von der romanischen Ursprache:

„Nun sucht der Verfasser zu beweisen, daß ungeachtet aller Verschiedenheit der neueren Romanischen Sprachen ... nicht nur allen eine gemeinschaftliche Urform zum Grunde liege, die sich in ihrem grammatischen Baue nicht wohl verkennen läßt, sondern daß eben dieser Urform gemäß eine Romanische Ursprache (*langue Romane primitive*) wirklich zuerst geredet worden seyn müsse ... Uns dünkt, daß der Verf. hier nicht genau genug das Allgemeine von dem Historischen unterscheidet. Denn, wenn wir auch annehmen,

daß die Urform der Romanischen Sprachen vorzüglich in der provenzalischen Sprache erscheint, die auch zuerst unter diesen Sprachen eine poetische Cultur erhielt, so haben doch die Italiäner, Spanier und Portugiesen ihre neueren Landessprachen nicht nach dem Muster der provenzalischen gebildet.“ (BOUTERWEK 1817, 1594–1595).

BOUTERWEK greift zur Illustration dieser Behauptung auf Lautentwicklung der Substantive und Adjektive zurück. Er erklärt, daß die im Italienischen und Spanischen erhaltenen volltönenden Vokale sich nicht erst sekundär aus den im Provenzalischen abgeschwächten Formen entwickelt hätten, sondern sie zeigten „treuere Anhänglichkeit an den Latinismus“ (BOUTERWEK 1817, 1595).

Im folgenden Jahr 1818, zwei Jahre nach RAYNOUARDS *Elémens*, veröffentlichte A. W. VON SCHLEGEL eine 122 Seiten lange Schrift *Observations sur la langue et la littérature provençales* als eine Erwiderung auf RAYNOUARD; im ganzen anerkennend, erhebt er ebenfalls in einzelnen Punkten ausführliche Einwände. Auch er kritisiert wie BOUTERWEK die These RAYNOUARDS von der einheitlichen romanischen Ursprache: „Je l'avoue, à cet égard ses argumens ne m'ont pas convaincu.“ (SCHLEGEL 1818, 39). SCHLEGEL erläutert an einigen Beispielen die Entwicklung vom Lateinischen zu den romanischen Sprachen und demonstriert damit seine Meinung, daß etwa das Italienische nicht aus dem Provenzalischen hervorgegangen sein kann, da eine Form wie *teneva* dem Lateinischen *tenebat* deutlich näher steht als das Provenzalische *tenia*. Er hält es für unwahrscheinlich, daß sich aus *tenebat* zuerst *tenia* entwickelt haben sollte, und dann dazu erst *teneva*, denn eine Sprachentwicklung könne nicht rückwärts gehen: „Les langues ne reviennent pas sur leurs pas.“ (SCHLEGEL 1818, 43). Dem Provenzalischen gesteht SCHLEGEL allerdings noch eine relativ weite Verbreitung zu, in ganz Frankreich, in Katalonien, in den Alpen in Savoyen, in der französischen Schweiz sowie in Graubünden und in Tirol, also auf dem Gebiet des Rätoromanischen (SCHLEGEL 1818, 50–51 + n30). Eine Verbreitung über die ganze Romania wird auch von SCHLEGEL entschieden verneint.

Gehen wir in unserer Umschau ein Jahr weiter, so finden wir in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* wieder Besprechungen BOUTERWEKs zu RAYNOUARD, zuerst zu den restlichen Teilen des ersten Bandes des *Choix des poésies* (BOUTERWEK 1819, 599–600), sodann eine Besprechung zum 2. und 3. Band des *Choix*. Zum Problem der Ursprache verweist er nur kurz auf seine früheren Bedenken:

„... das folgt noch immer nicht aus dieser documentirten Geschichte der romanischen Sprache, was der Verf. schon in seiner romanischen Grammatik zu beweisen gesucht hat, daß dieses Romanzo, das dem provenzalischen zum Grunde liegt, in jeder Hinsicht das älteste sey...“ (BOUTERWEK 1819, 1654).

Wiederum ein Jahr später, 1820, haben wir nun die erste Äußerung von DIEZ selbst zu diesem Problem. In den *Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur* veröffentlichte er eine Sammelrezension zum 1. Band von RAYNOUARDS *Choix des poésies* und zu SCHLEGELS *Observations*. Er lobt darin RAYNOUARDS Bemühen um eine Darstellung der Sprachentwicklung vom Lateinischen zu den romanischen Sprachen, schließt sich aber zugleich der SCHLEGELschen Kritik an. Dabei wird in der Formulierung durchaus deutlich, daß er hier in der Kritik RAYNOUARDS keinen eigenen Ansatz vorbringt, sondern eben über zwei sich widersprechende Autoren referiert. Er berichtet sozusagen über SCHLEGELS Einwände, wenn er sagt:

„Einiger Tadel trifft des trefflichen Sprachforschers [RAYNOUARDS] Behauptungen ... , daß die romanische Sprache sonst außer Frankreich auch in Spanien, Portugal und Italien geherrscht habe...“ (DIEZ 1820, 680; 1883, 44).

Eine Nuance zugunsten RAYNOUARDS bekommt die Erörterung dieser Frage dadurch, daß DIEZ nicht leugnen möchte,

„daß der Entwicklungsprozeß aller dieser südlichen Sprachen übrigens große Aehnlichkeiten darbot . . .“ (DIEZ 1820, 681; 1883, 44).

Obwohl er somit dem Gedanken RAYNOUARDS eine gewisse Berechtigung zugibt, bleibt er doch bei dem Standpunkt SCHLEGELS, wenn er schließlich feststellt:

„Wir können dem Verf. nicht mehr zugeben, als daß bis ins zehnte Jahrhundert die romanischen Sprachen Frankreichs und eines Theils von Spanien nicht wesentlich verschieden waren . . .“ (DIEZ 1820, 681; 1883, 45).

Sehen wir hier den 26jährigen DIEZ, der sich zuletzt als Hauslehrer in Utrecht sein Geld verdiente, referierend in einer Rezension im wesentlichen den Standpunkt SCHLEGELS vertreten, so wird ihm bald darauf eine Anstellung an der Universität Bonn als Lektor und später als außerordentlicher Professor Gelegenheit zu eingehenderen eigenen Studien geben. Seine Pläne erstrecken sich auch auf die Frage der romanischen Ursprache. In einem Bericht über seine Parisreise 1824 teilt er dem Ministerium mit, welche Veröffentlichungen er vorbereitet. Neben einer Schrift *Ueber die Minnehöfe* (erschienen 1825), einer *Geschichte der provenzalischen Poesie* (erschienen als DIEZ 1826 und DIEZ 1829) und einer *Anthologie aus den Werken der Troubadours* plant er eine Arbeit *Ueber den Verfall der lateinischen Sprache, und ihren Uebergang in die romanische* [sic]. Hier wollte er

„unter andern ausführen, dass das Provenzalische den Übergang vom Lateinischen zum Französischen, nicht aber von demselben zum Italiänischen, Castilianischen und Portugiesischen (wie andre behaupten) gebildet habe.“ (FOERSTER 1895, 265).

Diese Arbeit ist nicht erschienen, aber das kurz darauf im Jahr 1826 erschienene Buch zur *Poesie der Troubadours* konnte im Abriß über die provenzalische Sprache diese Frage mit behandeln. Wie stellt er sich nun hier zur These einer einheitlichen romanischen Ursprache? Wenn wir ALBERTO VÄRVARO und seiner sonst mit Gewinn zu lesenden Einführung *Storia, problemi e metodi della linguistica romanza* Glauben schenken, dann hat DIEZ spätestens jetzt RAYNOUARD widerlegt: „È chiaro che in questo modo la tesi di RAYNOUARD, che presuppone una data assai tarda per la rottura dell'unità linguistica del mondo neolatino, diviene insostenibile.“ (VÄRVARO 1968, 58). Aber diese Information VÄRVAROs wird durch die Lektüre der *Poesie der Troubadours* nicht bestätigt. Im Gegenteil geht DIEZ hier eher hinter die Position zurück, die er in der Rezension von 1820 vertreten hatte. Zunächst spricht er nämlich davon,

„daß früher eine allgemeine unmittelbar aus dem Latein entstandene Sprache stattgefunden hat . . . Diese, die ächte romanische Sprache, hat sich in Südfrankreich noch lange behauptet, es ist die Sprache der Troubadours, von andern die provenzalische genannt; ihr gebührt allein der alte Namen der romanischen, auch lassen sich alle neulateinischen Mundarten auf diese altromanische zurückzuführen.“ (DIEZ 1826, 318–319).

Damit hat er den Standpunkt RAYNOUARDS referiert, den er zuvor als „die eine Ansicht“ von zwei einander entgegengesetzten Meinungen charakterisiert hatte. Aus dem Umfang seiner Darlegungen und den Formulierungen schließen wir, daß er selbst dieser Ansicht einiges Gewicht gibt. Er erwähnt daneben wohl zugleich den Standpunkt SCHLEGELS, nach dem „die frühere Einerleiheit sämtlicher neulateinischer Mundarten“ verworfen werde. Aber dieser Hinweis geschieht in einem einzigen Satz, dem er dann die Versicherung anschließt, er wolle sich mit dieser Frage nicht länger auseinandersetzen:

„Mit Beiseitesetzung dieses gelehrten Streites, welchen weder umständlich darzulegen noch zu würdigen hier der Ort ist, mögen hier einige einfache Bemerkungen über den fraglichen Gegenstand folgen.“ (DIEZ 1826, 319).

In diesen Bemerkungen wiederum schließt er sich wie in der vorangegangenen Passage eher dem Standpunkt RAYNOUARDS an:

„Je weiter man aber zurückgeht, um so mehr nähern sich diese Mundarten, wie sich aus

RAYNOUARD's vortrefflicher Vergleichung derselben ergibt. Alles dieß deutet auf eine frühere romanische Nationalsprache, von welcher sich die verschiedenen Mundarten allmählich entfernt haben.“ (DIEZ 1826, 319).

Zwar hält er für diese Sprache schon frühe landschaftliche Verschiedenheiten für wahrscheinlich, aber insgesamt hält er am Konzept einer einheitlichen Sprache fest:

„Allein diese Sprache konnte nicht von der Art seyn, daß sie in allen Landschaften dasselbe äußere Gepräge trug . . . Dennoch hatte sie bei mannichfachen Färbungen überall denselben Grundcharakter, dieselben Hauptzüge . . . Ohne Zweifel blieb die Grammatik überall dieselbe, und selbst in der Wortbildung . . . zeigt sich derselbe Geist . . .“ (DIEZ 1826, 319–320).

Schließlich erklärt er diesen Streit für ein „bloßes Wortspiel“, hält aber weiter am Begriff der „gemeinsamen Sprache“ fest:

„Im Grunde dreht sich also die Frage, ob eine Nationalsprache oder aber verschiedene Mundarten in jenem ausgedehnten Gebiete stattgefunden, um ein bloßes Wortspiel. So viel aber läßt sich unbedingt behaupten, daß jene gemeinsame Sprache bald nach beendeter Völkerwanderung in schärfer gesonderte Mundarten zerfallen sey.“ (DIEZ 1826, 321).²

Wir stellen also für den frühen DIEZ fest, daß er im wesentlichen, entgegen seiner eigenen Ankündigung, an dem Konzept einer einheitlichen romanischen Ursprache festgehalten hat. Die gegenteilige Information VÄRVAROs, so stellt sich nunmehr heraus, beruht auf einem Übersetzungsfehler! VÄRVARO übersetzt nämlich eine Passage bei DIEZ:

„. . . giungiamo alla convinzione che non fu in alcun modo la mescolanza di razze a provocare la ramificazione linguistica romana, che piuttosto s'era determinata da tempo dalla radice latina . . .“ (VÄRVARO 1968, 57).

die im DIEZschen Original so gelautet hatte:

„. . . gelangen zur Ueberzeugung, daß es keineswegs die Völkermischung war, die den romanischen Sprachzweig getrieben habe, daß dieser vielmehr schon vorlängst aus der lateinischen Wurzel entsprungen sey . . .“ (DIEZ 1826, 286).

DIEZ spricht also lediglich von einem *romanischen Sprachzweig* und nicht von einer *Sprachverzweigung* oder ähnlichem, das zu einer Übersetzung durch *ramificazione* berechtigen würde. So aber wird durch *ramificazione* der Übergang zu *frammentazione* hergestellt (VÄRVARO 1968, 57) und damit zu dem Begriff der *Ausgliederung* der romanischen Sprachräume. Man muß VÄRVARO zugeben, daß die Metapher vom Sprachzweig allerdings nicht leicht zu verstehen ist.

Dürfte demnach VÄRVAROs Information auf einem Irrtum beruhen, so scheint uns bei KÖRNER 1913 kein solcher Irrtum, wohl aber eine voreilige Bewertung vorzuliegen. Auch er spricht anlässlich der *Poesie der Troubadours* davon, daß DIEZ RAYNOUARDs These nicht gefolgt sei:

„Wieviel DIEZ aus RAYNOUARDs Schriften gelernt hat, zeigt besonders der Abschnitt über die provenzalische Sprache. Aber als ein echter Jünger der Wissenschaft weiß er, daß es in ihr kein Halt, keinen Stillstand gibt, daß der Schüler über den Meister hinauswachsen muß. An RAYNOUARDs gemeinromanische Hypothese hat er nie geglaubt . . .“ (KÖRNER 1913, 477).

KÖRNER erkennt die zögernde Haltung des deutschen Gelehrten, wenn er sich so dem allgemeinen Urteil über DIEZ anschließt. Zu Recht weist er allerdings darauf hin, daß sich hier bei DIEZ die These von der romanischen Ursprache auf den späteren Begriff des „Gemeinromanischen“ hinentwickelt.

Übrigens trifft man bei KÖRNER durchgehend diese Ambiguität zwischen einer differenzierten Neubewertung und einer Wiederholung der vorgefaßten Meinungen über die Wissen-

schaftsgeschichte an. Einerseits versucht er ausdrücklich, den Beitrag RAYNOUARDs gerechter zu bewerten. Er wendet sich gegen eine übertriebene Kritik an seinen Arbeiten, wie sie sich aus der Überbewertung dieser einen These ergeben habe:

„Die Verkennung des Verhältnisses dieser Hypothese zur Gesamtheit seines philologischen Schaffens, die Überschätzung ihres bestimmenden, schädigenden Einflusses darauf, war der Hauptgrund aller Verkennung von RAYNOUARDs Verdiensten um die Romanistik überhaupt. An ihr fanden fast alle späteren Beurteiler dieses Sprachforschers eine geeignete Windmühle für ihre Kampflost.“ (KÖRNER 1913, 483).

Andererseits hatte er selbst sich kurz zuvor diese allgemeine Meinung zu eigen gemacht:

„Dieser Trugschluß, [das Provenzalische sei die Mutter der neulateinischen Sprachen], steht am Beginn von RAYNOUARDs sprachhistorischem Denken. Sein erstes Ausschreiten auf der wissenschaftlichen Laufbahn ist ein Abirren vom richtigen Wege; so mußte ihm das Ziel für immer unerreicht bleiben.“ (KÖRNER 1913, 465).

Immerhin kommt KÖRNER aber das Verdienst zu, die verbreiteten pauschalen Bewertungen insgesamt einmal in Frage gestellt zu haben.

Zwei Schriften anderer Autoren wollen wir nach DIEZ' *Poesie der Troubadours* und vor 1836, dem Erscheinungsjahr des ersten Bandes der *Grammatik der romanischen Sprachen*, noch erwähnen. Die eine, 1831 von L. DIEFENBACH veröffentlicht, gibt schon durch ihren Titel *Ueber die jetzigen romanischen Schriftsprachen* zu erkennen, daß hier nicht so sehr eine sprachhistorische Untersuchung als vielmehr eine aktuelle Bestandsaufnahme beabsichtigt ist. DIEFENBACH schließt so denn auch das Provenzalische ausdrücklich aus der Gruppe der von ihm behandelten Schriftsprachen aus (DIEFENBACH 1831, 21–22). DIEZ bespricht diese Arbeit noch im gleichen Jahr in den *Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik* (s. DIEZ 1883, 119–126), aber auch dort findet sich nichts zum Problem der romanischen Ursprache.

Im Jahr 1835 schließlich, ein Jahr vor DIEZ' *Grammatik*, veröffentlichte der Engländer GEORGE CORNEWALL LEWIS eine umfangreiche Schrift über die Entstehung der romanischen Sprachen: *An Essay on the Origin and Formation of the Romance Languages*. Bereits aus dem Untertitel läßt sich ersehen, daß er sich eine Überprüfung und Widerlegung der RAYNOUARDschen These zum Programm gemacht hat: *an Examination of M. RAYNOUARD's Theory on the Relation of the Italian, Spanish, Provençal, and French to the Latin* (zitiert nach LEWIS 1862). Dies ist wohl bis auf den heutigen Tag die einzige ausführliche Auseinandersetzung mit RAYNOUARDs These geblieben. Jedenfalls kann der Autor in der Vorrede zur zweiten Auflage fast dreißig Jahre später feststellen, sein *Essay* sei zwar inzwischen durch die ausführlichen Grammatiken von DIEZ und BURGUY in bezug auf das vorgelegte Material überholt, aber er behalte doch seinen Wert, weil er nachweise, was dort nur einfach als wahr angenommen werde: „... they assume the truth of the opinions which my Essay endeavours to establish by proof.“ (LEWIS 1862, VIII). Bei LEWIS werden wir ausführlicher darüber informiert, wie weit verbreitet inzwischen die Theorie RAYNOUARDs mit Zustimmung aufgenommen worden war; daneben habe es nur hin und wieder einen kritischen Zweifel gegeben, mit der großen Ausnahme von SCHLEGELs *Observations*, an die LEWIS auch ausdrücklich anschließt (LEWIS 1862, 6–8).

DIEZ konnte diesen *Essay* in den im folgenden Jahr publizierten ersten Band der *Grammatik der romanischen Sprachen* wohl nicht mehr einbeziehen. JACOB GRIMM weist ihn in einem Brief vom 30. Juni 1836 auf diese Schrift hin:

„Sie sind so freundlich gewesen mir Ihr neues trefflich angelegtes buch zuzusenden; . . . Es freut mich, daß durch Ihr werk, in Deutschland wenigstens, den langweiligen salbade-reien RAYNOUARDs ein ende gemacht wird. Manches nicht übel ist auch neulich gegen ihn vorgebracht worden in LEWIS essay on the origin and formation of the romance

language [sic].Oxford 1835, das Sie noch nicht zu kennen scheinen.“ (TOBLER 1882, 504).

Damit sind wir bei dem Datum angekommen, das uns von MEYERs *Enzyklopädischem Lexikon* ausdrücklich für die Widerlegung von RAYNOUARDs These genannt worden war. Aber wir werden enttäuscht, wenn wir in der *Grammatik der romanischen Sprachen* eine ausführlichere Stellungnahme erwartet haben. Lediglich im Abschnitt über das Provenzalische finden wir eine kurze Erinnerung an SCHLEGELs Standpunkt, allerdings ohne jeden Literaturhinweis:

„Es ist glaublich, daß grammatisch betrachtet in ganz Gallien ursprünglich eine und dieselbe romanische Sprache herrschte, die jedoch nach ihrer landschaftlichen Lage manche Verschiedenheiten zeigen mochte; diese Sprache erhielt sich im Provenzalischen reiner als im Französischen...“ (DIEZ 1836, 74–75).

Wir sehen somit die These von der romanischen Ursprache, vertreten durch das Provenzalische, reduziert auf eine frühere Einheitlichkeit allenfalls des gallischen Sprachgebiets.

Damit sind wir zugleich am Endpunkt unserer Nachforschung in den Schriften zwischen 1816 und 1836 angelangt. Wir können feststellen, daß sich der Übergang von RAYNOUARD zu DIEZ jedenfalls in diesem Punkt nicht so entschieden vollzieht, wie es die allgemeinen wissenschaftsgeschichtlichen Darstellungen vermuten lassen und wie es manchmal sogar ausdrücklich behauptet wird. Wir sehen, daß sich der junge DIEZ zunächst in seiner Rezension von 1820 eher referierend SCHLEGEL anschließt, 1824 ausdrücklich eine Widerlegung RAYNOUARDs plant, dann 1826 keineswegs der These des französischen Gelehrten entschieden widerspricht. Inzwischen war RAYNOUARD ja von anderer Seite bereits heftig kritisiert worden. 1836 schließlich dringt bei DIEZ der Standpunkt SCHLEGELs in einer über diesen noch hinausgehenden strengeren und endgültig von RAYNOUARD gelösten Version durch. Aber man vermißt jede Auseinandersetzung mit einer Streitfrage, die seither vor allem die Literatur über RAYNOUARD stark beschäftigt hat und die schon damals großes Interesse erregt haben muß. Das jedenfalls entnehmen wir einer Fußnote, die DIEZ 1856 in der zweiten Auflage der *Grammatik der romanischen Sprachen* hinzufügte:

„Der Ursprung der romanischen Sprachen ist schon in früheren Jahrhunderten Gegenstand vieler, mitunter gelehrter und geschickter, oft aber auch langweiliger und unfruchtbarer Untersuchungen gewesen. Auf dieses Thema nochmals einzugehn, ist hier nicht der Ort. Selbst was in neuerer Zeit, seit RAYNOUARD, der hier Epoche machte, in Frankreich von AMPERE, FAURIEL, Du MERIL, CHEVALLET, in Deutschland von BLANC, FUCHS, DELIUS, in England von LEWIS, in Italien von PERTICARI, GALVANI, in Spanien von PIDAL, und was von andern Philologen auf diesem Felde Scharfsinniges und Belehrendes geleistet worden, muß ich in gegenwärtigem Buche, dessen eigentlicher Gegenstand Buchstaben, Formen und Constructionen sind, unberührt lassen.“ (DIEZ 1856, 4n).

Wir schließen aus dieser Fußnote zudem, daß auch von anderen ein Eingehen auf diese Frage durch DIEZ eigentlich erwartet worden war.

Unsere ausführliche Darstellung hat manchen pauschalen Bewertungen der wissenschaftsgeschichtlichen Literatur eine differenziertere Betrachtung gegenübergestellt. In ihr ist deutlich geworden, daß DIEZ durchaus nicht „mit einem Schlag“ das widerlegt hat, was RAYNOUARD so vielfach zum Vorwurf gemacht worden ist. Dem wird man in der Bewertung des Übergangs von RAYNOUARD zu DIEZ Rechnung tragen müssen.³

Darüber hinaus sollten wir aber auch einige allgemeinere Folgerungen für die wissenschaftsgeschichtliche Forschung ziehen. Zunächst einmal ist deutlich geworden, und das ist sicher nichts absolut Neues, daß die personenbezogene Periodisierung der Wissenschaftsgeschichte manche Vergrößerung und die Gefahr einer zu pauschalen Bewertung enthält. Freilich lassen

sich am Gerüst der großen Namen manche Zusammenhänge und die großen Entwicklungslinien einer Wissenschaft einfacher ordnen, während der Blick aufs Detail die Orientierung erheblich erschwert oder sogar ganz unmöglich macht. Die personenbezogene Betrachtung bedarf jedoch einer besonders vorsichtigen und zurückhaltenden Bewertung in der Darstellung von Einzelfragen. Bei DIEZ haben wir gesehen, daß eine allgemeine, als gesichert geltende Meinung auf einzelne Aspekte der Forschungsgeschichte extrapoliert wird und sich dadurch beträchtliche Verzerrungen des Bildes ergeben können.

Die personenbezogene Betrachtung wird so denn auch vielfach durch eine methodenbezogene Analyse ergänzt oder teilweise ersetzt. Doch auch diese darf nicht global erfolgen, sondern sie muß den Gang der Diskussion nach einzelnen Aspekten aufschlüsseln. Solange man etwa den Übergang von RAYNOUARD zu DIEZ nur methodenbezogen betrachtet, muß man der in den Handbüchern zu findenden Meinung von der grundlegenden Erneuerung durch DIEZ recht geben. Allein von der Gliederung der Grammatiken her läßt sich dies deutlich erkennen. RAYNOUARDs vergleichende Grammatik ist nach der antiken Tradition in Redeteile gegliedert. Die Lautlehre spielt eine ganz untergeordnete Rolle, wodurch die gesamte Chronologie auf recht unsicherer Basis steht. Bereits 1826 hatte sich DIEZ in einem Brief an JACOB GRIMM über die mangelnde Berücksichtigung der Lautverhältnisse beklagt:

„... zum großen Nachtheil gereicht ihr [RAYNOUARDs Grammatik] die gänzliche Vernachlässigung des Tonsystems, welches doch bei den abgeleiteten Sprachen so sehr zu berücksichtigen ist; daher sind seine Etymologieen gewöhnlich falsch...“ (TOBLER 1883, 486).

DIEZ hingegen baut seine Grammatik, nach dem Vorbild der 1822 erschienenen zweiten Auflage von GRIMMs *Deutscher Grammatik* mit der Lautlehre beginnend auf. Damit hätte man also eine methodenbezogene Abgrenzung zu RAYNOUARD vorgenommen und einen methodengeschichtlichen Hintergrund dafür gefunden, daß DIEZ den Übergang vom Lateinischen zu den romanischen Sprachen historisch treffender darstellen konnte. Aber auch diese methodenbezogene Betrachtung, wie wir sie in der Literatur vielfach antreffen, reicht im Fall der romanischen Ursprache nicht aus. Bereits 1817 hatte ja BOUTERWEK mit der Lautentwicklung gegen RAYNOUARD argumentiert, ebenso 1818 SCHLEGEL, noch vor dem Erscheinen der ersten Auflage von GRIMMs *Deutscher Grammatik* von 1819. Zu größerer Präzision kann man hier nur kommen, wenn die personen- und die methodenbezogene Betrachtung ergänzt werden durch eine ins einzelne gehende Analyse der wichtigen Thesen und Aspekte einer Theorie. Dafür können neben den großen und über die Zeiten hin berühmt gebliebenen Werken auch die anderen Schriften der betreffenden Autoren oder die ihnen bekannten Schriften anderer Autoren herangezogen werden, vor allem auch kleinere Arbeiten und Rezensionen und, soweit verfügbar, sogar der Briefwechsel. Zumindest für diejenigen Thesen, die in einer wissenschaftsgeschichtlichen Darstellung als Orientierungspunkte genannt werden sollen, ist eine solche breiter angelegte Untersuchung erforderlich.

Wir haben damit einige Folgerungen aus der hier dargelegten Untersuchung der These von einer einheitlichen romanischen Ursprache bei RAYNOUARD und DIEZ gezogen. Noch ein weiteres scheint uns aber im geschilderten Fall bemerkenswert. Wenn schon 1944 ERNST ROBERT CURTIUS eine Aktualität von DIEZ' Werk nicht mehr gegeben sah und es als „aufgesogen vom Fortschritt der Forschung“ (CURTIUS 1948, 393) bezeichnete, so ist damit ein letzter Termin für die Erstarrung und Kanonisierung der Meinungen über DIEZ und seine Zeit gegeben. Dabei scheint sich weitgehend eine schlechte Meinung von der vorromantischen Wissenschaft kanonisiert zu haben, so wie sie von den Romantikern selbst bisweilen vorgebracht wird und uns vor allem in den Nachrufen ihrer Schüler in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entgegentritt. Mag vielleicht sonst der wachsende Zeitabstand einen Ausgleich dafür besorgen, daß eine gerade überwundene Epoche von der unmittelbaren Nachwelt zuerst

weniger ausgewogen beurteilt wurde. Für die vor der Romantik liegende Wissenschaft hat die zunehmende Distanz kaum eine neue historisch bewußtere und ausgewogenere Wertschätzung bewirkt. Die Bewertung dieser Epochen scheint bis heute noch zu einem beträchtlichen Anteil in der Sicht der Romantik zu erfolgen.

Anmerkungen

- ¹ Ähnlich schon RICHERT 1914, 41: „RAYNOUARD beginnt mit einem fundamentalen Irrtum, dem er sein Leben lang anhing.“
- ² Der Terminus „Mundart“, der heute nur in der Bedeutung von „Dialekt“, „regional stark begrenzte Sprachvariante“ gebraucht wird, schließt zu dieser Zeit noch eine Bedeutung „Sprache“ im allgemeineren Sinn ein.
- ³ Wir haben uns hier weitgehend auf die Darlegung von DIEZ' Standpunkt beschränkt, ohne ausführlicher auf die Hintergründe methodischer und biographischer Art einzugehen. Ein Grund für seine zögernde Haltung gegenüber dieser sprachgeschichtlichen These könnte die überwiegende Beschäftigung mit literaturgeschichtlichen Fragen auch in den Jahren nach 1824 sein. Noch 1831 schreibt er an DIEFENBACH: „Meine geringen Studien sind fast schlechthin auf das Litterärhistorische gerichtet und nur zuweilen wage ich es, mich auf das Sprachgebiet zu verirren.“ (STENGEL 1883, 63). CURTIUS 1948, 406 bringt für das Verhältnis von literatur- und sprachwissenschaftlichem Interesse noch mehr Äußerungen bei und gründet unter anderem darauf seine biographisch-psychologische Deutung von DIEZ' Lebenswerk (vgl. dazu dann auch IORDAN 1962, 19n1).

Literatur

- BEHRENS, D.: FRIEDRICH DIEZ. Festrede zur Feier von DIEZ' 100stem Geburtstag, Giessen 1894
- BOURCIEZ, EDOUARD: „Un centenaire: La Grammaire de FR. DIEZ en 1836“ in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen 170, 1936, 211–214
- [BOUTERWEK, FRIED.]: Rezensionen zu RAYNOUARD, in: Göttingische Gelehrte Anzeigen 6. 10. 1817, 1593–1598 (zu: *Elémens de la grammaire de la langue romane avant l'an 1000* ..., 1816); 15. 4. 1819, 599–600 (zu: *Grammaire romane, ou Grammaire de la langue des troubadours*, 1816; *Choix des poésies originales des troubadours*, I, 1816); 16. 10. 1819, 1649–1661 (zu: *Choix* ..., II, 1817; III, 1818); 13. 1. 1825, 80–86 [I. 82–88] (zu: *Choix* ..., IV, 1818; V, 1820; VI, 1821)
- [Rezensent nach F. WÜSTENFELD, Die Mitarbeiter an den Göttingischen Gelehrten Anzeigen in den Jahren 1801 bis 1830, Göttingen 1887]
- BREYMANN, HERMANN: FRIEDRICH DIEZ. Sein Leben und Wirken. Festrede gehalten zur Feier des hundertsten Geburtstages am 3. März 1894, Leipzig 1894
- BROCKHAUS. Enzyklopädie in zwanzig Bänden. Siebzehnte völlig neubearbeitete Auflage des Großen BROCKHAUS, Bd. IV: CHOD–DOL, Wiesbaden 1968
- CURTIUS, ERNST ROBERT: „Bonner Gedenkworte auf FRIEDRICH DIEZ zum 15. März 1944“ in: *Romanische Forschungen* 60/3, 1948, 389–410 (auch als: „FRIEDRICH DIEZ. 1794–1876“ in: *Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn. Sprachwissenschaften (150 Jahre Rheinische FRIEDRICH-WILHELMS-Universität zu Bonn. 1818–1968)*, Bonn 1970, 171–180)
- DIEFENBACH, L.: Ueber die jetzigen romanischen Schriftsprachen ..., Leipzig 1831
- DIEZ, FRIEDRICH: Rez. zu RAYNOUARD (*Choix* ..., I, 1816) und zu SCHLEGEL (1818), in: *Heidelberger Jahrbücher der Litteratur* 13, 1820, 675–685 (auch in: DIEZ 1883, 39–48)

- , -: „Ueber die Minnehöfe“ in: ders.: Beiträge zur Kenntniß der romantischen Poesie, Erstes Heft, Berlin 1825, 1–126
- , -: Die Poesie des Troubadours, Zwickau 1826, Leipzig ²1883
- , -: Leben und Werke der Troubadours (1829), Leipzig ²1882
- , -: Grammatik der romanischen Sprachen, Bonn, I, 1836, ²1856, II, 1838, ²1858, III, 1844, ²1860, I–III, ⁵1882
- , -: Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen, mit einem Anhang von AUGUST SCHELER [Bonn ⁵1887, ¹1853] und einem neuen vollständigen Index von JOHANN URBAN JARNÍK [Heilbronn 1889], Nachdruck Hildesheim/New York 1969
- [-, -]: FRIEDRICH DIEZ' kleinere Arbeiten und Recensionen, Hg. HERMANN BREY-MANN, München 1883
- GAUCHAT, LOUIS: „FRIEDRICH DIEZ“ in: Vox Romanica 1, 1936, III–VI
- GRIMM, JACOB: Deutsche Grammatik, I, Göttingen 1819, ²1822
- GRÖBER, GUSTAV: „Geschichte der romanischen Philologie“ in: ders. (Hg.), Grundriß der romanischen Philologie, I, Straßburg ²1904–1906, 1–185
- FOERSTER, W.: „FRIEDRICH DIEZ. Amtliche Schriftstücke ...“ in: Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur 17/1, 1895, 237–284
- JORDAN, IORGU: Einführung in die Geschichte und Methoden der romanischen Sprachwissenschaft, Berlin 1962
- KÖRNER, JOSEF: „FRANÇOIS-JUSTE-MARIE RAYNOUARD“ in: Germanischromanische Monatsschrift 5, 1913, 456–488
- KÖRTING, GUSTAV: Handbuch der romanischen Philologie, Leipzig 1896
- LAROUSSE, PIERRE: Grand dictionnaire universel du XIX^e siècle ..., t. XIII: Pourpre – R, Paris 1875
- LEWIS, GEORGE CORNEWALL: An Essay on the Origin and Formation of the Romance Languages. Containing an Examination of M. RAYNOUARD's Theory on the Relation of the Italian, Spanish, Provençal, and French to the Latin, London ²1862
- MEYERs Enzyklopädisches Lexikon, Bd. VI: Coö–Diu ..., Mannheim–Wien–Zürich ⁹1972
- NARR, GUNTER: „AUGUST WILHELM SCHLEGEL – ein Wegbereiter der Romanischen Philologie“ in: SCHLEGEL 1971, I–XIV
- NOUVEAU LAROUSSE ILLUSTRÉ. Dictionnaire universel encyclopédique publié sous la direction de CLAUDE AUGÉ, Paris, I–VII, 1897–1904; Supplément, 1906–1907
- RAYNOUARD: Choix des poésies originales des troubadours, I–VI, 1816–1821, réimpression Osnabrück 1966
- , -: Lexique roman ou Dictionnaire de la langue des troubadours ... I–VI, 1836–1845, réimpression Heidelberg s.d.
- RICHERT, GERTRUD: Die Anfänge der romanischen Philologie und die deutsche Romanik, Halle 1914
- SACHS, K.: FRIEDRICH DIEZ und die romanische Philologie. Vortrag gehalten auf der Philologen-Versammlung zu Wiesbaden im September 1877, Berlin 1878
- SAUSSURE, FERDINAND DE: Cours de linguistique générale. Édition critique par RUDOLF ENGLER, I, Wiesbaden 1968
- SCHLEGEL, AUGUST WILHELM VON: Observations sur la langue et la littérature provençales, 1818, Neudruck Tübingen 1971
- STENGEL, E.: Erinnerungsworte an FRIEDRICH DIEZ, Marburg 1883
- TAGLIAVINI, CARLO: Einführung in die romanische Philologie, München 1973
- TOBLER, A.: „Drei Briefe JAKOB GRIMMs an FRIEDRICH DIEZ“ in: Zeitschrift für romanische Philologie 6, 1882, 501–505

- , -: „Briefe von FRIEDRICH DIEZ an JAKOB GRIMM“ in: Zeitschrift für romanische Philologie 7, 1883, 481–493
- VÀRVARO, ALBERTO: Storia, problemi e metodi della linguistica romanza, Napoli 1968
- VIDOS, B. E.: Handbuch der romanischen Sprachwissenschaft, München 1968

Diskussion

Diskussionsteilnehmer: DUMONCEAUX, NIES, RÉSANO, SCHRADER, VOLZ

Der Stellenwert dieses Beitrages im Rahmen des Kolloquiums ist zunächst für Deutsche wohl eher einsichtig, als es für Franzosen der Fall sein mag. Die Vorstellung von der (später verloren gegangenen) sprachlichen und literarischen Einheit der Romania ist noch heute in Deutschland lebendig, (beispielsweise dokumentiert in den Bezeichnungen wie *Romanistik*, *Romanisches Seminar*, *Romanische Philologie*) und fordert somit heraus zur Beschäftigung und der Suche nach ihrem Ursprung.

Abgesehen von den ersten Überlegungen in dieser Hinsicht, wie sie während der italienische Renaissance u.a. von BEMBO gemacht wurden, taucht die Idee von der Existenz einer einheitlichen, wenn auch regional differenzierten Ursprache der Romania (fr. *proto-roman*, dt. *gemeinromanisch*) während der Romantik wieder auf, für die RAYNOUARD die Bezeichnung PROVENÇAL gewählt hatte.

Auf die Frage, ob der RAYNOUARDSche Terminus *provençal* mit dem heute in Deutschland üblichen *vulgärlateinisch* identisch sei, wurde erwidert, daß bei DIEZ und anderen Autoren detaillierte Schilderungen für den Sprachzustand anzutreffen sind, den man heute mit vulgärlateinisch bezeichnen, als „*römische Volkssprache*“ beschreiben würde. Doch ist damit nicht der Sprachzustand erfaßt, der eine romanische Ursprache darstellt.

Im weiteren wurde das Phänomen erörtert, daß im Deutschen wie im Französischen die Bezeichnungen für die „*römische Volkssprache*“ pejorative Elemente enthalten: *latin corrompu*, *latin vulgaire*, *bas latin*, *vulgärlateinisch*. Dies sei wohl nicht nur dadurch zu erklären, daß sich die Latinisten vornehmlich an der sprachlichen Norm des klassischen Latein orientiert haben, sondern daß als ein Kriterium für die Existenz einer Sprache auch das Vorhandensein einer Literatur gilt, d.h. die Herausbildung einer literarischen Schriftsprache.

Protokoll: VON GEMMINGEN, SCHNEIDER



Horten

**TREFF-
PUNKT
FÜR
PREIS-
BEWUSSTE:**

60 Warenhäuser in der Bundesrepublik

Positivismus und Objektivität in der Linguistik

A. RÉSANO

Aus den Themenvorschlägen zu diesem Kolloquium haben wir die Überlegungen zum Positivismus und zur Objektivität ausgewählt, da sie unbestreitbar eine ausgezeichnete Einführung in die Probleme linguistischer Forschung im zwanzigsten Jahrhundert bilden. Der Positivismus wird hier im weiteren Sinne als eine Wissenschaftsrichtung aufgefaßt, die darauf abzielt, Gesetze oder konstante Relationen der Phänomene aufzuzeigen, ohne nach ihren Ursachen oder ihrem tieferen Wesen zu fragen. Desgleichen verstehen wir unter Objektivität die Ablehnung jeder psychischen oder psychologischen Analyse zur Erklärung von sprachlichen Gesetzen, d.h. allgemein, die Ablehnung dessen, was in der Linguistik unter dem Namen ‚Mentalismus‘ bekannt ist, der durch übertriebene Auslegung in letzter Zeit zu Unrecht pejorative Konnotationen erhalten hat.

Diese vorläufigen Definitionen genügen in ihrer Einfachheit, um unsere Analyse zu rechtfertigen, denn, wie bereits gesagt, stehen diese Begriffe heute im Mittelpunkt linguistischer Fragestellungen. Wir erheben hier nicht den Anspruch, alle derzeitigen Tendenzen der Sprachwissenschaft auf ihren Grad an Positivismus und ihren prozentualen Anteil an Objektivität zu prüfen: zu einer solchen Studie fehlen uns hier Zeit und Möglichkeiten. Es erschien daher sinnvoller, sich auf eine bestimmte Theorie zu beschränken, die insbesondere bemerkenswerte Resultate in der hispanistischen Sprachwissenschaft in Frankreich erbracht hat: die Psychosystematik GUSTAVE GUILLAUMES.

Diese Wahl scheint uns um so mehr gerechtfertigt, als die meisten Kritiken gegen diese Theorie ihren ursprünglichen und mit Nachdruck vertretenen Mentalismus betreffen, dessen einziger Fehler es wahrscheinlich war, daß er der Mode und der Haltung seiner Zeit nicht entsprach. Man hat sehr früh Objektivität und Positivismus gleichgesetzt, bzw. Positivismus und Formalismus oder genauer die verschiedenen Formalismen, die jeden Rekurs auf die Semantik bei der Sprachanalyse ablehnen. Die Objektivität besteht dann darin, die Bedeutung (*signifié*) als Tabu anzusehen und nur mit unterteilbaren, kommutierbaren, permutierbaren, physikalischen Zeichen zu operieren. Mit diesen Zeichen kann man dann nach Belieben jonglieren, wenn man sie nicht als das ansieht, was sie sind: Einheiten aus einem Ausdruck (*signifiant*) und einem Inhalt (*signifié*). Die Analyse des Ausdrucks, die allein für würdig gehalten wird, wissenschaftliche Objektivität zu garantieren, hat die notwendige Untersuchung

des Inhalts behindert. Der Historizismus des späten 19. Jahrhunderts hat, verstärkt durch den herrschenden Positivismus, die linguistische Arbeit auf sichtbare Fakten, auf die äußere Seite der Sprache gelenkt. Auf diesem Gebiet war der Einfluß F. DE SAUSSUREs nicht entscheidend.

Er hat immerhin bewirkt, daß Sprache nicht mehr als heteroklites Gebilde aus Tönen und Bedeutungen angesehen wird, sondern als kohärentes System, in dem jedes Element seinen Wert in der Verbindung mit anderen Termen der gleichen Struktur erhält. Leider konnte dieses Konzept nicht seine ganze Tragweite unter Beweis stellen, da SAUSSURE sich einseitig der synchronischen Sprachwissenschaft zuwandte. Ohne diese beiden Beschränkungen wäre die Entwicklung der Sprachwissenschaft wahrscheinlich ganz anders verlaufen. Die Vernachlässigung der Diachronie, die bald von mehreren Linguisten verkündet wurde, nimmt dieser Wissenschaft jede historische Perspektive; zwar ist der Schaden für eine Studie der phonetischen Entwicklung der Einheiten nur gering, für eine Systemuntersuchung ist er beträchtlich.

SAUSSUREs Begriff von System als einer jeder Struktur immanenten Notwendigkeit hat wiederum anscheinend nur Untersuchungen der Semiologie, der sichtbaren Seite der Dinge, gefördert. Diese Orientierung – von TRUBETZKOY und JAKOBSON in Europa, von BLOOMFIELD und HARRIS in den USA – findet sich in der Glossematik HJELMSLEVs wieder, die jedoch auch eine – allerdings kaum weiterentwickelte – Untersuchung der semantischen Strukturierung einleitet. In der Tat findet sich bei CHOMSKY die deutlichste Reaktion auf den Antimentalismus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und – mit den bekannten theoretischen Schwierigkeiten – die Rehabilitation der Semantik als Kriterium für die Akzeptabilität der aufgrund von syntaktischen Regeln generierten Sätze.

Der Kompetenzbegriff gibt der Sprache endlich die Wichtigkeit und den Rang zurück, den sie nie hätte verlieren dürfen. Wie in der Systemlinguistik, wo die Sprache (*langue*) als Fähigkeit (*puissance*) verstanden wird, als „Vorher“ (*avant*) hinsichtlich der Rede (*discours*), dem Resultat, dem „Nachher“ (*après*), erweist sich die Kompetenz als Bedingung für den Gebrauch der Sprache, der zur Performanz oder Produktion, zur Generierung von Sätzen, führt. Die Objektivität in der generativen Grammatik betrifft die Bedingungen zum Erstellen von Regeln, denen die Fakten nie widersprechen dürfen; tritt dieser Fall trotzdem einmal auf, so ist er nicht weiter störend: man erfindet dann einfach eine neue, für diese Ausnahme gültige Regel. In der Theorie darf kein Rest unerklärt bleiben, aber die Anzahl der Konstruktionsregeln, der Formalisierungen der Sprache, dürfte wohl die Grenzen der menschlichen Kompetenz – im allgemeinen Sinne – übertreffen.

In der generativen Grammatik entspricht die Kompetenz einer endlichen Menge von expliziten und streng geordneten Regeln, mit denen die offene Menge von grammatikalischen Sätzen einer Sprache generiert werden kann. Diese implizite Kenntnis der Sprache ist ein intuitives Wissen. Die Schwäche dieser Definition liegt offensichtlich in der Unschärfe der Beziehungen zwischen dem menschlichen Denken und der linguistischen Kompetenz, da diese nur aus dem *discours* hergeleitet wird und die Bedingungen zur Generierung der Regeln niemals hinterfragt werden. Die Objektivität bleibt unleugbar, solange man den Bereich des *discours* nicht verläßt; aber im Bereich der *langue* und dessen, was sie tatsächlich für den Menschen bedeutet, ist sie weniger unwiderlegbar. Die Technik kann die Illusion von Leben geben, sie kann es nicht ersetzen.

Es ist wohl möglich, daß der Psychosystematik heute gerade deshalb nicht der ihr gebührende Platz zukommt, weil sie sich entschieden auf die Seite des Lebens, der Beziehungen zwischen dem Menschen und seiner Sprache, gestellt hat. Es ist sicher, daß diese Wahl des schwierigeren Wegs lange Zeit auf das Unverständnis der meisten Linguisten gestoßen ist, die allem mißtrauten, was aussah wie eine geschickte Spekulation, eine vom Realen und Konkreten entfernte

Konstruktion des Geistes. Die Forschung darf aber nicht beim direkt Beobachtbaren, dem *discours*, stehenbleiben, da dieser nur das Produkt einer bereits abgeschlossenen Aktivität sein kann, die konkret ist, obwohl nicht sichtbar, und die zur Konstruktion der *langue* (*glossogénèse*) führt.

Noch bevor sie ein physikalisches, aus Zeichen bestehendes Werk ist, ist die Sprache ein mentales, aus Gedanken bestehendes Werk; sie ist ein System der Vorstellbarkeit, der Abbildung oder Repräsentation und kein Ausdruckssystem. Die traditionelle Linguistik hat diese beiden Ebenen — die semiologische Struktur, die den materiellen Aspekt der Sprache, die Zeichen, betrifft, und die verborgene, mentale Struktur, die die Inhaltsformen enthält — nicht unterscheiden können oder wollen. Sie blieb bei der Beobachtung des Sichtbaren, des bequemen und unleugbaren Sichtbaren stehen. Sie reduziert so das Mentale auf das Physische, oft ohne sich zu rechtfertigen, und erkennt damit Sprache nicht in ihrem tieferen Wesen als Aktivität des menschlichen Denkens an.

Diese durch ein lobenswertes Bemühen um Objektivität bedingte Einstellung ist nicht einfach der Reflex eines kurzsichtigen Positivismus; sie ist z.T. SAUSSURE selbst zuzuschreiben, der betont, daß „dans la langue, on ne saurait isoler ni le son de la pensée, ni la pensée du son, on n’y arriverait que par une abstraction dont le résultat serait de faire de la psychologie pure ou de la phonologie pure“ (Cours de linguistique générale). Was zunächst nur eine Definition des sprachlichen Zeichens und der unauflösbaren Einheit von Ausdruck und Inhalt war, wird durch eine vielleicht zu weitgehende Auslegung zur Definition von *langue*. Nun sind aber die Gesetze, die die materielle Seite der Zeichen betreffen — die Semiologie — nicht identisch mit denjenigen, die die Ordnung der Inhalte (*signifiés*) im System, d.h. die mentale Struktur der *langue*, ausmachen. Der Terminus *signifié* ist übrigens unpassend, da das System offensichtlich nicht auf der Substanzseite, sondern auf der die Substanz erfassenden Formseite zu finden ist. Da jede dieser Strukturen eigenen Gesetzen gehorcht — absolute Kohärenz beim System, hinreichende Wiedergabefähigkeit bei der Semiologie —, bleibt es dem Linguisten überlassen, durch ein jeder Ebene angemessenes Analyseverfahren das Inventar ihrer Einheiten aufzustellen. Der physische Charakter der Repräsentation, das direkt beobachtbare Faktum, verdeckt einen Bedeutungsmentalismus, der zwar direkter Beobachtung unzugänglich, aber ebenso real wie jener ist. Obwohl nicht sichtbar, kommt ihm sogar ein höherer Existenzrang zu, da er primär und permissiv in bezug auf die ausdrucksseitigen Gegebenheiten (*faits d’expression*) ist, deren Aufgabe es ist, ihn zu tragen, seine Vermittlung und Übermittlung zu sichern. So heißt es bei G. GUILLAUME:

„Une tâche de la linguistique, son ultime et plus haute tâche ... est de retrouver sous ce qui est dans le langage du dicible formel — de structure et d’architecture —, ce qui en en fut, au profond de la pensée, le vu de départ.“ (Observation et explication dans la science du langage. *Les études philosophiques*, P.U.F. Paris 1958, zitiert nach *Langage et Science du Langage*, NIZET, Paris 1973).

Man kann zur Sprache, zu diesem Ausgangspunkt, nur vorstoßen, wenn man das direkt Sichtbare zugunsten einer essentielleren Sicht aufgibt, die ursprüngliche Realitäten erfaßt und ein verständnisvolles, begreifenwollendes Sehen ist, das seinerseits zu einem erhöhten Verständnis der vorher festgestellten Sprechakte (*actes d’expression*) führt.

Den ersten Platz unter diesen ursprünglichen Realitäten nimmt das die systematische Linguistik leitende Prinzip des *temps opératif* von GUILLAUME ein. Der Sprachakt (*acte de langage*) ist in der Tat die Verbindung mehrerer Zeittypen. Am leichtesten faßbar ist die Zeit, die zur Konstruktion des *discours* benötigt wird, die *praxéogénèse*, da diese immer und überall in der Gegenwart situiert ist. Im Gegensatz dazu entzieht sich die Zeit der Konstruktion der *langue*, die *glossogénèse*, unserem Bewußtsein, da sie sich über Jahrhunderte und sogar Jahrtausende erstreckt. Es ist also eine Besonderheit der *langue*, daß sie zu jedem Zeitpunkt unseres Daseins

in uns als Sprechfähigkeit (*puissance de parler*) vorhanden ist, so wie der Raum in seiner Gesamtheit auch im kürzest vorstellbaren Augenblick existiert. Unter diesen Bedingungen stellt sich das Sprachsystem, oder besser das System von Systemen, unserem Denken als Vorstellungsraum dar, der eine bestimmte Anzahl von Positionen enthält, von denen der Sprecher diejenigen auswählt, die am besten den augenblicklichen Zielen des *discours* entsprechen. Um diese virtuellen, von der *langue* vorher erstellten Räume zu durchlaufen und um die dem Ausdruck angemessene Position einzunehmen, bedarf es der Zeit wie für jegliche andere Aktivität. Diese von der Aktivität des Geistes im Rahmen des *acte de langage* benötigte Zeit nennt man *temps opératif*.

Die Geschichte der Sprache könnte im Grunde eine Geschichte der Organisation der Systeme im Hinblick auf eine fortschreitende Reduktion dieses *temps opératif* sein, so daß der Sprecher mit größerer Leichtigkeit Aussagen bilden kann. Diese Organisation gibt der Sprache die besondere Gestalt eines Systems von Abhängigkeitsbeziehungen, d.h. einer der geistigen Aktivität vorgeschriebenen Anordnung von Positionen. Um sie durchlaufen zu können, braucht man je nach der schließlich ausgewählten Position mehr oder weniger Zeit; diese kann aber niemals gleich Null sein. Diese relative Augenblicklichkeit gleicht derjenigen des perfekten Computers, der die verlangten Aufgaben in einer Zeit löst, die praktisch gleich Null, aber real und meßbar ist. Das Denken ist der Maschine sicherlich überlegen in dem Maß, wie es z.B. direkt die der Äußerung angemessene Position erfassen kann, ohne das ganze System durchlaufen zu müssen. Die Aufgabe des Linguisten, unsere Aufgabe, besteht nun darin, diese Systeme, diese virtuellen Räume neu zu konstituieren und dabei einerseits die physikalischen Zeichen, die die Gliederung markieren, zu beachten, andererseits aber auch (und vor allem) die Art der Operationen bewußtzumachen, mit deren Hilfe der Geist das Wahrgenommene darstellen kann: die zeitliche Abfolge von „vorher“ und „nachher“; Schwingungen zwischen „mehr“ und „weniger“, Generelles und Partikuläres auf der Seite des Raumes.

Es kommt vor, daß die Semiologie bestimmte dieser Positionen als Etappen, als Stationen im Kinetismus des Systems markiert, die hierdurch ein spezifisches Gewicht erhalten; die Menge dieser Stationen bildet eine Struktur von Oppositionen oder Integrationen wie z.B. im Verbal-system des Französischen. Die Struktur gehört also zum semiologischen Bereich, während das System zum mentalen Bereich gehört, in dem die Positionen nur einzelne Momente auf einem vorgegebenen Weg darstellen.

In anderen Fällen besteht die Semiologie nicht nur aus einzelnen Stationen, sondern aus einem vollständigen Kinetismus, wie auch immer die vom *discours* festgehaltene Position aussehen mag. Ein Beispiel dafür ist das Artikelsystem, das aus zwei Kinetismen besteht; der eine trägt den Gedanken vom Generellen zum Partikulären, der andere, im Gegensatz zum ersten, weist über das Partikuläre hinaus zum Generellen. Die beiden französischen Artikel *UN* und *LE* decken jeden beliebigen Punkt des ihnen unterliegenden Kinetismus ab. Sie unterscheiden sich nicht durch die Extension, die sie als beigeordnete Vektoren dem Substantiv im *discours* verleihen, sondern durch die Art des Kinetismus, den sie repräsentieren.

Andere Systeme schließlich, die tiefer in der *langue* situiert sind, können kein besonderes Zeichen erhalten: sie haben also keine Struktur im semiologischen Bereich, erlauben keine Untersuchung auf physikalischem Niveau, aber sie besitzen dennoch eine reale Existenz, die sogar von denen anerkannt wird, die sich ihre Analyse versagen. Das ist der Fall des Systems der *parties du discours* und der Opposition Verb – Nomen. Nichts in der Morphologie von *HOMME*, *MAISON*, *LIQUIDE*, oder *POUSSE* erlaubt es, a priori die Kategorie dieser Einheiten zu bestimmen. Zwar ist das Problem durch Distributions- oder Permutationsproben keineswegs unlösbar, aber die Leistung dieser Techniken geht nicht über eine Etikettierung der Wörter hinaus und erlaubt es nicht, das tatsächliche System zu erfassen. Das Fehlen der sichtbaren Markierung ist hier nicht Kennzeichen eines fehlenden Wertes. Die Systematik lehrt

uns im Gegenteil, daß es kein Fehlen im System gibt und nicht geben kann. Um etwas ausdrücken zu können, braucht man vorrangig Repräsentationsmöglichkeiten und die *parties du discours* sind davon nicht ausgenommen: in unseren Sprachen ist jeder Begriff ein Substantiv der, aus einem denkbaren Universum entnommen, zur Repräsentation in ein zweites, linguistisches Universum übertragen und unter der Kategorie ‚Raum‘ gesehen wird; im Gegensatz dazu ist das Verb das Resultat einer doppelten Bewegung, die mit der des Substantivs identisch ist, aber zu einem zweiten Universum mit der Kategorie ‚Zeit‘ führt. Also ist die Opposition Verb – Substantiv nur der sprachliche Spiegel der außersprachlichen Opposition Raum – Zeit.

Da Seiendes nur dank der Verbindung dieser beiden Kategorien begriffen werden kann, die das Denken – um das Denkbare darzustellen – trennen mußte und konnte, beurteilt man die Minimaläußerung zu Recht als eine Bedeutungseinheit, die nach sprachlicher Erfassung diese beiden Kategorien in der Form eines Nominalsyntaxmas (als *support*) und eines Verbalsyntaxmas (als *apport*) verbindet. Eine Konsequenz aus dieser einfachen, aber fundamentalen Definition des Satzes ist, daß die Negation in der *langue* die Trennung dieser beiden Kategorien darstellt, da sie dem Raum seine notwendige Existenzbedingung, die Zeit, abspricht.

Diese wenigen, vielleicht für eine einfache Darbietung etwas zu abstrakten Bemerkungen gestatten uns nichtsdestoweniger zu erhellen, was man unter semiologischer und systematischer Sprachstruktur versteht, und ermöglichen es folglich, die Untersuchung dieser beiden Gebiete zu rechtfertigen, ohne willkürlich zu behaupten, daß sich das zweite jeder eigentlichen linguistischen Analyse entzieht. Zur Verdeutlichung wählen wir zwei Beispiele aus so verschiedenen Sprachen wie dem Französischen und dem Spanischen einerseits und dem Baskischen andererseits.

Wie man weiß, verfügt das Spanische über zwei unabhängige, vollständig konjugierbare Verben, um die Existenz auszudrücken: *SER* und *ESTAR*. Komplementär auf der semantischen Ebene, sind sie morphologisch völlig autonom. Es handelt sich hier wohl um eine Besonderheit vieler Sprachen, die bereits die Aufmerksamkeit der Linguisten geweckt hat. E. BENVENISTE z.B. widmet ihr zwei Aufsätze in *Problèmes de Linguistique Générale* (GALLIMARD, Paris 1966): „Catégories de pensée et catégories de langue“ und besonders „Être et avoir dans leur fonctions stylistiques“.

Seiner Ansicht nach ist diese Dualität den zwei Werten von *sein* zuzuschreiben:

1. Kopula oder grammatische Kennzeichnung der Identität
2. vollgültiges Verb.

Die beiden Einheiten, so sagt er im wesentlichen, haben zusammen existiert und können immer zusammen existieren, da sie völlig verschieden sind. In sehr vielen Sprachen, wie im Französischen, sind sie jedoch zusammengefallen.

Übergehen wir die Zweifel an der Rechtfertigung dieser Dualität im Spanischen: sie kann unserer Meinung nach nicht auf die einfache Opposition Kopula – Vollverb zurückgeführt werden, besonders, wenn man die konstante Entwicklung des Gebrauchs dieser Verben in der Sprachgeschichte beachtet. Was uns auffällt, ist vor allem die Schlußfolgerung dieses hervorragenden Linguisten:

„La distinction est désormais abolie. L'état est alors celui du français actuel où l'on peut aussi bien dire ‚cela est‘ que ‚cela est bon‘, sans que *être* et *exister* se délimitent mutuellement. Il n'y a plus rien, dans cette situation, qui corresponde à l'opposition lexicale de l'espagnol *SER/ESTAR*.“ (p. 193)

Auf rein lexikalischer Ebene ist diese Behauptung zutreffend. Aber die verschiedenen Stämme, die im Französischen das Verb *être* bilden, zeigen das Zögern der Sprache vor der Frage, ob es sich hier um eines oder um zwei Verben der Existenz handle. Zwar ist diese Unterscheidung

auf semantischem Gebiet aufgehoben, aber in der Semiologie trifft dies nicht zu, da man dort Formen mit dem Stamm *STARE* neben solchen aus dem lateinischen Paradigma von *ESSE* findet. Diese Formen sind:

1. *imparfait de l'indicatif*: j'étais, tu étais, il était, etc...

2. *participe-gérondif*: étant

3. *participe passé*: été.

In seiner „Morphologie historique du français: le verbe“, Strasbourg 1931 (wir zitieren nach der Ausgabe von KLINCKSIECK, Paris 1967) konstatiert P. FOUCHÉ diese Übernahmen für die Partizipien von Beginn der Sprache an, aber er stellt für das *imparfait* eine verlängerte Koexistenz zwischen von *ESSE* abgeleiteten Formen:

-iere-ere, ieres-eres, ieret-eret-iert-ert, eriens-erions, eriez, ierent-erent

und von *STARE* abgeleiteten Formen fest:

-esteis, esteies, schließlich estois, etc...

Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts „on n'emploie presque exclusivement que les formes esteie, esteies, etc...“ (p. 422)

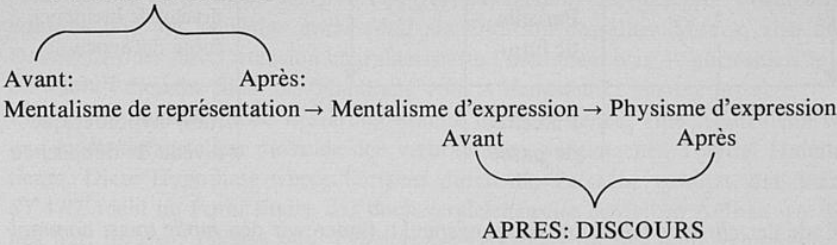
Parallel dazu erwähnt er Varianten, die das moderne Französisch aufgegeben hat. Zum Beispiel: *futur indicatif* Estrai oder Esserai, die sich leicht auf *ESTRE* < *ESSERE* reduzieren lassen und die auf keinen Fall von *STARE* hergeleitet werden können. P. FOUCHÉ erwähnt dagegen für das *conditionnel* im Altfranzösischen folgende Formen, deren Seltenheit er betont: *esteree*, *estereies*, die sehr wohl aus *STARE* entstanden sein können. In der Tat erwies sich das *conditionnel* als Streitpunkt zwischen den beiden analogen, sich widersprechenden Beziehungen: *Esteie-esteree* einerseits, *serai-seree*, den sich durchsetzenden Formen, andererseits. Soviel zu den Fakten. Die Erklärung beruht nur auf phonetischen und semantischen Verträglichkeiten. So kann man auf Seite 421 lesen:

„L'origine du participe *estant*, aujourd'hui *étant*, est discutée. D'après G. KÖRTING, A. THURNEYSSEN, SCHWAN-BEHRENS, E. BOURCIEZ et tout dernièrement A. DAUZAT, il faut y voir le continuateur de *Stante* ou *Stando*. Le verbe être, qui n'avait pas de participe, les aurait empruntés au verbe *ESTER* < *STARE*, dont le sens 'être debout' s'était affaibli de très bonne heure...“

Wie man sieht, verläßt die Analyse die morphologische Ebene kaum. Es gibt nun zwei Haltungen hinsichtlich der Integration dieser Stämme in ein und dasselbe Verb: die erste besteht darin, sich mit der materiellen Erklärung der Fakten, der reinen Kenntnisnahme der Übernahme zu begnügen, da in der Synchronie die Kenntnis ihrer Motive nicht zur Sprachausübung (*pratique du langage*) nötig ist. Die zweite, unsere Möglichkeit sucht nach Gründen, um bei guter Durchführung der Analyse die tiefen Beweggründe verstehen zu lernen, die diese Wahl beeinflußt haben, und um so die vorgetragenen Theorien durch die Systematik zu bestätigen.

In der Tat kann die Ablehnung des ursprünglichen Stammes in den zitierten Beispielen kein Zufall sein. Es ist nicht der physische Bereich, der dem mentalen Bereich seine Gesetze aufzwingt, sondern der Mentalismus, d.h. die in Sprache realisierte Repräsentation, der sich den Physismus als Ausdrucksträger unterwirft. Wir finden hier die Analyse unseres ersten Teils wieder, mit deren Hilfe wir gezeigt haben, daß der *acte de langage* folgende Relationen beinhaltet:

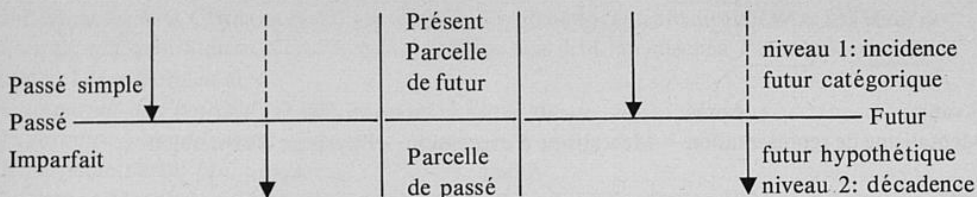
AVANT: LANGUE



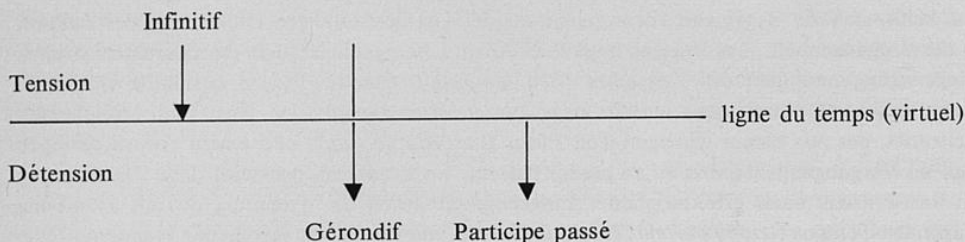
Die historische Variation des französischen Verbs *être* wird in der Semiologie, d.h. im physischen Bereich des Ausdrucks, deutlich; sie ist aber für eine bessere Anpassung des physischen Aspekts an den Mentalismus des Ausdrucks erforderlich, der wiederum nur existiert aufgrund seiner Position im Mentalismus der Repräsentation. Das heißt, daß unsere Untersuchung von der beobachteten materiellen Abfolge (*conséquence*) zur versteckten mentalen Abfolge führt und von da natürlich zur ebenfalls mentalen Bedingung oder Vorstellungsfähigkeit, die das ganze Verbalsystem erzeugt.

Die allgemeine Konzeption der Repräsentation von Zeit in der französischen Sprache, die *chronogénèse*, benutzt die Gegenwart als Bezugspunkt. Sich die Zeit in Gedanken vorzustellen, heißt, sich die Gegenwart vorzustellen, als den Ort der ständigen Umkehrung der Zukunft in die Vergangenheit. Das Präsens muß zwei Ansprüchen genügen: dem der charakteristischen Eingrenzung und dem des Zeitraums (*lieu temporel*), den die Person beständig einnimmt. Dabei erscheint das Präsens als ein zwar kurzer, aber niemals den Wert Null erreichender Zeitraum, der aus einem winzigen Teil Futur (*parcelle de futur*) und einem ebenso geringen Teil an Vergangenheit (*parcelle de passé*) besteht. Im Französischen wird diese Anforderung an das Präsens nach größtmöglicher Eingrenztheit durch die Trennung des die Handlung tragenden Tempus (*temps porteur, temps universel*) von der davon getragenen Handlung (*événement porté*) als Existenz der Person erreicht. Die beiden Zeitanteile – oder – *chronotypes* – erweisen sich als vertikal übereinandergelagert und nicht nur als horizontal eingeschränkt, wie z.B. im Lateinischen. Diese Gliederung beherrscht den ganzen Aufbau des Systems.

In sich selbst geteilt, teilt das Präsens auch die beiden Zeitabschnitte, aus denen es entstanden ist: die Vergangenheit und die Zukunft, die beide zwei Positionen aufweisen je nach dem Niveau, in das das Denken die Ereignisse einordnet. Das obere Niveau, das dem Teil Futur im Präsens entspricht, liefert eine Sicht der Handlung, die zu ihrer eigenen Zukunft, ihrem Futur, ihrem Endpunkt führt: diese Positionen sind das *passé simple* und das *futur catégorique*, d.h. die Inzidenztempora (*temps incidents*). Das untere Niveau ist das komplexere, da es durch das Umschlagen der Zukunft in die Vergangenheit gewonnen wird. Es zeigt ein Bild der nicht mehr ‚kommenden‘, sondern der abgeschlossenen, ‚angekommenen‘ Handlung, d.h., daß es diesmal in der Perspektive der Vergangenheit, seines Anfangspunktes, gesehen wird. Die Besonderheit der Tempora, die auf diesem Niveau gebildet werden – *imparfait* in der Vergangenheit, *conditionnel* in der Zukunft – ist es, daß sie ihrem Zeitbereich (*temps-support*) nur Handlungen zuweisen, die von ihrem Endpunkt her gesehen unvollständig sind – ihre Inzidenz ist nur perspektivisch –, und die in bezug auf den Teil, der zum Zeitpunkt der Zuweisung bereits realisiert ist, als *accompli*, oder besser ‚dekadent‘ bezeichnet werden können.

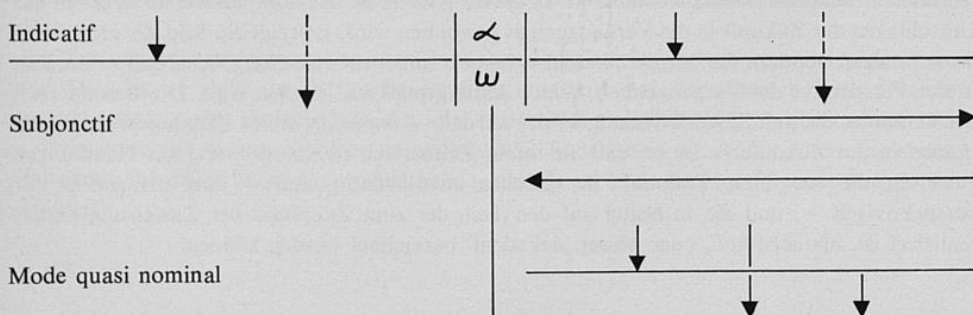


Am anderen Ende der *chronogénèse*, am Ausgangspunkt, finden wir den *mode quasi nominal* mit drei Positionen: *infinitif*, *particpe gérondif*, und *particpe passé*. In der Gesamtheit des Systems ist der Infinitif ein Zeichen für verbale Tension. Das Verb, das noch nicht an Zeit gebunden ist, zeigt sich hier in seiner vollständigen Aktionsmöglichkeit, ohne daß irgendein Teil von ihm bereits verbraucht ist. Das Part. präs. (*gérondif*) ist sowohl gespannt (*tensif*) wie der Infinitif, als auch ungespannt (*détensif*), da es das Bild der sich vollziehenden Handlung ist, ein ebenfalls virtuelles Bild, das zu einer kaum faßbaren „Trägerzeit“ gehört, die die Person nicht ausdrückt und die Gegenwart *afortiori* nicht enthalten kann. Das Part. perf. (*particpe passé*) schließlich ist rein *détensif*; es ist das Zeichen des Verbs, das keine Tension mehr aufbringen kann und darum oft als die ‚tote‘ Form des Verbs bezeichnet wird.



Zwischen diesen beiden Extremen wird das mittlere Niveau durch den Konjunktiv (*subjunctif*) repräsentiert. In diesem Stadium der *chronogénèse* erscheint die Zeit als stärker analysiert als im *mode quasi nominal*, denn sie enthält die Person und zeigt sich hier unter zwei entgegengesetzten und unabhängigen Gesichtspunkten, der eine absteigend, in die Vergangenheit gerichtet, der andere aufsteigend und in die Zukunft gerichtet. Trotzdem bleibt der Konjunktiv ein virtueller Modus, da er kein Bild der Gegenwart vermitteln kann.

Der allgemeine Aufbau des Repräsentationssystems sieht kurz skizziert folgendermaßen aus:



Entsprechend den Erfordernissen der Rede fixiert das Denken die eine oder die andere Position des Systems. Die uns interessierenden Stellen – wir wiederholen es – sind *imparfait* oder

passé décadent (j'étais), das *participe-gérondif (étant)* als mittlerer Form des *mode quasi nominal* und das *participe passé (été)* als Endform desselben Modus, also drei durch ihre Dekadenz oder ihre Detension charakterisierte Positionen, was – abstrahiert man vom *temps porteur* – dieselbe Sicht der Handlung vom Anfangspunkt aus voraussetzt.

Eine erste, oberflächliche Erklärung könnte darin bestehen, eine Äquivalenz von Dekadenz und *avant* aufzustellen, da beide den verbrauchten, vergangenen Teil der Handlung repräsentieren. Diese Hypothese würde übrigens durch die Tatsache gestützt, daß man den Stamm *STARE* nicht im Futur findet, das doch vergleichsweise denselben Aufbau wie die Vergangenheit hat: Inzidenz für das *futur catégorique*, Dekadenz für das *futur hypothétique* oder *conditionnel*. Die Vergangenheit ist also ein Vorher im Vergleich zum Futur...

Dies wäre nun allerdings eine seltsame Wahl, vor allem für einen Hispanisten, der den radikalen Charakter der Opposition von *SER* und *ESTAR* kennt. Im Spanischen nimmt *SER* tatsächlich in der semiasiologischen Hierarchie der Verben der Existenz eine Position ein, die der von *ESTAR* vorangeht; zum einen durch die Fundamentalität seiner Seme und zum anderen durch deren Allgemeinheit bedingt, wird *SER* auch durch seinen frühen Platz in der Hierarchie mehr und mehr ein Morphem, wie seine Verwendung als Kopula und beim Passiv zeigen. Mit anderen Worten: *SER* sagt weniger aus und leistet mehr als *ESTAR*. Die Geschichte der spanischen Sprache ist zum Teil die des Aufstiegs von *SER* durch Substanzverlust im Bereich des *avant* der Verben des Seins und im Gegenzug – aber stets weniger weit entwickelt – die Geschichte von *ESTAR*. Dieser Prozeß der Depletion eines Verbs, das zum Beispiel nicht mehr den Ort, die *transcendance passive* oder das *passive d'état* im modernen Spanisch ausdrücken kann, ist mit dem Prozeß zu vergleichen, durch den *AVER* schrittweise vom Besitz ausdrückenden Vollverb zum Hilfsverb geworden ist.

In einer solchen Hypothese hätten das Französische und das Spanische die genau entgegengesetzte Wahl getroffen, während ihre die Zeit darstellenden Systeme – ohne identisch zu sein – sehr nahe beieinander bleiben. Dies trifft aber nicht zu, und eine genauere Prüfung des Wertes dieser Formen erlaubt es uns im Gegenteil, die Kohärenz dieser Wahl und das begriffliche Vorangehen der Formen von *ESSE* gegenüber den von *STARE* entlehnten zu zeigen.

In der Tat haben wir in unserer ersten Analyse ein globales Ordnungsprinzip angewandt, das einerseits die Handlung (*événement porté*) und andererseits den *temps porteur* berücksichtigt. Es steht fest, daß genau in dem Punkt, an dem die Handlung zum Zeitfluß in Bezug gesetzt wird, der für das *imparfait* charakteristische Teil (*partie accomplie et décadente*) als eine vergangene Vorwegnahme des noch nicht abgelaufenen Teils erscheint. Genauso kann man im *mode quasi nominal* den detensiven Teil des *gérondif* als ‚Vorher‘ seines tensiven Teils ansehen. Wenn man allerdings die Handlung nicht vom *temps porteur* aus, sondern nur in sich selbst und für sich selbst betrachtet, erhalten die Dinge einen ganz anderen Aspekt. In der Denkabfolge, also operativ gesehen, ist die Detension nur das ‚Jenseits‘ oder das ‚Nachher‘ der Tension. Man muß etwas beenden, um dem Beendeten zu begegnen, und durchmessen, bevor man die durchmessene Strecke betrachten kann. So kann die Dekadenz, nach dem Vorbild dessen, was im Präsens vor sich geht, nur durch ständige Umkehrung des Zukünftigen in Vergangenes, des ‚kommenden‘ Teils in den ‚angekommenen‘ erreicht werden.

Infolgedessen erscheint die Inzidenz operativ gesehen als *Vorher* der Dekadenz, und die semio-logische Wahl des Französischen stimmt mit dem überein, was im Spanischen vor sich geht, wenn man davon absieht, daß hier die Opposition lexikalisch und semantisch ist, während sie im Französischen nur als mental und semiologisch charakterisiert werden kann. Sie ist enger an die Modalitäten des Seins zurückgebunden, die von den verschiedenen Positionen im Verbalsystem markiert werden.

Unsere Intuition war also begründet, da die Tension oder Inzidenz tatsächlich auf der Seite von *ESSE* liegt und die Detension oder Dekadenz auf der Seite von *STARE*. Die Denkabfolge,

die im Spanischen zwischen diesen beiden Verben zum Ausdruck kommt, wird im Französischen genau respektiert.

Eine zusammenfassende Analyse der Beziehungen zwischen der Zeit der Handlung und der Zeit, in der die Handlung abläuft, hätte an eine Umkehrung dieser Beziehung im Französischen denken lassen können. So aber muß *SER* als *avant* von *ESTAR* in der semasiologischen Hierarchie der Verben der Existenz aufgefaßt werden, und nicht hinsichtlich des zeitfixierenden Teils der Handlungen, die diese Verben ausdrücken. Nur eine operative, der Handlung *sein* immanente Hierarchie ist in einer Untersuchung der Beziehungen zwischen den beiden Stämmen angemessen; eine resultative, ihrer semantischen Natur externe Hierarchie ist nicht zutreffend, da diese nur nach dem Eintreten der Handlungen in die reale Zeit erfaßt werden kann.

Die Dekadenz, d.h. die Sicht der Handlung in der Perspektive ihres Anfangs, verbietet es, ihr Ende in Betracht zu ziehen: sie ist nicht operativ, sondern resultativ. Sie ist die Sicht des Faktischen, der realisierten Handlung, und nicht die Sicht der Handlung in ihrem Verlauf. Diese Fähigkeit des romanischen Geistes, die im Grunde nur ein hoher Grad an Abstraktion der wahrgenommenen Realität ist, ermöglicht im Rahmen des Verbalsystems eine verfeinerte Wiedergabe der Handlung. Der Sprecher, der in seiner Gegenwart eingeschlossen bleibt, erschafft gezwungenermaßen durch die Sprache die vergangenen Handlungen neu. So wie die Modi den Grad an Virtualität anzeigen, ermöglicht es die Opposition Inzidenz – Dekadenz, die Handlungen in das Zeitgefüge einzuordnen, indem man sie entweder den zu ihrer Realisation nötigen Zeitraum – die Inzidenz – einnehmen läßt, oder indem man ihnen einen freien, noch nicht belegten Raum zuweist – die *incidence perspective*, die obligatorisch eine begonnene Dekadenz verlängert. Auch bei einem noch so geringen Realisierungsgrad wird die Handlung sozusagen gegen ihren Willen in das Zeitschema eingefügt.

Es gilt allgemein, daß diese vom Mentalismus der Repräsentation bereitgestellten Nuancen nur durch die *formes vectrices* des Verbs, die Endungen, wiedergegeben werden. Nur in dem ganz besonderen Fall, den das Sein darstellt, hat das Französische durch einen sehr differenzierten Gebrauch der lateinischen Etyma die im tiefsten der Sprache verankerten Beziehungen auch semiologisch unterstrichen.

Es bleibt noch zu erklären, was in dieser Distribution als Anomalie angesehen werden könnte: die Wahl von *ESSE* zum Ausdruck des *futur hypothétique* oder *conditionnel*, die wohl nicht ohne Zögern erfolgt ist, wenn man den von FOUCHÉ zitierten Beispielen glaubt. Diese Form bildet in der Tat eine Dekadenz in bezug auf eine aufsteigende Trägerzeit, d.h. hier das Futur. Nun ist das Futur per definitionem hypothetisch, da es sich um einen *support* handelt, der etwas noch nicht Seiendes zum Ausdruck bringt, dessen Seinsmöglichkeit zu jedem Augenblick widerrufen werden kann. Diese im Psychismus der romanischen Sprachen festgehaltene Virtualität ist der Ursprung für das Aufgeben der lateinischen Futurformen. Die natürliche Konsequenz dieser Virtualität ist die Ablehnung der Dekadenz, deren Grundlage das Realisierte, die Vergangenheit, das mit der bloßen Idee der Zukunft Unvereinbare ist. So ist das Konditional Zeichen einer doppelten Virtualität: derjenigen des aufsteigenden *temps porteur* einerseits, und notwendigerweise auch derjenigen der Dekadenz andererseits. Das Denken muß sich, um eine Dekadenz im Futur begreifen zu können, zunächst operativ auf die Seite der hypothetischen Realisierung der Handlung stellen und sie dann erst als Produkt der Realisierung, als Realisiertes, betrachten.

Diese Restriktionen gegenüber der realen Natur der Dekadenz scheinen die Wahl des Stammes *ESSE* in der Sprache begünstigt zu haben, um so mehr als die um die beiden Typen des Indikativ Futur erweiterte Semiologie völlig kohärent ist: der Stamminfinitiv (*infinitif radical*) bezeichnet durch die Verkörperung der Tension die eigentliche Vorstellung der Zukunft, die Zeit „en puissance“ ist, und die nachgeordneten Formen von *HABERE*, je nachdem im

Präsens oder Imperfekt, zeigen das Niveau an, auf dem die Handlung in das Tempusschema eingegliedert wird: Inzidenz für das *futur catégorique*, Dekadenz für das *futur hypothétique*. In der Vergangenheit ist die semiologische Einheit aus historischen (Stamm FU- im Lateinischen) und systematischen Gründen zerstört worden, da für die beiden Niveaus hier der Zwang der Virtualität fehlt, zumindest was die Trägerzeit betrifft. Der Stamm des lateinischen Perfekts FU- — im französischen *passé simple* und im *imparfait du subjonctif* erhalten — ist beim *passé simple* nur Zeichen des Widerspruchs zwischen dem absteigenden, d.h. antivirtuellen Tempus des Indikativs und der in die Zukunft weisenden Form der Inzidenz, beim *imparfait du subjonctif* dagegen Zeichen des Widerspruchs zwischen der Virtualität des *subjonctif* und der Antivirtualität des absteigenden Tempus. Derselbe Widerspruch ist übrigens der Ursprung für die Wahl des Stammes (FU-) bei den folgenden Formen des spanischen Verbs *SER*: Indikativ Präteritum und Konjunktiv Futur und Imperfekt (auf *SE* wie auf *RA*).

In dieser Analyse, die, wie wir hoffen, gut durchgeführt ist, haben wir niemals die ursprüngliche Ebene des Systems und dessen gesetzmäßige, absolute Kohärenz verlassen. Wir sind von einem semiologischen Faktum, also von der Ordnung des Feststellbaren ausgegangen und haben dessen tiefere Rechtfertigung auf dem Niveau des darunterliegenden Mentalismus gefunden, indem wir den tatsächlichen Wert der systematischen Positionen gezeigt haben. Wir haben die oft sterile Ebene der zu erklärenden Fakten verlassen und sind durch Nachdenken über die Repräsentationsvorgänge zu den Erklärungstatsachen gelangt, die die Aufmerksamkeit des Linguisten nicht weniger verdienen, auch wenn sie versteckt sind. Die Objektivität liegt hier nicht in den Fakten, sondern in der Kohärenz der sinngebenden Analyse. Sie liegt auch und vor allem in dem absoluten Respektieren der Mechanismen, die der *acte de langage* ins Spiel bringt, d.h. in der Beachtung einer doppelten Aktivität des Denkens: die erste und unmittelbare Aktivität liefert die *actes d'expression*, den Untersuchungsgegenstand der traditionellen Linguistik, und die zweite, umgekehrte, im ‚Jetzt‘ der *parole* überschrittene ist die unbewußte, aber obligatorische Aktivität der *actes de représentation*.

Es gibt ein anderes Gebiet, das dem Forscher interessante Perspektiven eröffnet, da es einen schwierigen und wenig erforschten Teil der systematischen Analyse darstellt. Wir wagen daher nur mit großer Vorsicht einige Hypothesen über das Baskische, eine Sprache, die in vielerlei Hinsicht Probleme aufgibt. Wir greifen nur ein scheinbar unbedeutendes Problem heraus: den Verlust des Präsens und des *passé aoristique* im modernen Baskischen, dessen Untersuchung jedoch ein ausgezeichnetes Beispiel systematischer Analyse bildet. Einerseits bleiben wir bei den allgemeinen Problemen der Repräsentation von Zeit in der Sprache, andererseits kann die Erklärung dieses Phänomens nur auf dem Gebiet des *discours* angesiedelt werden, wenn wir auf die Analogie, ein übrigens eher psychisches als im eigentlichen Sinne materielles Kriterium, zurückgreifen.

Die Tatsachen sind einfach: in seiner *Grammaire basque* (Bayonne 1962) verweist PIERRE LAFITTE im Kapitel über das Verb auf den Ausfall

1. des *présent aoristique*, das fast ausschließlich in Nebensätzen vorkam:

Eror bahadi, berehala xuti hadi: Wenn du fällst, steh sofort wieder auf.

2. des *passé aoristique*, das dem französischen *passé simple* entsprach:

Orduan nausia ethor zadin: Alors le maître vint (p. 206–207).

Die Besonderheit dieser beiden Aoristformen bestand darin, daß sie, im Gegensatz zu den anderen Tempora, die unserem Indikativ entsprechen, mit Hilfe eines *infinitif radical* und der Hilfsverben *DEZA* und *DADI* gebildet werden, die normalerweise zum Ausdruck des Befehls, der Absicht, der Möglichkeit oder auch des Potentiellen, d.h. allem dessen, was im Französischen durch den Imperativ oder den Konjunktiv wiedergegeben wird, bestimmt sind.

Die Analyse der systematischen Grammatik müßte einer zweifachen Fragestellung gerecht

werden: 1. Warum hat diese virtuelle Konstruktion Handlungen ausdrücken können, die a priori nicht virtuell sind?

2. Warum ist diese Position vom baskischen System der Tempusrepräsentation abgelehnt worden?

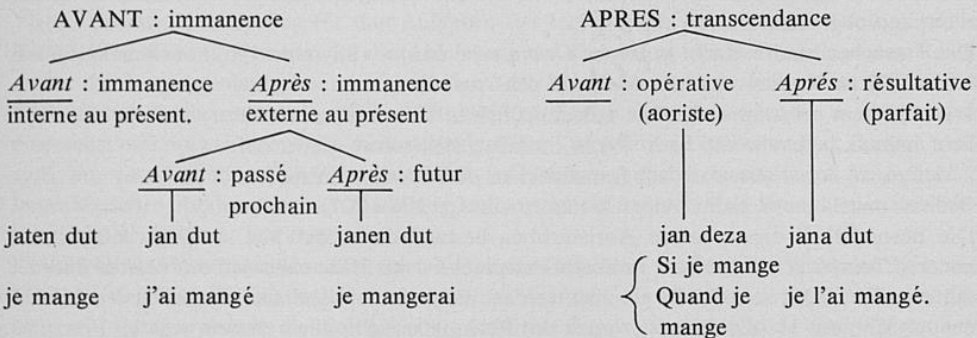
Wie im Vorhergehenden wird auch hier unsere Überlegung auf der Ebene der Erklärungen anzusetzen sein, d.h. der Systeme, deren zu erklärende Fakten, die Konstruktionen des *discours*, nur teilweise physische Manifestationen sind, da sie bestimmten Positionen oder bestimmten Kinetismen in den virtuellen Räumen entsprechen, die sich das Denken schafft, um das Universum darstellen und ausdrücken zu können.

Man weiß, daß das Baskische als endo-phrastische Sprache zumindest für den uns zugänglichen Teil seiner Geschichte zwei Verbzustände (*états*) gekannt hat, oder genauer, das, was die Baskologen mit diesem Begriff bezeichnen. Das erste Stadium, heute noch durch sogenannte starke Verben bezeugt, deren Anzahl ungefähr drei Dutzend beträgt und die größtenteils defektiv sind, ist dasjenige eines Sprachzustandes, in dem das *verbe-phrasé* das Nicht-Partikuläre, den *mécanisme phrastique*, und das Partikuläre, den lexikalischen Begriff, beinhaltet. Einerseits morphologisch komplex, sind diese Verben andererseits sehr einfach in bezug auf ihre Tempuswiedergabe. P. LAFITTE verweist auf drei Tempora: Gegenwart, Vergangenheit und Eventualis (*éventuel*), die allerdings je zwei Abstufungen enthalten, die nicht-markierte Form (*positif*) und die durch das Suffix -KE gekennzeichnete Form (*potentiel*), die anzeigt, daß „l'action est considérée comme possible, probable, future où (à l'éventuel), conditionnelle.“

Diese Distribution legt den Gedanken nahe, daß das Zeitschema nur auf zwei Zeitstufen gegründet ist: eine umfassende Gegenwart, die zusammen mit dem Eventualis die Zukunft ausdrücken kann, und eine weitgespannte Vergangenheit, die wahrscheinlich als Abbild der Gegenwart konzipiert ist. Der Eventualis seinerseits bezieht sich unterschiedslos auf die eine oder die andere Zeitstufe.

Aufgrund der speziellen Wortauffassung dieser Sprache und zum Zweck einer differenzierteren Zeitdarstellung erklärt sich die heutige, erneuerte Form des Verbs als eine Periphrase aus einem Hilfsverb und einem Partizip. Das Verb hat das Partikuläre (*notion particulière*) abgestoßen und nur den *mécanisme phrastique*, das Nicht-Partikuläre, beibehalten, d.h. die Person des Subjekts, des Objekts, des Empfängers, den Modus und den Grad an *positivité*. Der Zeitbezug ist durch das Anfangsmorphophonem ausgedrückt, das Zeit und Person (Subjekt oder Objekt, je nach *voix*) subsummiert. Das Partizip als Träger des Partikulären zeigt außerdem die Position der Handlung in bezug auf diese Person-Zeit-Referenz an.

Hier eine Gesamtansicht der Positionen für das Präsens (derselbe Aufbau gilt für die Vergangenheit):



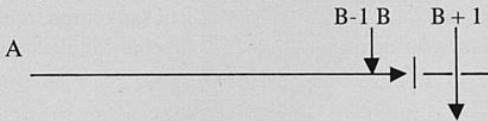
Betrachten wir einmal nur die fünf zusammengesetzten Formen unter Ausschluß der stets

möglichen mehrfach zusammengesetzten Formen (*surcompositions*) und unter Berücksichtigung des heute völlig vergessenen *passé aoristique*.

Das Schema erfordert mehrere Anmerkungen:

1. Mit Ausnahme des Aorist handelt es sich um deklinierte Nominalformen, die die Lage der Handlung in bezug auf die Zeit angeben, die für alle Systempositionen gleich ist.
2. Die Opposition Inzidenz – Dekadenz der romanischen Sprachen existiert nicht. Hier scheint die Opposition Immanenz – Transzendenz vorzuliegen: die Handlung wird entweder in ihrem Ablauf oder in ihrer Gesamtheit gesehen.
3. Der Aorist, der im Französischen eine Handlung in ihrer finalen, bis zu ihrem Endpunkt führenden Perspektive ausdrückt und sich einer in der Perspektive ihres Ursprungs dekadenten Handlung entgegenstellt, hat hier nicht denselben Wert. Im Gegensatz zu den Formen der Immanenz betrachtet er die Handlung in ihrer Gesamtheit; im Gegensatz zum Perfekt handelt es sich um ein operatives Ganzes gegenüber einem resultativen Ganzen. Auf der Seite der Position ist der Unterschied schwer, auf der Seite des Systems ist er leicht zu erkennen. Man findet hier den in dieser Art von Analyse häufigen Begriff der Schwelle wieder:

Gegeben sei die Handlung AB:



Bei B-1, dem letztmöglichen Zeitpunkt des *accomplissement*, ist die Handlung vollständig, aber in sich selbst gesehen: es handelt sich um einen Aorist.

Bei B+1, dem erstmöglichen Zeitpunkt nach Überschreiten der Schwelle, ist die Handlung vollständig, aber von außen gesehen: es handelt sich um ein Perfekt.

So erklärt sich die semiologische Wahl des Aoristes: die Übernahme der Formen der *Eventualis* ist bedingt durch die Virtualität, die die Position B-1 voraussetzt, da es sich um einen inneren Zugriff (*saisie interne*) zur Handlung handelt, die aber in der Perspektive ihrer ganzen Zukunft, ihrem Futur, gesehen wird. Wenn der Zeitraum auch noch so klein sein mag, das Vollständige wird nicht erreicht. Diese Virtualität genügt, um auf die Formen des *Eventualis* zurückgreifen zu lassen. Sie erklärt außerdem den Wert des griechischen Konjunktiv Präsens, den dieser Aorist im Baskischen hatte, und den Wert des *passé simple*, den der ebenfalls ungebräuchlich gewordene *aoriste du passé* annahm.

Es bleibt noch der Untergang dieser Formen im modernen Baskisch zu erklären. Das bereitet keine Schwierigkeiten, wenn man den semiologischen Unterschied zu den anderen Präsens- und Vergangenheitsformen beachtet und ihre empfindliche systematische Position sowie den sehr großen Reichtum an einfach- und mehrfachzusammengesetzten Formen berücksichtigt, den die periphrastische Konstruktion ermöglichte (nach P. LAFITTE mindestens 192).

Ziehen wir auch hier nur systematische Rückschlüsse: man kann in dieser engumgrenzten Ablehnung einer bestimmten Form Anzeichen einer weiterreichenden Ablehnung sehen, nämlich die eines Mechanismus, der die gesamte Tempusrepräsentation dieser Sprache umstürzen konnte.

In der Tat setzt der *aoriste de présent* die Möglichkeit voraus, die ganze Handlung in den vergangenen Teil des Präsens zu verlegen, indem er den futurischen Teil den unmittelbaren Perspektiven überläßt, die letzterer eröffnet. In dem zitierten Satz „*eror bahadi, berahala xuti hadi*“ (Wenn du fällst, steh sofort wieder auf.) ist der Teil Vergangenheit, aus dem sich jedes Präsens zusammensetzt, durch die erste Bedingung gegeben, während der Zukunftsteil durch die Folge ausgedrückt wird. In den romanischen Sprachen hat die Doppelung des Präsens in

zwei Niveaus die charakteristische Opposition Inzidenz – Dekadenz hervorgerufen. Es hindert uns nichts daran, den Einfluß dieser Sprachen, und besonders des Spanischen in typisch bilingualen Gegenden, als Ursache für diese neue Konzeption der Beziehungen zwischen Zeit und Geschehen im Baskischen anzusetzen, eine Konzeption, der es nicht gelungen ist, sich durchzusetzen, da sie im Widerspruch zum Wesen der Sprache, d.h. zu ihrer allgemeinen Tempusrepräsentation steht.

Eingeschränkte mentale Entlehnung oder Bruchstück einer umfassenderen Entwicklung zu einer Zeit, als die beiden übereinandergelagerten Verbzustände eine Art systematischer Störung verursachten: es steht uns nicht zu, hier zu entscheiden. Wir haben nur versucht, eine Besonderheit der baskischen Konjugation von ihren tatsächlichen zugrundeliegenden Bedingungen her zu erklären, also von dem Repräsentationssystem von Zeit, dessen Gesamtuntersuchung in der Diachronie wie in der Synchronie noch geleistet werden muß.

Wir hoffen, daß diese wenigen Überlegungen einen Beitrag zu dieser großen und spannenden Aufgabe leisten können. Wenn sie auch nur offensichtliche Randprobleme betreffen, so sind wir doch von der Richtigkeit unseres Vorgehens überzeugt. Die Untersuchung des zugrundeliegenden Mentalismus ist keine Ablehnung der Objektivität, sondern sie besteht, wie wir gezeigt haben, darin, daß man von Fakten der Oberfläche ausgeht und deren Wert in der Sprache als einem *organisme puissantiel* darlegt, um dann zu den Fakten zurückzukehren, die nun bereichert um die Kenntnis des Systems sind, von dem sie nichts als einzelne Manifestationen darstellen.

Übersetzung aus dem Französischen von UTE GAUSEPOHL

Diskussion

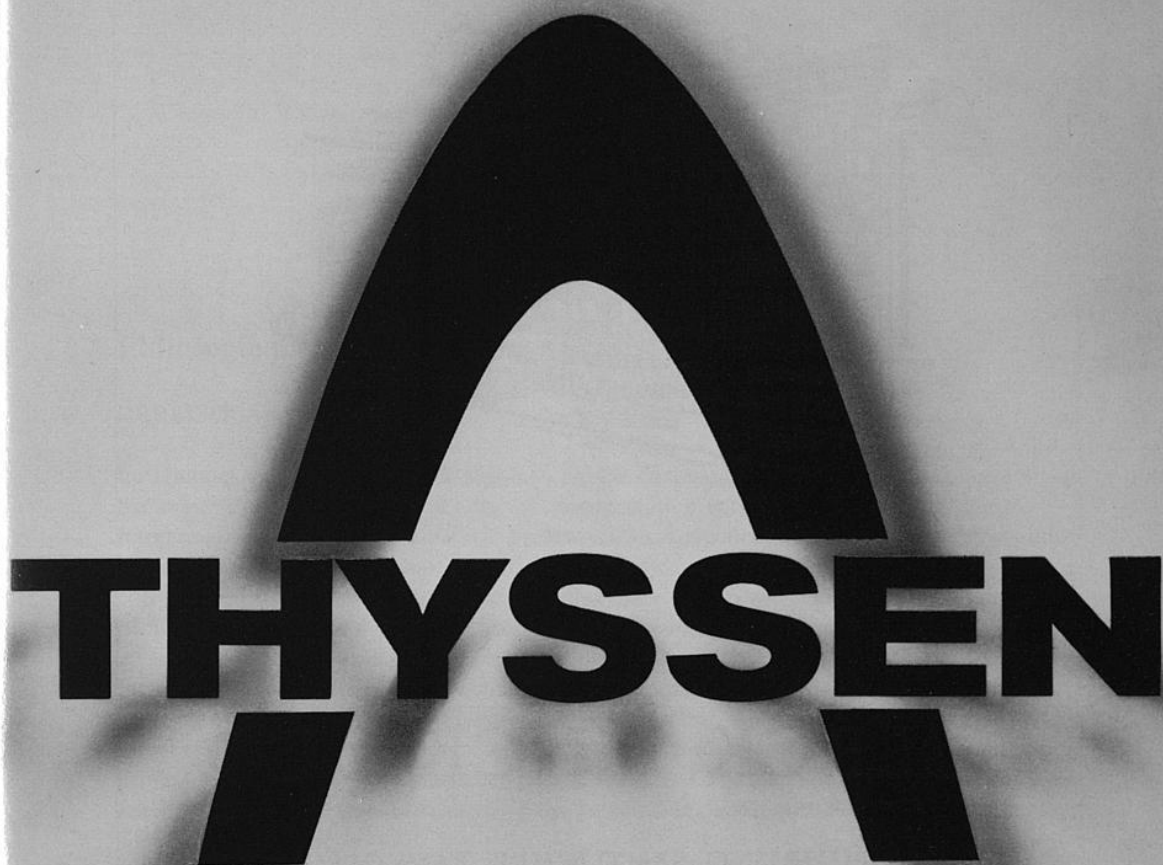
Diskussionsteilnehmer: FEUILLET, HÖFLER, POUSSEUR, RETTIG

Zentrales Thema der Diskussion war die Klärung der Kategorie des Systems und seine Position im vorgeführten Modell.

Das System ist keine Realität, kein reller Denkmechanismus, sondern eine analytische Konstruktion, die sich bewähren muß. RÉSANO grenzte seinen Systembegriff gegen den taxonomischen ab. Das System läßt sich beschreiben als Spiel von Spannungen (*jeu de tensions*) zwischen bestimmten Positionen.

Bedenken wurden erhoben gegen die Unterscheidung von (*mentalen*) Gedanken und (*physischen*) Zeichen. Dahinter verberge sich der Dualismus platonischer Metaphysik. Dieser Dualismus stelle eine methodische Vorentscheidung dar, die sich nicht halten lasse. RÉSANO stimmt diesem Einwand zu, da er seinen Thesen nicht widerspreche. Im Gegensatz zum taxonomischen will sein Modell das Zeichen vom Gedanken nicht trennen. Der Gedanke wählt seine Form direkt, in einem „chemin continu“.

Protokoll: VON GEMMINGEN, SCHNEIDER.



THYSSSEN

Stahl und Edelstahl

Stahl — wichtigster industrieller Werkstoff dieser Zeit. Unser Beitrag: ein weiter Fächer von Stahlerzeugnissen aus modernen Anlagen im engen Verbund. Im Mittelpunkt: vier Oxygenstahlwerke. Dieses kostengünstige Verfahren bleibt die wichtigste Grundlage der Hüttentechnologie. Zudem erschließen wir neue Produktionswege. Mit Purofer verfügt THYSSSEN über ein eigenes Direktreduktionsverfahren. Erste Anlagen wurden inzwischen gebaut.

Investitionsgüter und sonstige Verarbeitung

Investitionsgüter — Motor des wirtschaftlichen Fortschritts. Unser Beitrag: die breite Produktpalette von Thyssen Industrie, dem Verarbeitungszentrum der Thyssen-Gruppe. Von Zwischenerzeugnissen bis zu fertigen Industrieanlagen, von Verkehrsmitteln zu Brücken, Hochbauten und der Umweltschutztechnik. THYSSSEN hat damit einen weiten Aktionsraum, kann sich rasch anpassen an neue Strukturen und Chancen der Weltmärkte.

Handel und Anlagentechnik

Handel — Bindeglied in der arbeitsteiligen Wirtschaft. Unser Beitrag: ein umfassendes Lieferprogramm und hochtechnisierte Service-Einrichtungen. Das weltweite Netz des Thyssen-Handels hält ständig Kontakt zum Kunden. Verstärkte Bedeutung gewinnt das internationale Anlagengeschäft. Dazu gehört: Errichtung kompletter Industriebetriebe, Vermittlung von Know-how.

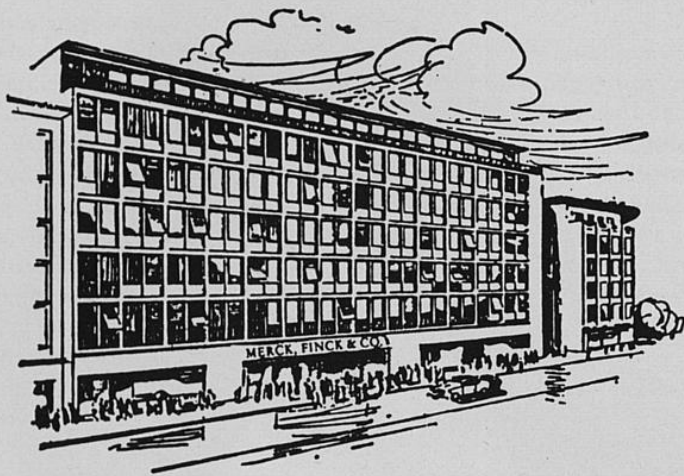


Thyssen Aktiengesellschaft
vorm. August Thyssen-Hütte
Thyssen Niederrhein AG
Thyssen Edelstahlwerke AG

Thyssen Industrie AG (vormals Rhestahl AG)
Thyssen Westfälische Union AG

Thyssen Handelsunion AG, Thyssen Stahlunion AG
Thyssen Brennkraft Handel und Transport GmbH
Thyssen Schulte AG
Thyssen Rhestahl Technik GmbH





MERCK, FINCK & CO

DURCHFÜHRUNG SÄMTLICHER BANKGESCHÄFTE



SORGFÄLTIGE PERSÖNLICHE BERATUNG

4 DÜSSELDORF · STEINSTRASSE 4

TELEFON 8 22 91

Philologie und Kunst der Interpretation

HERBERT ANTON

Im Hinblick auf die übrigen Vorträge und für die Diskussion sollen den Überlegungen einige Bemerkungen zur Geschichte des Begriffs Interpretation vorangestellt werden.

Interpretation ist sprachgeschichtlich das lateinische Äquivalent (*interpretatio*, *interpres*, *interpretari*) des griechischen *ερμηνεια* und kommt aus der römischen Handels- und Rechtssprache. Während seine Anwendung in diesen Bereichen ebenso wie seine Etymologie umstritten ist, wird angenommen, daß sich die bald übliche Bedeutung „Auslegung, Ausdeutung“ von den Auguren und Traumdeutern als „*interpretes divum*“ herleitet. Die Begriffsgeschichte kennt Interpretation im Sinne von Auslegung und Ausdeutung vorrangig als „kunstmäßiges Verstehen schriftlich fixierter Lebensäußerungen“¹, und selbst wenn BACON zum Beispiel die Naturkenntnis „*interpretatio naturae*“ nennt, liefert die Textauslegung das Interpretationsmodell. Dieser Vorrang entspricht der Überlieferung des Begriffs in philosophischen und biblischen, in rhetorischen, philologischen und in juristischen Traditionen der Schriftauslegung und Lehre des Verstehens.

NIETZSCHEs universaler Gebrauch von Interpretation als Ausdruck des Rückgangs hinter das Selbstbewußtsein und HEIDEGGERs Analysen der existentialen Struktur des Verstehens, die ausdrücklich unter dem Leitbegriff Interpretation stehen, haben eine Kritik der traditionellen Hermeneutik möglich gemacht, die zu zeigen vermochte, daß Interpretation ein Vorgang der Deutung ist, dessen hermeneutische Implikationen die philosophische Hermeneutik erörtern, während ihn die Logik der jeweiligen Wissenschaft als Methodenbegriff und Verfahrensweise begründen muß. Dabei scheinen das Niveau der einzelnen interpretatorischen Methodenbegriffe und die Differenziertheit der ihnen zugeordneten Verfahrensweisen von dem Ausmaß der hermeneutischen Bewußtheit abhängig zu sein, mit der die interpretierenden Wissenschaften sich „ihres Verfahrens und ihrer Rechtsgründe“ (DILTHEY) vergewissern. Zu ihr gehören die Einsicht in die Geschichtlichkeit des Verstehens und die Erkenntnis seiner Zirkelstruktur. Da keine Interpretation hinter sie zurückgehen kann, mußte auch der von DILTHEY erhobene Anspruch auf „Allgemeingültigkeit der Interpretation“ modifiziert werden. In dem Maße, wie sich die Methoden der Interpretation mit ihren Sachverhalten ändern, kann Allgemeingültigkeit der Interpretation weder in einer allgemeingültigen Methodenlehre und Methode Begründung finden, noch darf das hermeneutische Ideal, das sie bleibt, zum alleinigen Ziel des

Verfahrens werden. Allgemeingültigkeit ist ein Interpretationsziel unter anderen und kommt Interpretationen dann zu, wenn sie Sachverhalte thematisieren, deren Bedeutungen rekonstruiert und intersubjektiv nachgeprüft werden können. Hier ist Interpretation eine kontrollierbare Konsequenz kontrollierter Voraussetzungen, und nicht die Voraussetzung, sondern allein die Folgerichtigkeit der Beweisführung beansprucht Allgemeingültigkeit. Da aber die Wissenschaften ihr Thema und ihren Gegenstand erst durch die Motivation der Fragestellung konstituieren, verwandelt sich dieses Verhältnis von System und Systemkonsequenz zu einer hermeneutischen Logik von Frage und Antwort, die Allgemeingültigkeit nur noch als Bewährung kennt, die eine Vormeinung durch ihre Ausarbeitung findet². Eine solche Theorie der hermeneutischen Erfahrung geht von der Voraussetzung aus, daß der Einheitspunkt der Interpretation weder in einer idealen „mens dicentis“ noch in der Sachverhaltswahrheit der gemeinten Sachen liegt, sondern je neu im Vorgang des Verstehens selbst gesucht werden muß. In ihm bilden die traditionelle *subtilitas intelligendi* (Erkennen), die *subtilitas explicandi* (Auslegen) und die *subtilitas applicandi* (Anwenden) eine unauflösbare Einheit, die von dem „vorgängigen Lebensverhältnis zu der Sache“ getragen wird³, die verstanden werden soll und deren Interpretation ohne Lebensverhältnis weder möglich noch motiviert ist. Die Kritik – zum Beispiel BETTI – warnte hier vor den Konsequenzen, die die angebliche hermeneutische Bedingtheit für die Wissenschaftlichkeit und Objektivität historischer Erkenntnisse haben müsse, bestätigte dabei – gegen ihre eigene Intention – jedoch nur, daß ein Wissenschaftsbegriff, der von der Geschichtlichkeit des Verstehens und von seiner Endlichkeit absieht, weder eine Theorie noch eine Methodenlehre der Interpretation zu begründen vermag, die Maßstäben der Wissenschaftlichkeit genügt. Daraus ergeben sich Konsequenzen für eine Verhältnisbestimmung von Philologie und Kunst der Interpretation, deren Erläuterung einer Einsicht der Phänomenologie folgen soll.

In einer Abhandlung über die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie hat HUSSERL die „Lebenswelt“ als ein „Reich anonym gebliebender subjektiver Phänomene“ beschrieben und gefolgert: „Keine objektive Wissenschaft, keine Psychologie, die doch universale Wissenschaft vom Subjektiven sein wollte, keine Philosophie hat dieses Reich des Subjektiven je thematisch gemacht und somit wirklich entdeckt“⁴. HUSSERLs Beschreibung der Anonymität der Lebenswelt läßt sich auf das Lesen beziehen, denn auch dessen Welt erscheint als ein „Reich anonym gebliebender subjektiver Phänomene“, das noch keine „objektive Wissenschaft“ je thematisch gemacht und wirklich entdeckt hat. Für die „schönen Wissenschaften und freien Künste“ hat dies keine Folgen. Sie erforschen das „Reich, welches viele auf ihrer Karte nicht finden“ als „Reich des Witzes“, und während die „ernsthaften Wissenschaften“ es nur dann zu Gesicht bekommen, „wenn sie von einem unglücklichen Sturme dahin verschlagen werden“ und „an felsigen Ufern schimpflich scheitern“, teilen die „schönen Wissenschaften und freien Künste“ der „menschlichen Gesellschaft“ aus diesem Reiche „Annehmlichkeiten“ mit, „ohne die sie nichts als unerträglichste Sklaverei sein würde“⁵.

Die Literaturwissenschaft ist beides: „ernsthafte“ und „schöne Wissenschaft“. Als „ernsthafte Wissenschaft“ untersucht sie Sachverhalte, deren Bedeutung rekonstruiert und allgemein eingesehen werden kann. Als „schöne Wissenschaft“ fragt sie indessen nach der Wahrheit und Verbindlichkeit solcher Sachverhalte. Diese Polarität, Sachverhalte zu untersuchen und gleichzeitig nach Wahrheit und Verbindlichkeit zu fragen, entspricht der Struktur einer Literaturkritik, von der FRIEDRICH SCHLEGEL in der allgemeinen Einleitung zu *LESSINGs Geist aus seinen Schriften* (1804) schrieb: „Man denke sich die Kritik als ein Mittelglied der Historie und der Philosophie, das beide verbinden, in dem beide zu einem neuen Dritten vereinigt werden sollen“⁶. Ihr „inneres Wesen“ ist „gründliches Verstehen“, eine „Vermählung von Historie und Philosophie“, die in SCHLEGELs *Philosophischen Fragmenten* „Hochzeit der

Philologie und Philosophie“ genannt wird: „In der Kritik ist die Hochzeit der Philologie und Philosophie zur Constitution der Wahrheit“⁴⁷. Philosophische Reflexion sah solche „Hochzeiten“ lange vor *De nuptiis Philologiae et Mercurii* von MARTIANUS CAPELLA als Mißheiraten an, da die Philologie mit der Poesie verwandt ist und demzufolge wie diese Lügen verbreitet, die „in sehr schönen Worten und Versen“ aufbewahrt werden:

„Ich könnte dir viele zeigen, die, obwohl sie sonst gescheit sind und einen bewundernswerten Verstand haben, von diesem Übel, ich weiß nicht wie, befangen und Lügenfreunde sind, so daß ich mich ärgere, wenn solche im ganzen vortreffliche Männer gleichwohl eine Freude daran haben, sich selbst und die, die mit ihnen verkehren, zu täuschen. Jene Alten vor mir mußt du kennen, HERODOT, KTESIAS VON KNIDOS und vor diesen die Dichter, ja HOMER selbst, hochgefeierte Männer, die sich der schriftlichen Lüge bedienen, so daß sie nicht nur ihre damaligen Zuhörer täuschten, sondern ihre Lüge in der Folge sich bis auf uns erstreckt, aufbewahrt in sehr schönen Worten und Versen“⁴⁸.

Gleichen Vorwürfen ist auch die Literaturkritik ausgesetzt, sofern sie „Hochzeiten der Philologie und Philosophie“ zustande zu bringen und damit Wahrheit zu konstituieren vorgibt. Denn mit der Wahrheit der Dichtung wird die Zuverlässigkeit ihrer Deutung bestritten. Dabei gelten Maßstäbe, die sich auf PLATON zurückführen lassen und den Kritiker der Literatur jenem Rhapsoden an die Seite stellen, dem SOKRATES in PLATONS Dialog *Ion* demonstriert, daß er zwar Worte der Dichter aufsagen kann, aber deren „Sinn und Geist“ nicht kennt und damit „nicht versteht, was der Dichter meint“⁴⁹. Der Rhapsode ist ein „Verkünder der Verkünder“ und „Dolmetscher der Dolmetscher“, der die sachlichen Themen und Motive der Dichterworte nicht zu beurteilen vermag, sondern lediglich „ohne jede wirkliche Erkenntnis viel Schönes über den Dichter zu sagen weiß“ (PLATON), einem Kritiker vergleichbar, welcher – wie der entsprechende Vorwurf im 18. Jahrhundert lautet – „schön“ über „Schönes“ spricht und sich an der Stätte „ernsthafter Wissenschaften“ als „aestheticus“ etabliert. Um dem Rhapsoden deutlich zu machen, daß er die sachlichen Themen und Motive der Dichtung – ihre Sachgehalte – gar nicht beurteilen kann, sondern lediglich „ohne jede wirkliche Erkenntnis viel Schönes über den Dichter zu sagen weiß“, beruft sich SOKRATES auf Fachleute, zum Beispiel auf Ärzte, auf Wagenlenker, auf Baumeister, auf Fischer, Heerführer und Steuermänner. Sie alle haben Fähigkeiten, die dem Rhapsoden abgehen, der Verse HOMERS vorträgt, die von diesen Fähigkeiten handeln, zum Beispiel von der „Kunst des Wagenlenkens“. SOKRATES schließt daraus, daß derjenige, der diese Kunst nicht beherrscht, „auch die Lehren oder Leistungen dieser Kunst nicht richtig zu erfassen vermag“, und behauptet: „Die Kunst des Rhapsoden ist eine andere als die des Wagenlenkers... und wenn eine andere, so ist sie auch eine Kunde von anderen Gegenständen“. Worin besteht die Kunst des Rhapsoden, und welches ist ihre Kunde? Für PLATON besteht die Kunst des Rhapsoden darin, „ohne jede wirkliche Erkenntnis viel Schönes über den Dichter zu sagen“, während ihre „Kunde“ erweist: daß die Dichter lügen. Im Gespräch zwischen ION und SOKRATES ist davon nicht die Rede. Allerdings tauchen bereits die entscheidenden Beweisgründe auf, mit denen PLATON dann im 10. Buch des Staates die Dichtung als Lüge zu entlarven versucht. Die Motive dieser Dichterkritik sind umstritten. So gilt sie zum Beispiel als „Gipfelpunkt des Streites zwischen Philosophie und Poesie“¹⁰, als Folge der Staats-Gründung durch „Worte der Philosophie“¹¹ oder als Konsequenz der Ideenlehre PLATONS, die für die ästhetische Mimesis besagt: „Weit also von der wesenhaften Wahrheit ist offenbar die Nachahmung entfernt; deswegen macht sie auch alles mögliche nach, weil sie sich nur mit dem Oberflächlichsten eines jeden Dinges befaßt, und dazu noch mit einem Schattenbild davon“¹². Es darf offenbleiben, welche dieser Auslegungen der Dichterkritik PLATONS als historische Interpretation zutreffend ist, da es weniger auf diese, als vielmehr auf systematische Bedeutung ankommt, die eine Applikation der Dichterkritik und der ihr zugehörigen Kritik der „Kunst des Rhapsoden“

auf die Literaturwissenschaft und deren „Hochzeiten der Philologie und Philosophie“ zulassen. Dabei geht es um den Begriff, den die Literaturwissenschaft von sich selbst als „Philologie“ und als „Kunst der Interpretation“ haben kann.

Der Philologe ist ein „Freund“ der Rede, und als „Freund“ der Rede ein Liebhaber der Sprache und Sprachen. Das gilt für Sprachen, die gesprochen, aber auch für solche, die nicht mehr gesprochen und von Vergessen bedroht werden. Als Bewahrer wird dieser Philologe – das zeigt sich in Deutschland und Frankreich gleichermaßen – im 19. Jahrhundert zum Denkmalfleger, der Literaturdenkmäler restaurieren und erhalten soll. Das ist eine „positive“ Leistung, die einem „Positivismus“ der Literaturgeschichtsschreibung entspricht, der „Tatsachen“ festzustellen und zu „erklären“ vorgibt. Zu seinen methodologischen Normen gehören „Wertfreiheit“ und der Verzicht auf Applikationen jeglicher Art. Angesichts der „positiven“ Leistungen der Philologen erscheinen diejenigen der „Kunst der Interpretation“ als „negativ“, als bloßes Meinen und Fürwahrhalten. Im Hinblick auf die einleitend vorgetragene Begriffsgeschichte von „Interpretation“ und angesichts der mit ihr verbundenen Positivismuskritik bedarf es keiner Rechtfertigung, wenn Hermeneuten behaupten, daß das wissenschaftliche Selbstverständnis des Positivismus ebenso abstrakt ist wie die dualistische Entgegensetzung von „Philologie“ und „Kunst der Interpretation“. Darauf geht SZONDI in einem *Traktat über philologische Erkenntnis* ein, in dem es heißt: „Das Fehlen eines hermeneutischen Bewußtseins in der deutschen Literaturwissenschaft scheint damit zusammenzuhängen, daß die Literaturwissenschaft die Eigenart des philologischen Wissens zu wenig beachtet, daß sie allzu leicht die Kluft übersieht, welche sie von den anderen Wissenschaften, nicht zuletzt von der Historie, trennt“¹³. Vor SZONDI hat dies EMIL STAIGER erkannt, dessen „Kunst der Interpretation“ aus grundsätzlichen methodischen Gründen wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung zukommt¹⁴. Dabei geht es nicht um die „Qualität“ der von STAIGER vorgelegten Deutungen einzelner poetischer Texte, sondern um die „hermeneutische Dimension“, die methodisch für die Literaturwissenschaft durch „Kunst der Interpretation“ erschlossen wird. Sie findet ihre Begründung in einer Hermeneutik des Daseins, deren Grundsatz lautet: „Tatsachen gibt es nicht, nur Interpretationen“¹⁵. Das trifft sogar für den Daseinsvollzug selbst zu. Auch er erweist sich – hermeneutisch gesehen – als Deutung, die sich historisch vollzieht und der Geschichte und Geschichtlichkeit des Verstehens unterliegt. Darum wird – wie es einmal in der *Fröhlichen Wissenschaft* heißt – die Welt immer wieder „unendlich“, und „wir können die Möglichkeit nicht abweisen, daß sie unendliche Interpretationen in sich schließt“¹⁶. Im Lichte der einleitend vorgetragenen Verhältnisbestimmung von „Hochzeit der Philologie und Philosophie“ zeigt sich ein Aufklärungsmoment dieser „Unendlichkeit“. Es hängt mit einer durch „Dialektik der Aufklärung“ geläuterten Idee von Fortschritt zusammen, die WALTER BENJAMIN mit einem Grundgeschehen des Daseinsvollzuges, der die Analogie von Leben und Lesen betrifft, in Verbindung gebracht hat:

„Dies Lesen ist das älteste: das Lesen vor aller Sprache, aus den Eingeweiden, den Sternen oder Tänzen. Später kamen Vermittlungsglieder eines neuen Lesens, Runen und Hieroglyphen, in Gebrauch. Die Annahme liegt nahe, daß dies die Stationen wurden, über welche jene mimetische Begabung, die einst das Fundament der okkulten Praxis gewesen ist, in Schrift und Sprache ihren Eingang fand. Dergestalt wäre die Sprache die höchste Stufe des mimetischen Verhaltens und das vollkommenste Archiv der unsinnlichen Ähnlichkeit: ein Medium, in welches ohne Rest die früheren Kräfte mimetischer Hervorbringung und Auffassung hineingewandert sind, bis sie so weit gelangten, die der Magie zu liquidieren.“¹⁷

Als Mimesis der „höchsten Stufe mimetischen Verhaltens“ reflektiert die Dichtung die Selbstbefreiung der Sprache, und die „Kunst der Interpretation“ bewahrt, sofern sie dieses Geschehen im Vollzug der Deutung poetischer Texte mimetisch wiederholt, die Literaturwissenschaft

vor der Hingabe an „magische Rituale“ wissenschaftlichen Denkens. Solche „magischen Rituale“ wissenschaftlichen Denkens können sich zum Beispiel in Literaturtheorien verbergen, die die Auslegung poetischer Texte in den Dienst von „Ideen“ – welcher Art auch immer – stellen. Wenn die „Kunst der Interpretation“ solchen „Ideen“ – der jeweiligen Ansprüche und Besonderheit poetischer Texte ungeachtet – folgt, wiederholt sie im Akt des Interpretierens eine in „magischen Ritualen“ übliche Opferung. Interpretieren, die dieses Opfer verweigern, finden Trost in GOETHEs *Iphigenie*, und des Trostes bedürfen sie, denn sie gehen das Risiko ein, berechtigte Ansprüche des Allgemeinen um der Wahrheit des Besonderen willen zu verletzen. Die interpretatorische Verweigerung der Hingabe an das Allgemeine ist – hier fungiert HEGEL als Wegbereiter der „Kunst der Interpretation“ – eine „sittliche Handlung“, deren dialektische Momente „Schuld und Schicksal“ heißen¹⁸. Sollte es anders werden, so wäre – wie ADORNO in der *Ästhetischen Theorie* schreibt – „die Bedingung dafür, daß das gesamtgesellschaftliche Bewußtsein einen Stand erreicht hat, der es nicht mehr in Konflikt bringt mit dem fortgeschrittensten, und das ist heute allein das von Individuen“¹⁹. Diese Auszeichnung von Individualität gilt nicht für den gesellschaftstheoretischen und politisch-praktischen „Übergang zum diskursiv erkannten Allgemeinen“, zumal dann, wenn – wie bei ADORNO – „politisch reflektierende Einzelsubjekte“ der „Atomisierung und Ohnmacht“ ausgesetzt sind. Die Auszeichnung von Individualität bezieht sich auf ästhetische Mimesis, die als „analogon rationis“ den Rätselcharakter von Dasein vor Augen führt und „Kunst der Interpretation“ als Wagnis legitimiert, ein „deutungsloses“ Zeichen zu deuten:

„Ein Zeichen sind wir, deutungslos,
Schmerzlos sind wir und haben fast
Die Sprache in der Fremde verloren.“²⁰

Anmerkungen

- 1 W. DILTHEY, Die Entstehung der Hermeneutik, in: Gesammelte Schriften, Bd. V, Berlin und Leipzig 1924, S. 317 ff.
- 2 H.-G. GADAMER, Wahrheit und Methode, Tübingen 1960.
- 3 R. BULTMANN, Das Problem der Hermeneutik, in: Glauben und Verstehen, Bd. II, Tübingen 1952, S. 227 ff.
- 4 E. HUSSERL, Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie, Husserlina Bd. VI, Haag 1954, S. 114.
- 5 G. E. LESSING, Das Neueste aus dem Reiche des Witzes, Gesammelte Werke, hrsg. von P. RILLA, Bd. III, Berlin 1956, S. 331 f.
- 6 F. SCHLEGEL, Vom Wesen der Kritik, Schriften zur Literatur, hrsg. von W. RASCH, München 1972, S. 258.
- 7 F. SCHLEGEL, Philosophische Lehrjahre, Erster Teil, hrsg. von E. BEHLER, Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. XVIII, Zweite Abteilung, München usw. 1963, S. 272. Vgl. dazu auch den zweiten Teil der Philosophischen Lehrjahre, hrsg. von E. BEHLER, a.a.O. Bd. XIX, München usw. 1971.
- 8 LUKIAN, Der Lügenfreund oder der Ungläubige, Werke, hrsg. von K. MRAS, München 1954, S. 423.
- 9 PLATON, Ion, Sämtliche Werke, Heidelberg o.J., Bd. I, S. 131 (539 A). Vgl. dazu und zu dem Folgenden H. FLASHAR, Der Dialog Ion als Zeugnis Platonischer Philosophie, Berlin 1958, H.-G. GADAMER, Plato und die Dichter, in: Platos dialektische Ethik, Hamburg 1968, S. 179ff. und vor allem J. W. VON GOETHE, Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung, Werke, hrsg. von E. TRUNZ, Bd. XII, 2. Aufl. Hamburg 1956, S. 244 ff.
- 10 E. R. CURTIUS, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, 4. Aufl. Bern und München 1963, S. 211.

- ¹¹ H.-G. GADAMER, Plato und die Dichter, S. 187.
¹² PLATON, Der Staat, Sämtliche Werke, Heidelberg o.J. Bd. II, S. 371 (598 B).
¹³ P. SZONDI, Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis, Frankfurt 1970, S. 13.
¹⁴ E. STAIGER, Die Kunst der Interpretation, Zürich 1955 ff.
¹⁵ NIETZSCHE, Werke, hrsg. von K. SCHLECHTA, Bd. II, 2. Aufl. München 1960, S. 903.
¹⁶ NIETZSCHE, Die Fröhliche Wissenschaft, a.a.O. Bd. II, S. 250 (V/374).
¹⁷ W. BENJAMIN, Über das mimetische Vermögen, Schriften, hrsg. von Th. W. und G. ADORNO, Bd. I, Frankfurt 1955, S. 510.
¹⁸ HEGEL, Phänomenologie des Geistes, hrsg. von J. HOFFMEISTER, 6. Aufl. Hamburg 1952, S. 330 ff.
¹⁹ Th. W. ADORNO, Ästhetische Theorie, Frankfurt 1970, S. 69.
²⁰ HÖLDERLIN, Mnemosyne, 2. Fassung, Vers. 1-3.

Diskussion

Diskussionsteilnehmer: BRIOLET, DAMMRATH, D'HARCOURT, JÜTTNER, KÖNIG, POUSSEUR

Die Diskussion zentrierte sich wesentlich um zwei Themen: die wissenschaftstheoretischen Implikationen der Theorie hermeneutischer Erfahrung und das wissenschaftliche Programm der Philologie im 19. Jahrhundert. Die kontrovers diskutierte Frage nach den wissenschaftstheoretischen Implikationen hermeneutischer Erfahrung zielte auf die Allgemeingültigkeit hermeneutischen Verfahrens. ANTON insistierte auf der These, daß gemäß der hermeneutischen Logik im punktuellen interpretatorischen Akt Allgemeinheit vollzogen wird. Die Faktizität des interpretatorischen Aktes beansprucht eine Allgemeinheitsbedeutung, die der abgelösten methodischen Reflexion aufs Allgemeine überlegen ist. Hermeneutische Logik vermittelt das Besondere mit dem Allgemeinen, ohne das Besondere dem Allgemeinen zu opfern. Diese Logik akzeptiert daher auch das ständige Risiko des Scheiterns. Die Wissenschaftlichkeit hermeneutischer Logik läßt sich als erlernbarer Habitus des Fragens und Antwortens beschreiben. In der Diskussion wurde diesen Thesen entgegengehalten, daß in der Weigerung, Allgemeines zu sagen, das Allgemeine in Form der Theorie doch gewußt, also das Opfer doch vollzogen wird.

Die Geschichte der Philologie im 19. Jahrhundert ist gekennzeichnet durch die Verdrängung der Apriorität der Deutung, die am Anfang der Geschichte der Philologie gewußt war. Kritische Textherstellung nach Maßgabe regelgebundener Interpretationsverfahren (*regulae interpretationis*) war die primäre und positive Aufgabe der Philologie. Deutung war ein posteriorer Akt bloßen subjektiven Meinens. Die moderne Gleichsetzung von Interpretation und Deutung ist ein Resultat der Destruktion der Voraussetzungen dieser Philologie. In diesem Zusammenhang wurde darauf hingewiesen, daß die moderne Wissenschaftstheorie mit ihrer Trennung von *Auffindungskriterien*, die positive Allgemeinheitsmerkmale voraussetzen, und *Rechtfertigungskriterien* die Probleme der traditionellen Philologie wiederholt. Ob sie sie auch rechtfertigt, blieb offen.

Protokoll: VON GEMMINGEN, SCHNEIDER.



STADT-SPARKASSE DÜSSELDORF

das bedeutet

- eine über 150jährige Tradition
- ein modernes Hauptstellengebäude („Sparkassenhochhaus“) im Zentrum der Landeshauptstadt (Foto)
- 70 Zweigstellen im Stadtgebiet – das größte Zweigstellennetz am Ort
- nahezu 2000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die in Geldangelegenheiten zu Hause sind und Sie gern beraten
- eine aufgeschlossene, dem Fortschritt zugewandte Geschäftspolitik
- eine in den Betriebsablauf elektronische integrierte Datenverarbeitungsanlage der neuesten Generation
- mehr Konten als Düsseldorf Einwohner hat
- eine Bilanzsumme von mehr als vier Milliarden Mark
- annähernd vier Milliarden Mark Einlagen von Kunden
- über zweieinhalb Milliarden Mark Kredite an Kunden

STADT-SPARKASSE DÜSSELDORF

mit dem größten Zweigstellennetz in der Landeshauptstadt



ECHT

nur wir brauen

DÜSSELDORFER

ALT



Methoden der Literaturinterpretation und Literaturtheorien im 20. Jahrhundert – Formalismus wider Soziologismus: eine Aporie?

H. LAFAY

Bereits die Gegenüberstellung beider Richtungen scheint ungehörig. Der Widerspruch zwischen Formalismus und Soziologismus ist beiden inhärent und nicht nur ein theoretischer Gegensatz, der sich auf die rein künstlerische und literarische Ebene beschränkt. Beide Richtungen sind historisch verankert (Der russische Formalismus war in der Revolutionsperiode für reaktionär erklärt worden: „die einzige Theorie, die sich dem Marxismus in Sowjetrußland während der letzten Jahre widersetzt hat, ist die formalistische Theorie der Kunst“, behauptete TROTZKI 1923 in *Literatur und Revolution*¹, der amerikanische ‚new criticism‘ war durch die Mitarbeit einiger seiner Repräsentanten an der faschistisch gefärbten Zeitschrift *The American Review* während der Jahre 1933–1937 kompromittiert worden; lebhafte Debatten entbrannten um die marxistische Literatursoziologie, für die der Kongreß der sowjetischen Schriftsteller [1934] mit der Definierung des berühmten „sozialistischen Realismus“ eine Phase darstellte, in der der ideologische Zusammenstoß offenbar wurde). Die geschichtlichen Wurzeln und die politische Umwelt der Methoden haben also mehr als nur Spuren hinterlassen. Wir werden in unserem Zusammenhang weder die letztendlich politischen und ideologischen Gegensätze der unterschiedlichen künstlerischen und literarischen Theorien und ihre Anwendung herunterspielen noch ihre Verbindung mit den historischen Gegebenheiten bagatellisieren. Wohl aber übergehen wir das ebenso affektive wie unausgesprochene Verbot einer objektiven Gegenüberstellung von Formalismus und soziologischer Betrachtungsweise ebenso wie die nur bisweilen kaschierten Beschimpfungen, die auf beiden Seiten als definitive Denunzierung gedacht waren (reaktionärer oder „naiver“ Formalismus, „Vulgärsoziologismus“). Erneut aufzugreifen sind die unterschiedlichen Erscheinungsformen beider Bewegungen im Verlaufe unseres Jahrhunderts, und zwar in ihrer ganzen Komplexität und Vielfalt, bis hin zu ihren möglichen Illogismen und Widersprüchen:

Auf der einen Seite die russischen Formalisten während der Jahre 1915 bis 1930 (JAKOBSON, TYNIANOW, EICHENBAUM, PROPP, etc.)², angefangen vom Moskauer Linguistenkreis im Winter 1914–1915 mit JAKOBSON, der im Jahre 1917 gegründeten „Société d’Etude du Langage poétique“ (l’Opīaz), über ihren Ableger in der Tschechoslowakei durch JAKOBSON ab 1920, der 1926 die „Prager Linguistenschule“ gründete; den angelsächsischen ‚new criticism‘, von ungefähr 1920–1930 bis 1950, vertreten durch die Engländer T. S.

ELIOT, EMPSON, etc. und vor allem die Amerikaner RAMSON, TATE, BROOKS, ROBERT PENN WARREN, AUSTIN WARREN, WELLEK, etc.⁴, in Deutschland die morphologische Schule zwischen 1925 und 1955, vertreten durch ANDRÉ JOLLES, der in Frankreich vor allem dank seiner *Einfachen Formen* (1972 in Paris erschienen) bekannt wurde, ferner O. WALZEL, G. MÜLLER, E. LÄMMERT, W. KAYSER⁵, bis hin zu den französischen Strukturalisten und Formalisten der 60er Jahre, von ROLAND BARTHES bis JEAN COHEN, GÉRARD GENETTE und TZVETAN TODOROV.⁶

Auf der anderen Seite stehen die zahlreichen Erscheinungsformen der Literatursoziologie. Es sind dies in der U.d.S.S.R., angefangen von den wohlbekanntesten Schriften LENINs (*Über Kultur und Kunst*)⁷, TROZKIs (*Literatur und Revolution*, 1923)⁸, PLECHANOWs⁹ bis hin zum „sozialistischen Realismus“ und seinen Spielarten; in den USA, von CALVERTON bis PEARCE, LÖWENTHAL, IAN WATT und G. THOMSON¹⁰; in Deutschland: nach MEHRING und *Die LESSING Legende* (1893) die Wissenssoziologie von MAX SCHELER, MAX WEBER und KARL MANNHEIM¹¹, AUERBACH und seine *Mimesis*¹², die vielberedete Frankfurter Schule um HORKHEIMER, ADORNO, BENJAMIN, MARCUSE¹³, die Studien von ERICH KÖHLER¹⁴, etc.; in Italien: GRAMESCI und eine Reihe anderer¹⁵; in Frankreich: nach GUYAU und seiner Untersuchung *L'Art du point vue sociologique* (1899) LUCIEN FEBVRE¹⁶, PAUL BÉNICHOU¹⁷, vor allem die epochalen Arbeiten von LUCIEN GOLDMANN seit 1945 und vor allem seit 1955, dem Erscheinungsjahr von *Le Dieu caché*.¹⁸

Wir können nur einige der zahlreichen und gewichtigen Probleme evozieren, die ein solcher historischer Überblick aufwirft:

Zweifellos gibt es offensichtliche Einflüsse, direkte Verbindungen (von den russischen Formalisten zu GENETTE und TODOROV oder von LUKÀCS zu GOLDMANN, etc.). Ebenso aber könnte man die Ähnlichkeit völlig unabhängiger, geographisch und kulturell weit voneinander entfernter, gleichzeitiger oder aufeinanderfolgender Entwicklungen hervorheben (etwa die VALÉRYs parallel zu den russischen Formalisten, oder später hier die des ‚new criticism‘).

Hielte man sich dagegen an die Mutationen der verschiedenen Problemstellungen, dann würde man ihre Verbindung mit von außen kommendem Gedankengut feststellen, das sowohl von der allgemeinen geistesgeschichtlichen Entwicklung (bewußte oder unbewußte Rolle der Phänomenologie, des oder der Marxismen, des oder der Freudismen, etc.) abhängt wie auch insbesondere von der Entwicklung der Geisteswissenschaften, vor allem in den Bereichen der Linguistik (etwa der strukturalen Anthropologie, der SAUSSUREschen Linguistik des sprachlichen Zeichens, der funktionalistischen Phonologie von TROUBETSKOY, der generativen Linguistik und verschiedener semiotischer Konzeptionen).

In dieser Hinsicht ist besonders darauf zu achten, daß die verschiedenen postformalistischen und postsoziologischen Weiterentwicklungen unserer Tage deutlich auseinandergehalten werden: etwa des russischen Formalismus über BACHTIN, insbesondere mit der zweiten Auflage seiner Studie über DOSTOJEWSKI [1963] und seiner Rabelais-Studie [1955]¹⁹ bis hin zur „Schule von Tartu“ in Estland, mit JURIJ LOTMAN (*Die Struktur literarischer Texte*, 1970)²⁰, oder des ‚new criticism‘ (etwa durch NORTHROP FRYE in seinem Buch *Anatomie de la critique*, 1957, worin er die Fortschritte der Anthropologie des Imaginären nutzt)²¹, der GOLDMANNschen Richtung durch CHARLES BOUAZIS²², GENEVIÈVE MOUILLAUD²³ oder FRANÇOISE GAILLARD²⁴, und schließlich in deutlich originelleren Untersuchungen marxistischer Kritiker mehr oder weniger orthodoxer Prägung, etwa durch PIERRE MACHEREY²⁵, CLAUDE DUCHET mit der „Sozio-Kritik“²⁶, HENRI MESCHONIC²⁷, aber ebenso auch durch die verschiedenen Mitarbeiter der Zeitschrift *Tel Quel*²⁸, insbesondere JULIA KRISTEVA.²⁹

Aber es ist ebenso möglich, entschlossen auf eine Erforschung dieses dichten Netzwerkes zu verzichten und den diachronischen Raum auf eine synchrone Ebene zu projizieren, um über Divergenzen, Extremformen, Weiterentwicklungen hinweg die Hauptkomponenten des globalen Interpretationssystems herauszuarbeiten, das zum einen formalistischer, zum anderen soziologischer Prägung ist.

Derart wird es viel leichter, vergleichend die Besonderheit des literarischen Phänomens zu markieren. Denn auf dieser systematischen Ebene lassen sich irreduzible theoretische Divergenzen aufzeigen.

Die „Formalisten“ tragen den falschen Namen; sie bekamen ihn durch ihre Gegner: eben als pejorative und negative Benennung.³⁰ Denn es ist nicht das Bemühen um die „Form“, das sie positiv charakterisiert – übrigens ein verschwommener Begriff, ein schillerndes Konzept, mit dem es nicht gelingt, den Antagonismus von Form und Inhalt aufzuheben.³¹ In dem Sinne, wie die „Formalisten“ das Wort verwenden, ist „auch der Stoff formell“ (TYNIANOW)³², anders gesagt, er hat eine besondere Funktion in der Konstruktion des Werkes und wird durch eben diese Funktion verwandelt: unter diesem „funktionalen Aspekt“ (TYNIANOW, JAKOBSON)³³ muß er betrachtet werden als das, was seine „Literarität“ ausmacht. „Gil Blas von LESAGE“, schreibt SCHKLOWSKI³⁴, „hat so wenig von einem Individuum, daß er die Kritiker verleitet anzunehmen, die Zielsetzung des Autors bestehe darin, einen Durchschnittsmenschen darzustellen. Das ist nicht der Fall. Gil Blas ist kein Mensch, sondern der Faden, der die Episoden des Romans verknüpft; und dieser Faden ist grau.“ Der „Formalismus“ erscheint also bei näherem Zusehen weit eher als „Funktionalismus“. Deshalb hat bei ihm sehr schnell die Untersuchung der „Funktionen“ die anfängliche Betrachtung der „Verfahrensweisen“ abgelöst. „Der anfängliche Wunsch der Formalisten“, schreibt EICHENBAUM³⁵, „dieses oder jenes Aufbauverfahren eines Textes hervorzuheben, (...) hat dem Bemühen Platz gemacht (...), die konkrete Funktion des Verfahrens zu begreifen. Dieses Konzept der funktionellen Bedeutung ist allmählich in den Vordergrund gerückt und hat das ursprüngliche Konzept der Verfahrensweise überlagert.“ Man geht so etwa von SCHKLOWSKI'S *Kunst als Verfahren* (1917) aus und gelangt sehr rasch zu Untersuchungen vom Typus *Wie GOGOL'S ‚Mantel‘ gemacht ist* von EICHENBAUM (schon aus dem Jahre 1919) oder *Don Quijote* (SCHKLOWSKI, 1921)³⁶, oder zu W. PROPP'S *Morphologie des Märchens* (aus dem Jahre 1928, mit einem Kapitel über die „Funktionen der Figuren“).³⁷ Man interessiert sich zwar für die Lautgestalt des Verses, die Intonation, die Metrik, den Rhythmus (R. JAKOBSON, *Die neueste russische Lyrik*, 1921; *Über den tschechischen Vers*, 1923; EICHENBAUM, *Die Melodik des russischen lyrischen Verses*, 1922; TOMASCHEWSKI, *Die russische Verslehre*, 1923). „Aber“, unterstreicht EICHENBAUM³⁸, „man kann klar erkennen, daß sich die Hauptbemühungen der Formalisten nicht auf eine Betrachtung der sogenannten Form richteten (...); vielmehr beabsichtigten sie, die These zu begründen, nach der die spezifischen Eigenschaften der Literatur als Kunst zu untersuchen sind. Deswegen ist von der *funktionalen Differenz* zwischen poetischer Sprache und Alltagssprache auszugehen.“

Eine entscheidende Präzisierung also: anders gesagt – es geht um differentielle Funktionalität, um eine Funktion, die durch Differenzierung zustande kommt. Die Beziehung zu einer anderen Wirklichkeit, sei sie auch noch so nahe, nämlich zur Alltagssprache, wird nur hergestellt, um ein „spezifisches Merkmal“ herauszustellen, durch eine distinktive Geste methodologischer Art, die unterscheidet, um so besser die Literatur in ihrer funktionellen Identität definieren zu können. „Das Vorhandensein eines Faktums als literarisches Faktum hängt von seiner differentiellen Qualität ab (d.h. von seiner Korrelation entweder mit der literarischen Reihe oder mit einer außerliterarischen Reihe), mit anderen Worten, von seiner Funktion“, schreibt TYNIANOW.³⁹ Deshalb entwickelte er eine vollständige Analyse der „Aufbau-Funktion“ der Elemente des literarischen Werkes, um so deren „autonome Funktion“ (ihre Beziehung zu

außerhalb des Werkes liegenden, diesem zeitlich vorgelagerten Systemen) ihrer „synonymen Funktion“ (ihrer Verbindung mit anderen Elementen des Werkes) überzuordnen.⁴⁰ Täte er dies nicht, handelte er dem Grundsatz der „Immanenz“ zuwider, der die Grundlage der funktionalistischen Analyse der Formalisten darstellt (WINOGRADOW: „Ich möchte diese Methode (. . .) als *funktional* und *immanent* bezeichnen.“⁴¹).

Aufgrund dieser für die formalistische Betrachtungsweise konstitutiven Entscheidung wird die Literatur sogleich zu einem spezifischen und autonomen Studienobjekt erklärt (EICHENBAUM: „eine spezifische Reihe von Phänomenen“⁴²). „Sie weisen“, schreibt TODOROV⁴³, „das psychologische, philosophische oder soziologische Herangehen an den Text von sich, das damals die russische Literaturbetrachtung beherrschte (. . .); für sie ist das literarische Werk weder aus der Biographie des Autors, noch durch eine Untersuchung des gesellschaftlichen Lebens der Zeit (. . .) erklärbar. Die Methode muß der Untersuchung immanent sein (. . .). Eine immanente Methode bewahrt die Möglichkeit, Anregungen aus den untersuchten Fakten aufzunehmen. Tatsächlich wandeln die Formalisten ihre Methode ständig ab und vervollkommen sie immer dann, wenn sie auf Phänomene stoßen, auf die bereits formulierte Gesetzmäßigkeiten nicht passen.“ Dieses Leitmotiv aller formalistischen Analysen ist zugleich auch ihr Schlußstein, von EICHENBAUM (1925) bis hin zu TODOROV (1973): „Für die ‚Formalisten‘ ist nicht das Methodenproblem der Literaturgeschichte entscheidend, sondern das der Literatur, insofern sie Untersuchungsgegenstand ist.“⁴⁴; „man postuliert die Autonomie dieses Gegenstandes, indem man die Poetik als autonome Wissenschaft instituiert, für die die Literatur als solche der Gegenstand ist.“⁴⁵

Derartige Behauptungen sind keineswegs harmlos und auch nicht ohne Folgen geblieben. Funktionalismus, distinktiver Unterschied und Immanenz führen in der Tat zu einem Betrachtungstyp, dessen Implikationen die naiven Beteuerungen untergraben, daß der Betrachtung jegliche außerhalb des literarischen „Gegenstandes“ liegende Prämisse fehle („Wir kannten und kennen keine fertige Doktrin und kein fertiges System“, versichert EICHENBAUM 1945⁶). Nun erscheint die formalistische Methode nicht allein als eine implizit sehr typische Denkweise. Auch der untersuchte „Gegenstand“ ist in Wirklichkeit das Ergebnis einer Konstruktion durch eben diese Methode. Die zentrale Forderung nach Funktionalität stellt in der Tat die Grundlage des strukturalen Vorgehens dar, das durch die Begründung eines Beziehungssystems genau charakterisiert ist, welches das Werk als eine Konstellation von Elementen sieht. „Der Strukturalismus“, schreibt LOUIS-JEAN CALVET über ROLAND BARTHES⁴⁷, „ist eine Tätigkeit, die darin besteht, einen Gegenstand wiederzuerzeugen, ihn zu rekonstituieren, indem man ihm eine *Gesamtheit von Funktionen* zuerkennt, die seinen Mechanismus, sein Funktionieren erklärt.“ Die formalistische Reduktion der Literatur auf ihre Haupteigenschaft der Literarität, die in der Funktionalität ihrer Elemente begründet liegt, impliziert ipso facto eine gewisse Zerlegung des literarischen „Gegenstandes“, die geradezu typisch ist für das strukturalistische Verhalten — nämlich die Erzeugung dessen, was ROLAND BARTHES eine „Vorspiegelung“ des Objekts nennt, allerdings „ein gesteuertes, parteiisches Trugbild, da der nachgeahmte Gegenstand etwas sichtbar werden läßt, was im ursprünglichen Gegenstand unsichtbar oder, wenn man so will, unverständlich geblieben war.“⁴⁸ MICHEL SERRES⁴⁹ seinerseits definiert die „Struktur“ als ein „Muster“, das auf der Gruppierung von „Elementen beliebiger Anzahl beruht, deren Inhalt nicht erklärt wird, deren *Funktion* allerdings ebenso definiert wird wie gewisse Resultate, was die Elemente anbelangt“ (womit TYNIANOW wieder aufgegriffen wird, und nicht allein die Funktion der inhaltlichen Elemente im Werk, sondern auch ihre Umwandlung durch diese Funktion, anders gesagt, ihre Formalisierbarkeit).⁵⁰ Dieser Funktionalität fehlt, um wirklich struktural zu sein, nur die Geschlossenheit des globalen Systems von Beziehungen innerhalb einer Totalität, die jeglichen extrinsischen Bezug ausschließt. Aber genau dies wird durch das Prinzip der „Immanenz“ unterstellt und

mit der differentiellen distinktiven Methode der Formalisten in Einklang gebracht, indem man auf diese Weise a priori jegliche Heteronomie des Untersuchungsfeldes ausschließt.

Wir verstehen nunmehr, welche Sonderbeziehungen den Formalismus mit der Linguistik verbinden: „während es für die traditionellen Literaturwissenschaftler selbstverständlich war, ihre Untersuchungen an der Geschichte der Kultur oder des gesellschaftlichen Lebens zu orientieren, haben die Formalisten ihre Bemühungen an der Linguistik orientiert“, schreibt EICHENBAUM.⁵¹

Die angeführte Begründung verweist implizit auf die charakteristische Gegensätzlichkeit zwischen der SAUSSUREschen Methode im allgemeinen und dem Vorgehen der Prager phonologischen Schule im besonderen⁵²: „es war notwendig, die literarische Reihe einer anderen Reihe von Gegebenheiten gegenüberzustellen, indem man aus der Vielfalt der vorhandenen Reihen diejenige auswählte, die die literarische Reihe überlagerte und dennoch eine unterschiedliche Funktion hatte.“ Es ist die gleiche Denkweise, die gleichzeitig den (strukturalistischen) „Formalismus“ und die Linguistik (des sprachlichen Zeichens) begründet. Denn diese Linguistik stellt das ideale Beispiel für einen immanenten (systematischen und geschlossenen) Funktionalismus dar. Die Zerlegung und die Analyse des Zeichens räumen unbestritten der formalen Beziehung, vor allem der Referenz gegenüber dem Inhalt, ein Vorrecht ein; das Wesentliche liegt weder im lautlichen Inhalt der Bezeichnung, noch im referentiellen Inhalt des Bezeichneten, wohl aber in der Verknüpfung beider Elemente. Und diese Funktionalität wird in gewisser Weise abgetrennt von den Dingen, nämlich die ‚langue‘ von der ‚parole‘. Erinnern wir uns, daß diese Autonomie eine Autonomie ist, die durch Zerlegung zustande kam. Dann kann sich das Überwechseln ROMAN JAKOBSONs von der formalistischen Literaturanalyse zur Linguistik ohne Bruch vollziehen. Formalistisches und linguistisch-struktureles Denken sind eins. Die soziologische Strömung, obwohl sie im 20. Jahrhundert vor allem vom Marxismus getragen und im Zentrum der revolutionären russischen Entwicklung wohl aufgehoben ist, erweist sich hier nicht in dem Maße als Erneuerung von Grund auf wie etwa der Formalismus. Die marxistische Literatursoziologie greift jene historische Tradition auf, gegen die der Formalismus, ganz im Gegenteil, geradezu von einer Zerstörungswut erfüllt ist (EICHENBAUM⁵³: „das Hauptpathos unserer Arbeit in der Literaturgeschichte sollte das Destruktions- und Negationspathos sein“).

Man kann also die Literatursoziologie als breitangelegten Historismus betrachten, der das ganze Feld vom Ökonomischen bis hin zum Kulturellen einschließt und der Position von GOLDMANN entspricht, der „jede Unterscheidung zwischen Soziologie und Geschichte“⁵⁴ ablehnt. Von ihren Grundaxiomen aus ist sie Literatursoziologie

– erstens heteronom (mehr oder weniger direkt beziehungsweise mannigfaltig vermittelte Determinierung, die zwar der marxistischen Anfangsproblematik einer mechanischen Widerspiegelung entgeht, aber „in letzter Instanz“, gemäß der Formel von ENGELS⁵⁵, von sozio-ökonomischen Faktoren abhängt).

– zweitens funktional, aber in einem Sinne, der der immanenten Funktionalität der Formalisten radikal entgegengesetzt ist: es handelt sich nicht mehr um eine distinktive, wohl aber um eine integrative Funktion der Literatur im Herzen der historisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit. Wenn auch der erste Aspekt innerhalb der soziologischen Richtung in den Analysen von LUKÁCS⁵⁶ und GOLDMANN überwiegt (Soziologie der künstlerischen Schöpfung, Probleme der Entstehung des Literarischen aus dem Sozio-Historischen), bleibt der zweite nicht minder entscheidend, vor allem in marxistischer Perspektive: sei es in der ursprünglichen Form des „sozialistischen Realismus“, etwa bei JADANOW, oder in der durch so unterschiedliche Theoretiker wie ADORNO und JULIA KRISTEVA neu gedachten und erstellten Form, daß nämlich das literarische Werk kraft seiner ihm eigenen Natur mit einer sozialen Mission des Protests ausgestattet ist.

Wir werden hier nicht auf die entscheidenden Fortschritte dank der (ihrerseits in der Linie der frühen Schriften von LUKÁCS liegenden) Überlegungen GOLDMANNs zurückkommen, die im wesentlichen in einer Veränderung der Problematik bestanden: GOLDMANN geht nicht mehr von einer mechanistischen Widerspiegelung von Inhalten, sondern von signifikanten Beziehungen („Homologie“) zwischen gestaltenden Kategorien („mentale Strukturen“, „Welt-sicht“) des sozio-kulturellen Bereichs einerseits und des literarischen Bereichs andererseits aus.⁵⁷

Die Bereiche dieser Weiterentwicklung sind charakteristisch: Es sind dies der einer Heteronomie des literarischen Phänomens (mit dem Kernbegriff „Homologie“) und der der Funktion, die es im Hinblick auf eine sehr viel weitere sozio-historische Totalität (mit dem zweiten fundamentalen Begriff der „Kohärenz“) erfüllt.

Das Konzept der Homologie selbst ist weit entfernt davon, das literarische Werk mit dem sozio-kulturellen Umfeld zu identifizieren, es berücksichtigt vielmehr dessen Originalität; man kann sagen, daß dieses Konzept in gewisser Weise dazu beiträgt, diese Originalität eigens hervorzuheben, da ja die Homologie der Strukturen „völlig heterogene und sogar einander entgegengesetzte Inhalte“ betreffen kann.⁵⁸

Dessen ungeachtet setzt GOLDMANN nicht nur den Akzent auf die Identität der Organisation des literarischen und des sozio-historischen Umfeldes, das dieses einschließt. Er erfährt auch den einen wie den anderen Bereich mit Hilfe der gemeinsamen Begriffe der „mentalen Strukturen“ und der „Weltsicht“. Seine Untersuchungen sind also von einem doppelten Zug geprägt: Sie entsprechen einer uneingeschränkt monistischen Position (Ablehnung einer „radikalen Trennung zwischen den Grundgesetzmäßigkeiten, die das schöpferische Verhalten im Bereich der Kultur bestimmen, und denen, die das alltägliche Verhalten aller Menschen bestimmen“).⁵⁹ Gleichzeitig tendiert seine Position zum Vitalen, zum Ethischen.

Gleiches muß man über das Konzept der „Kohärenz“ sagen, worin GOLDMANN nicht nur die Funktion des literarischen Werkes erblickt („das Werk (...) verwirklicht (...) auf der Ebene der literarischen Hervorbringung (...) ein kohärentes Universum, das einer Weltsicht entspricht“).⁶⁰ Er erblickt darin zugleich auch die Grundlegung seines ästhetischen Werts („die Einheit und die Strenge der strukturierten Hervorbringung“, die sich der „Vielfalt einer komplexen imaginären Welt aufzwingt“).⁶¹ Diese Kohärenz ist keine sehr viel andersartige Forderung als die eines jeden wirklichen, individuellen oder kollektiven Bewußtseins: „Was das Privileg der kulturellen Schöpfung anbelangt, so ergibt sich dieses aus seinem besonderen Grad an Kohärenz; das hat nichts Überraschendes in einer Perspektive, in der die Eigenschaft, nach Kohärenz zu streben, ein universelles Merkmal jeglichen Bewußtseins, jeglichen Empfindens, jeglichen Verhaltens konstituiert.“^{61a}

Daraus folgt, daß die literatursoziologische Perspektive, die GOLDMANN einnimmt, ihn einerseits zu einer Zerlegung bringt, die unmittelbar der angewandten Methode entspringt: was er als das dem Werk „Immanente“⁶² aufgreift (GOLDMANN unterstreicht zu Recht, daß er in keinem Falle versucht, „soziologische Elemente innerhalb eines Werkes zu finden“⁶³), sind Elemente, die geeignet sind, einerseits „Kohärenz“ zu bilden (Verstehensphase) und andererseits eine Kohärenz zu konstituieren, die ihrerseits geeignet ist für die „Homologie“ mit einer „Kohärenz“ umfassender sozio-historischer Elemente (Erklärungsphase). Alles was vom Werk und von der sozio-historischen Umgebung nicht in diese Konstruktion paßt, wird zumindest vorläufig als unwesentlich betrachtet. GOLDMANN hat nie jene Zerlegung bestritten, die durch seine soziologische Hypothese eingeführt wird (er versichert selbst, daß „das methodologische Hauptproblem (...) in der Zerlegung des Untersuchungsgegenstandes besteht“⁶⁴), deshalb besteht die Rechtfertigung seines Interpretationsverfahrens, über seine dogmatischen marxistischen Bezugnahmen hinaus, immer in der Betrachtung der quantitativen und qualitativen Bedeutung der Elemente des Werkes, die zu integrieren ihm gelingt.

Der Antagonismus der Voraussetzungen, die die Beschaffenheit des Analysegegenstandes als Konstrukt bei den Formalisten wie auch in der soziologischen GOLDMANNschen Strömung bestimmen, ist offenkundig. Lassen sich aber beide Zerlegungsverfahren nicht doch in irgendeiner Weise einander annähern? Oder konkreter gefragt, sind GOLDMANN die Formen der Formalisten unbekannt, und stoßen die Formalisten nicht doch auf die Geschichte?

Das Vokabular täuscht. Die „Strukturen“ nach GOLDMANN decken sich nicht mit den (unausgesprochen strukturalen) „Formen“ der Formalisten. Denn die Strukturierung im Sinne GOLDMANNs bezeichnet wesentlich die Kohärenz der latenten Gesamtbedeutung des Werkes (etwa die tragische Vision, die den *Pensées* PASCALS und den Tragödien RACINES gemeinsam ist), wogegen die Strukturierung der Formalisten sich im allgemeinen auf die Gliederung und das Zusammenspiel des Bezeichnungskorpus richtet (die konstitutiven Elemente des Verses, die narrativen Formen, die Rhetorik der Rede). Der Begriff und das Wort „Form“ bei GOLDMANN sind ein Erbe von LUKÁCS und entsprechen meistens den kohärenten Strukturen der geistigen Tätigkeit.⁶⁵ Allerdings ist ihm das Problem der Form des ‚Bezeichnenden‘ nicht völlig entgangen. Es ist für ihn das der Verbindung zwischen dem strukturierten literarischen Kosmos und der „Form, in der dieser ausgedrückt wird“, schreibt er⁶⁶, genauer gesagt, der „literarischen Form“⁶⁷ oder auch „der Form im engsten Sinne des Wortes“.⁶⁸ Dies führt ihn folgerichtig dazu, von einer prinzipiellen Betrachtung der Makrostrukturen der Welt-sichten zu einer solchen der „Mikrostrukturen“ überzugehen, zum Beispiel an Hand eines Textes wie *Nègres* von GENET.⁶⁹ „Dies sind“, so gibt er zu, die „allerersten Schritte in Richtung auf die strukturelle Verbindung der Welt einerseits und andererseits der Form, die sie zum Ausdruck bringt“.⁷⁰ Anders gesagt, GOLDMANN begreift jene Form nicht als etwas außerhalb dessen Liegendes, was sie als Kohärenz ausmacht, die den ethischen Kohärenzen des Werkes homolog sind: diese wiederum sind homolog dem umfassenden sozio-kulturellen Feld. Der anfänglich postulierte Mechanismus bringt einen verkannten Aspekt des Textes zum Vorschein und integriert diesen, aber nur insofern, als er die immergleichen gestaltenden Kategorien aufgreift. Hierin liegt wiederum jener strenge Monismus der GOLDMANNschen Position, der fragwürdig ist.

Die umgekehrte Schwierigkeit ist es nicht minder; sie gründet in dem Problem, das die Geschichte den Formalisten stellt. Denn der Formalismus verstand sich ursprünglich als Anti-Historismus; seine impliziten strukturalistischen Postulate sind dem Wesen nach ahistorisch. „Allerdings“, sagt GÉRARD GENETTE, geht es nur um eine „scheinbare Ablehnung der Geschichte“, „um eine vorläufige Ausklammerung“, „einen methodischen Aufschub“, und in Wirklichkeit war die formalistische Kritik dazu bestimmt, „eines Tages der Geschichte auf ihrem Weg zu begegnen“.⁷¹ Aber dann greift man von der historischen Dimension nur auf, was erklärt, warum sie dazu geeignet ist, sich in die Struktur des autonomen literarischen Werkes zu integrieren. In das Zusammenspiel der Formen wird ihre Entwicklung miteingeschlossen: „An einem bestimmten Punkt der formalistischen Analyse drängt sich der Übergang zur Diachronie auf“.⁷² Aber diese Evolution ist immanent; JEAN COHEN spricht mit Recht von einer „In-Volution“⁷³, von progressiver Realisierung gewisser Formen der poetischen Sprache, innerhalb ihrer selbst.

Demzufolge ist es notwendig, „deutlich die Geschichte der Literatur von der Sozialgeschichte oder Geschichte schlechthin zu trennen“ (TODOROV)⁷⁴. Bei dieser Zerlegung wendet der Formalismus für die Geschichte die gleiche distinktiv-differentielle Methode an, nach der sie das ganze literarische Objekt in seiner immanenten und autonomen Funktionalität konstituiert.

Diese Aporie der Zerlegungen, wie sie einerseits die Formalisten und andererseits die Soziologen vornehmen, rührt von der Schwierigkeit her, die jedem Erkenntnisvorgang eigen ist, sobald man den bloßen Empirismus hinter sich läßt. Die Erarbeitung eines Modells, das der

Beschaffenheit des Untersuchungsgegenstandes Rechnung trägt, ist jeglicher wissenschaftlichen Theorie eigen; aber man kann wohl niemals behaupten, daß das erarbeitete Modell genau und vollkommen jene Wirklichkeit in sich aufnimmt, auf die man abzielte. Sie kann auf keine im philosophischen Sinne realistische Weise interpretiert werden; die Beziehungen, die man herausstellt, sind keine Wesentlichkeiten. Aber es sind ebensowenig arbiträre mentale Konstrukte, da sie ja einer Prüfung an einer Wirklichkeit unterworfen werden, über die sie Rechenschaft abzulegen vorgeben. Das Kriterium ist hier, um ein Wort von MICHEL SERRES aufzugreifen, die „Aufsaugung“; „keine Deutung“, schreibt GOLDMANN⁷⁵, „die nur 50 bis 60% des Textes berücksichtigt, ist von größerem wissenschaftlichem Interesse“, und TODOROV geht sogar so weit, daß er die Autonomie der „Poetik“ im Namen der Erfahrung in Frage stellt; „eine solche Hypothese bleibt selbstverständlich möglich; aber sie widerspricht unserer alltäglichsten Erfahrung mit Literatur.“⁷⁶

Das alles hat wie selbstverständlich dazu geführt, daß man die Begrenztheit und Unangemessenheit sowohl der formalistischen wie der soziologischen Positionen in Frage stellt im Namen gerade ihrer jeweiligen Errungenschaften und ihrer wechselseitigen Ungeeignetheit, sie der jeweils anderen Richtung zu integrieren. „In ihrer aktuellen doppelten Orientierung“, schreibt ROGER FAYOLLE⁷⁷, „müßte die ‚fortschrittlichste‘ Literaturbetrachtung, die der ‚Soziologen‘ und die der ‚Formalisten‘, zu einem entscheidenden Fortschritt in der Literaturwissenschaft beitragen (. . .) Es sei denn (. . .), ein gelähmter Formalismus finde dazu Verwendung, eine karikaturale Geschichte zu bekämpfen.“ ROLAND BARTHES ist nicht müde geworden, sich von einer engen strukturalistischen Kritik abzugrenzen, und hat sein Interesse ständig auf das Ideologische, das Historische und das Politische gerichtet.⁷⁸ Bereits in *Mythologie* (1957) versichert er: „ein bißchen Formalismus führt von der Geschichte weg (. . .), viel Formalismus aber führt dorthin zurück.“⁷⁹ Die gesamte *Ästhetik* von ADORNO ist eine „Dialektik des sozialen Charakters und des An-sich des Kunstwerkes“, eine Affirmation der „Ambiguität der Kunstwerke als autonome Werke und soziale Phänomene“.⁸⁰ Das Verdienst von BACHTIN besteht nach JULIA KRISTEVA darin, daß er in seiner *Poétique de Dostoïevski* „eine Untersuchung der Romanstruktur vorschlägt, und zwar sowohl bezüglich ihrer strukturalen (synchronischen) Besonderheit als auch hinsichtlich ihres historischen Auftretens“.⁸¹ JURIJ LOTMAN, ein Nachfahre der russischen Formalisten, ist seinerseits darauf bedacht, wie diese die Besonderheit des „künstlerischen Textes“ hervorzuheben. Er verbindet die Untersuchung seines „inneren Aufbaus“ mit der seines „sozialen Funktionierens“⁸², „in Korrelation mit einer ganzen Reihe anderer sozio-kultureller und psychologischer Begleit-Strukturen“⁸³, „das künstlerische Werk für sich genommen, ohne bestimmten kulturellen Kontext, ohne ein bestimmtes kulturelles Codesystem, gleicht einer Grabinschrift in einer unverständlichen Sprache“.⁸⁴ HENRI MESCHONNIC sucht „eine Poetik zu definieren, die darauf zielt zu zeigen, wie, auf allen Ebenen und in allen Richtungen, ein Werk Homogenität von Sagen und Leben ist“⁸⁵, die „eine textuelle Sprache darstellt, welche nicht nur als komplexes Netzwerk, sondern als Gegenwart und Handeln (...) der Geschichte“⁸⁶ verstanden wird. Für PIERRE MACHEREY „liegt die Besonderheit des Werkes in seiner Autonomie begründet“, aber „man darf das literarische Werk nicht *gesondert* betrachten, so als ob es aus sich heraus eine *vollständige* Wirklichkeit erzeuge“.⁸⁷ CLAUDE DUCHET wirft anläßlich der Sozio-Kritik die Frage auf: „handelt es sich hier um eine bequeme synthetische Bezeichnung, um die unterschiedlichen Unternehmungen zu bezeichnen, die auf den von LUKÁCS, AUERBACH, GOLDMANN einerseits und den Neo-Formalisten andererseits erschlossenen Arbeitsfeldern tätig sind?“⁸⁸

Handelt es sich hierbei um bloße Erweiterungen oder postformalistische Weiterentwicklungen (der formalistische Strukturalismus habe den Begriff des Systems nur „unzureichend ausgeschöpft“, meint MESCHONNIC⁸⁹) oder um post-soziologische Fortführungen (rhetorischere Annäherung an den sozio-kulturellen Bereich: kulturelle Codes, die den Code des Textes

miteinschließen?⁹⁰) Hier geht es um sehr viel mehr, nämlich um das Bemühen einer Problemverlagerung, das seinen vollständigsten und radikalsten Ausdruck heute bei JULIA KRISTEVA findet.

Wir greifen hier nur jene wesentlichen Punkte ihrer Theorie auf, die unser Problem erhellen helfen.

Die eigentliche Originalität ihres Ansatzes besteht zunächst darin, daß sie die literarischen Texte, insbesondere die poetischen⁹¹, als eine „Produktivität“ betrachtet, als eine „Praxis“, welche die Sprache verändert, eine Veränderung, die nicht allein von ihrer Metrik oder ihrer traditionellen Prosodie herrührt, sondern eine Umgestaltung des Wortschatzes, der Syntax, ja jeglicher Wirkungsweise von Sprache als Kommunikation darstellt mit dem Ziel, zu einer Errichtung eines anderen Bedeutungssystems sekundärer Art zu gelangen, und zwar auf der Grundlage von Sprache und in bezug auf sie.⁹² Die Besonderheit der Wirkungsweise literarischer Texte – übrigens eine fundamentale Forderung des Formalismus – wird nun nicht mehr festgelegt im geschlossenen System eines autonomen Gegenstandes. Sie besteht vielmehr in einer Umwandlung, nämlich der einer Heterogenität, die die Sprache übersteigt und ihr ihre eigene Normativität nimmt, ihre eigene „Musik“, wie JULIA KRISTEVA sagt.⁹³ Sie ist nicht mehr jene zugleich geschlossene und abstrakte „Literarität“, die außerhalb der Zeit und ausschließlich in der Analyse der internen Gesetze der Wirkungsweise eines Werkes „an sich“ zum Vorschein kommt („die Strukturanalyse von Erzählungen führt ROLAND BARTHES z.B. auf die Errichtung von Strukturen der Erzählung zurück“⁹⁴). Das Einbrechen in Sprache als Kommunikation durch jene Heterogenität, die JULIA KRISTEVA mit dem „Aggressionstrieb, der Ablehnung, der Negativität oder was FREUND den Todestrieb nennt“⁹⁵ verbindet (und die nicht nur subjektiv, sondern weitgehend sozialer und historischer Art ist), führt im Gegenteil zu einer Vielfalt und eröffnet den Weg zur Errichtung einer ganzen Typologie literarischer Praxis; „man muß“, schreibt JULIA KRISTEVA⁹⁶ z.B., „die poetische Sprache im konkreten literarischen Gebilde untersuchen und auf ihre *differentielle* Rolle innerhalb der Geschichte der Bedeutungssysteme hin prüfen, ohne das Feld von nur *einem* Sinn und nur *einem* Bewußtsein zu vereinheitlichen“.

Mit dieser konkreten Zielsetzung „textueller Praxis“, und dies ist ein zweiter entscheidender Aspekt, wird im Zusammenhang mit der Besonderheit des literarischen Werkes zugleich die Frage nach dem in der formalistischen Analyse ebenso wie in der strukturalen Linguistik ausgeklammerten Subjekt wieder aufgegriffen. (E. BENÉVISTE unterstreicht in *Problèmes de linguistique générale* „den tiefgreifenden Unterschied zwischen Sprache als System von Zeichen und Sprache, die vom Individuum als praktische Anwendung verstanden wird“)⁹⁷. Es handelt sich hier jedoch nicht darum, zum traditionellen psychologischen Subjekt zurückzukehren: „die Rolle der Souveränität des Subjekts, das über dem Sprechakt steht, ist nicht mehr haltbar: die unveränderbare Entscheidungsinstanz des Subjekts, das vom eigenen Sprechakt losgelöst ist, erscheint fragwürdig geworden“⁹⁸, das Problem ist nunmehr das unterschiedlicher „Instanzen“⁹⁹ des Textes (womit auf ein gegliedertes Subjekt zurückverwiesen wird ganz im Einklang mit dem, was JULIA KRISTEVA die „kopernikanische“ Revolution FREUDS nennt¹⁰⁰).

Wenn GOLDMANN und die soziologische Kritik ihrerseits das Subjekt keineswegs ignorieren und die psychologistische Position hinter sich lassen, so stellen sie es doch stets in einen Zusammenhang mit einem Kollektivbewußtsein. Bei JULIA KRISTEVA sind die Instanzen des Textes vielschichtig und rühren von unterschiedlichen semiotischen Systemen her (nichtbewußtes Spiel mit den Gesetzen vielschichtiger Sprechakte). Sie rühren aber ebenso von einem Subjekt her, „das über die eigenen Triebe hinaus mit der natürlichen sozialen Kontinuität belastet ist“; anders gesagt, der Text ist eine „Verdichtung vielschichtiger Problemstellungen, die man unterscheiden kann (...): die linguistisch-semiotische, die psychoanalytische und

die soziale Problematik“.¹⁰¹ Alle drei Problemkreise aber sind aufs engste miteinander verflochten. Von der formalistischen Analyse des Textes gelangt sie nunmehr zu einer Analyse der Intertextualität, insofern der literarische Text jene dialektische Verbindung darstellt, die in systemischer Perspektive (im Sinne einer Offenheit im Gegensatz zur linguistischen oder formalistischen Geschlossenheit) sowohl textuelle als auch außer-textuelle Strukturen zusammenfügt. Der Text aber stellt ebenso eine dialektische Verbindung mit außer-systemischen Bindungen dar, besonders auf semantischer Ebene, durch das, was JULIA KRISTEVA „Anaphore“ nennt, die als „Steckdose“ mit dem sozialen Feld¹⁰² definiert werden und die ich selbst andernorts als Mechanismus des „referentiellen Echos“ analysiert habe.¹⁰³

Auf diese Weise vertieft JULIA KRISTEVA die Forderung nach Treue dem literarischen Werk gegenüber, die besonders den Formalisten eigen war. Sie greift aber auch das Postulat der Soziologen vom Gebundensein des Textes an das sozio-historische Außer-Textuelle auf. GOLDMANN irrte sich keineswegs, als er, weit davon entfernt, die frühen Untersuchungen JULIA KRISTEVAs abzulehnen, sich bemühte, diese in seine eigenen Zielsetzungen zu integrieren.¹⁰⁴ Die Unterschiede zwischen beiden sind allerdings von entscheidender Bedeutung. Die Homologie zwischen den sozialen Strukturen einerseits und den literarischen andererseits hält bei GOLDMANN die Dichotomie Basis/Überbau aufrecht und damit letztlich auch einen „verdeckten Determinismus“ (ROLAND BARTHES)¹⁰⁵, mithin eine verdeckte Widerspiegelung. Für JULIA KRISTEVA „spiegelt der Text auf träge Weise wider, was sich andernorts konstituiert – in der Ökonomie oder in den nicht-verbalisierten Ideologien“; der Text ist „Parteinahme“ für ökonomische und soziale Verhältnisse in einer Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt.¹⁰⁶ Durchaus in Einklang mit der formalistischen Richtung lehnt JULIA KRISTEVA jedes erklärende Vorgehen der Literatur durch Verweis auf eine Exteriorität ab; die historischen und sozialen Daten sind (auf der Ebene eines verstehenden Vorgehens) in der Beschaffenheit des Textes selbst enthalten (Der Text wird als sinngebende Technik innerhalb der Geschichte und der Gesellschaft verstanden.): „es handelt sich hier nicht um ein interpretatives Vorgehen, das der Analyse nachgeordnet ist, und das als ‚ideologisch‘ ‚erklären würde‘, was bereits als etwas Linguistisches ‚bekannt war‘; indem der Text in seiner Intertextualität untersucht wird, versteht man ihn (...) im Kontext der Gesellschaft und der Geschichte“.¹⁰⁷ Zwischen den verschiedenen Interpretationen, und die Literatur selbst ist eine semiotische Interpretation, sind die Beziehungen „plurifunktionell“.¹⁰⁸ Jegliche Spur von vereinfachendem Determinismus und Widerspiegelung ist hier ausgelöscht; die Verbindung des Literarischen mit dem Sozialen aber wird um so heftiger bejaht.

Diese Verbindung gilt ebenso für die marxistische Perspektive der sozialen Rolle der Kunst und der Literatur. Für JULIA KRISTEVA „wird die poetische Sprache (...) mehr als je zuvor zum Instrument des Handelns im Prozeß der sozialen Veränderung“.¹⁰⁹ Wir befinden uns allerdings weit entfernt von den Ansichten JADANOWs über den sozialistischen Realismus. Es liegt in der Besonderheit ihrer Praxis selbst begründet, daß die Literatur revolutionär ist, nicht im direkten oder indirekten Bemühen um einen politischen Umsturz in der Gesellschaft, wohl aber auf der Ebene des „Subjekts“; die Literatur „bewirkt für das Subjekt“, was die politische Revolution „in die Gesellschaft trägt“.¹¹⁰

Von den Texten LAUTRÉAMONTs und MALLARMÉs z.B. behauptet JULIA KRISTEVA, daß „sie für objektive soziale Veränderungen Partei ergreifen, wenn und nur wenn diese Veränderungen den Status des sprechenden Subjekts betreffen; aber (...) keine der sozial bedeutsamen Veränderungen, die sich ankündigen, vermag diesen Ort zu umreißen“.¹¹¹ Wir greifen hier nicht jene Untersuchungen wieder auf, in denen JULIA KRISTEVA das Symbolische mit dem Sozialen verknüpft oder die Notwendigkeit einer „kulturellen Revolution“ bejaht, die mit der politischen Revolution verknüpft ist¹¹²; wir begnügen uns damit zu unterstreichen, daß in ihrer Perspektive dieser Einbruch der Macht von Sprache wegen der Aggressionstribe und der

Tendenz zur Ablehnung aus sich selbst heraus eine Anfechtung der sozialen Herrschaft darstellt, und zwar insofern, als Sprache normalerweise auf das reagiert, was durch die gesellschaftliche Praxis gefordert oder akzeptiert wird. Dank der literarischen Praxis spaltet sich das Subjekt sozusagen und entgeht zum Teil der Normativität, um so seinerseits zur Instanz seines Ablehnungstriebes zu werden (obwohl diese Veränderung begrenzt ist, denn der literarische Text ist außerstande, das gesamte Triebpotential aufzunehmen: „er ordnet die triebmäßige Ökonomie der Subjekte zu einem gesellschaftlich annehmbaren Kode“¹¹³; „Durch seine eigene Logik“, schreibt JULIA KRISTEVA¹¹⁴, „stellt der Text eine permanente Konfrontation mit der Macht dar (der der Sprache, der ‚Gattung‘, der üblichen Darstellung, der Strukturierung – sozialer Kommunikation); die Lösungen, die er dieser Konfrontation eröffnet, um sich zu verwirklichen, zeigen Zahnräder, Fallen und Schutzmechanismen, die jenen Systemen der Produktion und Reproduktion eigen sind, mit denen der Prozeß der Negativität kollidiert, *mithin auch die der sozialen Revolution*“¹¹⁵, „die textuelle Praxis beeinflusst das Unbewußte und (...) ruft über die neuen semiotischen Wirkungsweisen jene Triebe hervor, die sie erzeugt“.¹¹⁶ „Wenn es folglich einen „Sprechakt“ gibt, der nicht nur ein Depot von linguistischen Phänomenen oder ein Archiv von Strukturen ist, sondern ganz im Gegenteil selbst das Element einer Praxis darstellt, welche die Gesamtheit der unbewußten, subjektiven und sozialen Beziehungen ebenso impliziert wie die Haltung des Angriffs, der Destruktion und der Konstruktion, kurz der politischen Gewalt, dann ist es wohl die Literatur“.¹¹⁷

Wir übergehen die wichtigen psychoanalytischen Parallelentwicklungen, die das vorliegende Thema nicht betreffen, und halten zusammenfassend fest: Jenseits der ausgetretenen Wege von Formalismus und Literatursoziologie („die historische Soziologie hat wie auch der Strukturalismus keinen Anteil“ am Prozeß der Negativität, sondern trägt zur „Verdeutlichung jener Grenzen bei, innerhalb derer und in bezug auf die sich der Prozeß vollzieht“)¹¹⁸, jenseits beider Richtungen geht JULIA KRISTEVA von einer Problematik des Textes zu der einer intertextuellen Praxis über, läßt die Grenze der Besonderheit und der Heterogenität hinter sich und hebt so den Antagonismus von Auto- und Heteronomie auf. Eine Aporie? Wohl kaum; eher ein Fortschritt – in dialektischer Hinsicht.

Anmerkungen

- ¹ München, Deutscher Taschenbuch Verlag, 1972 (dtv 851); französische Ausgabe: *Littérature et révolution*. Paris, Union Générale d'Éditions, 1971, S. 187 (Collection 10/18). Hier und im folgenden werden alle Zitate nach der jeweiligen französischen Vorlage übersetzt, auch wenn von nichtfranzösischen Publikationen bereits deutsche Übersetzungen vorliegen.
- ² In Frankreich wurde diese Autorengruppe bekannt durch den Sammelband *Théorie de la littérature*. Textes des formalistes russes réunis, présentés et traduits par TZVETAN TODOROV, préface de ROMAN JAKOBSON. Paris, Editions du Seuil, 1968 (Collection Tel Quel); deutsche Ausgabe: JURIJ STRIEDTER/WOLF-DIETER STEMPEL (Hrsg.), *Texte der russischen Formalisten*. München, Fink, 1972, 2 Bde.
- ³ Der Name der Bewegung leitet sich von dem Titel eines Werkes von RAMSON (*The New Criticism*, 1941) her.
- ⁴ Vgl. hierzu KEITH COHEN, Le ‚New Criticism‘ aux Etats-Unis (1935–1950), in: *Poétique* 10 (1972) 217/243, mit einer bibliographischen Notiz.
- ⁵ Eine knappe Bibliographie der morphologischen Schule bietet O. DUCROT/T. TODOROV; *Dictionnaire encyclopédique des Sciences du langage*. Paris, Editions du Seuil, 1972, S. 112.
- ⁶ Über die angeführten eigenen Veröffentlichungen der Autoren hinaus wird diese Strömung heute von der Zeitschrift *Poétique* (1970 ff.) repräsentiert.

- ⁷ Berlin 1960; französische Ausgabe: *Sur la littérature et l'art*. Paris, Editions Sociales, 1957.
- ⁸ a.a.O.
- ⁹ *La Littérature dramatique et la peinture en France au XVIII^e siècle du point de vue sociologique*, 1905; vgl. *L'Art et la vie sociale*. Paris, Editions Sociales, 1949.
- ¹⁰ Vgl. hierzu JACQUES LEENHARDT, La sociologie de la littérature: quelques étapes de son histoire, in: *Revue internationale des sciences sociales* XIX (1967) 557/561, mit einem Hinweis auf die Bibliographie in H. D. DUNCAN, *Language, literature and society*. University of Chicago Press, 1953.
- ¹¹ *Ideologie und Utopie*. Mit einer Einführung von LOUIS WIRTH. Frankfurt ⁵1969, französische Ausgabe: *Idéologie et utopie*. Paris, Editions MARCEL RIVIÈRE, 1956.
- ¹² Berlin/München, FRANCKE Verlag, ¹1946; französische Übersetzung: Paris, GALLIMARD, 1968.
- ¹³ TH. W. ADORNO, *Ästhetische Theorie*. Frankfurt, SUHRKAMP, 1976 (stw 4); französische Übersetzung: *Théorie esthétique*. Paris, KLINCKSIECK; 1974.
- ¹⁴ *Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik*. Tübingen, NIEMEYER, ²1970, französische Übersetzung: *L'Aventure chevaleresque. Idéal et réalité dans le roman courtois*. Paris, GALLIMARD, 1974.
- ¹⁵ In: *Œuvres choisies*. Paris, Editions Sociales, 1959, Teil IV, Kapitel 2 und 3, 449/496.
- ¹⁶ *Autor de l'Heptameron. Amour sacré, amour profane*, 1944; *Le Problème de l'incroyance au XVI^e siècle, la religion de RABELAIS*, 1952.
- ¹⁷ *Morales du Grand Siècle*, 1948.
- ¹⁸ Eine vollständige Bibliographie zu GOLDMANN bietet: *Hommage à LUCIEN GOLDMANN, LUCIEN GOLDMANN et la sociologie de la littérature*. Bruxelles, Editions de l'Université de Bruxelles, 1975, 345/364 (Etudes de sociologie de la littérature).
- ¹⁹ *La Poétique de DOSTOËVSKI*. Paris, Editions du Seuil, 1970; *L'Œuvre de FRANÇOIS RABELAIS et la culture populaire au Moyen-Age et sous la Renaissance*. Paris, GALLIMARD, 1970; Auszüge sind auch auf deutsch erschienen: *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*. München, Hanser Verlag, 1969 (Reihe Hanser, 31).
- ²⁰ München, FINK, 1972 (Uni-Taschenbücher. Bd. 103); französische Ausgabe: *La structure du texte artistique*. Paris, GALLIMARD, 1973.
- ²¹ Paris, GALLIMARD, 1969.
- ²² *Littérature et société*. Paris, MAME, 1972.
- ²³ Vgl. MOUILLAUDs Beitrag in: *Hommage à LUCIEN GOLDMANN*, a.a.O.
- ²⁴ a.a.O. sowie *Littérature* 12 (1973), 18 (1975), etc.
- ²⁵ *Pour une théorie de la production littéraire*. Paris, MASPERO, 1968.
- ²⁶ „Pour une socio-critique“, in: *Littérature* 1 (1971). Zu dieser Strömung vgl. generell *Littérature* (1971 ff.).
- ²⁷ *Pour la Poétique*. Paris, GALLIMARD, 1970 und 1973, 3 Bde.
- ²⁸ Paris, Editions du Seuil, 1964 ff.
- ²⁹ *Séméiotikè. Recherches pour une sémanalyse*. Paris, Editions du Seuil, 1969 (Collection Tel Quel); *Le Texte du roman, approche sémiologique d'une structure discursive transformationnelle*. LA HAYE, Mouton, 1970; *La Révolution du langage poétique. L'avant-garde à la fin du XIX^e siècle: LAUTRÉAMONT et MALLARMÉ*. Paris, Editions du Seuil, 1974.
- ³⁰ „Der Begriff der ‚formellen Methode‘, der eng mit dieser Strömung verbunden ist, muß als geläufige Bezeichnung verstanden werden, als ein historischer Begriff. Man sollte sich dieser Bezeichnung allerdings nicht im Sinne einer verbindlichen Definition bedienen. Was uns charakterisiert, ist nicht der ‚Formalismus‘.“ EICHENBAUM, „La Théorie de la méthode formelle“, in *Théorie de la littérature*, a.a.O., S. 33.

- 31 „Was den Terminus ‚Form‘ anbelangt, so lag den Formalisten besonders daran, die Bedeutung dieses verschwommenen Begriffs zu modifizieren. Er sollte klar getrennt sein von der geläufigen Assoziation, die der Terminus ‚Inhalt‘ auslöst, der seinerseits noch verschwommener und unwissenschaftlicher war. Es kam darauf an, diese traditionelle Beziehung aufzuheben und den Begriff der Form mit einem neuen Sinn zu versehen.“ EICHENBAUM, a.a.O., S. 46.
- 32 „La Notion de construction“, in: *Théorie de la littérature*, a.a.O., S. 115.
- 33 „Les Problèmes des études littéraires et linguistiques“, ebd., S. 139.
- 34 „La Construction de la nouvelle et du roman“, ebd., S. 190.
- 35 „La Théorie de la méthode formelle“, ebd., S. 66 sowie S. 74 („Wir sind zunächst von dem allgemeinen Begriff ‚Form‘ in seiner neuen Bedeutung ausgegangen. Von hier aus gelangten wir dann zur Bedeutung von ‚Form‘ als Verfahrensweise, die uns schließlich zu der Bedeutung ‚Funktion‘ führte.“)
- 36 *Le Développement du sujet*, Sonderdruck von *OPO ĬAZ*, zitiert nach EICHENBAUM, a.a.O., S. 52.
- 37 München, Hanser Verlag, 1972; französische Ausgabe: *Morphologie du conte*. Paris, Editions du Seuil, 1970 (Collection Points. Poétique).
- 38 „Théorie de la méthode formelle“, in: *Théorie de la littérature*, a.a.O., S. 46.
- 39 *De l'évolution littéraire*, 1927; *Archaisants et novateurs*, 1929; *Théorie de la littérature*, a.a.O., S. 124 f.
- 40 „Die autonome Funktion entscheidet nicht; sie bietet nur eine Möglichkeit, sie ist eine Bedingung der synonymen Funktion.“ (Ebd., S. 123 f).
- 41 „Des tâches de la stylistique“, ebd., S. 110.
- 42 „La Théorie de la méthode formelle“, ebd., S. 67.
- 43 *Théorie de la littérature*, a.a.O., S. 16–19, EICHENBAUM.
- 44 „La Théorie de la méthode formelle“, ebd., S. 31.
- 45 T. TODOROV, *Qu'est-ce que le structuralisme? 2 – Poétique*. (Nouvelle Edition). Paris, Editions du Seuil, 1973 (Collection Points).
- 46 „La Théorie de la méthode formelle“, in: *Théorie de la littérature*, a.a.O., S. 31.
- 47 ROLAND BARTHES. Paris, PAYOT, 1973.
- 48 R. BARTHES, *Essais critiques*. Paris, Editions du Seuil, 1964, S. 214.
- 49 *Revue philosophique* (1967) S. 449.
- 50 Vgl. supra.
- 51 „La Théorie de la méthode formelle“, in: *Théorie de la littérature*, a.a.O., S. 38.
- 52 Siehe N. TROUBETZKOY, *Principes de phonologie*. Paris, 1949.
- 53 „La Théorie de la méthode formelle“, in: *Théorie de la littérature*, a.a.O., S. 67 f.
- 54 In: *Littérature et Société – Problèmes de méthodologie en sociologie de la littérature*. Université libre de Bruxelles, Editions de l'Institut de Sociologie, 1967, S. 195 („keine Soziologie wäre positiv, die nicht historisch vorginge. Desgleichen wäre kein historisches Vorgehen wissenschaftlich oder positiv, das nicht soziologisch wäre. Denn es gibt weder soziale Fakten, die sich trennen lassen von anderen gesellschaftlichen Gegebenheiten, die ihrerseits geschichtlich sind, noch gibt es zwei unterschiedliche Dimensionen dieser Fakten, die zwei verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen verpflichtet wären.“)
- 55 In einem häufig zitierten Satz aus einem Brief an JOSEPH BLOCH, hier: *Le Littéraire et le social*. Paris, FLAMMARION, 1970, S. 46.
- 56 des frühen LUKÁCS:
- 57 Siehe z.B. „La Sociologie de la littérature: statut et problèmes de méthode“ in: *Marxisme et sciences humaines*. Paris, GALLIMARD, 1970, S. 54 ff.
- 58 Ebd., S. 58.
- 59 *Littérature et société*, a.a.O., S. 197.
- 60 Ebd., S. 200.

- 61 *Marxisme et sciences humaines*, a.a.O., S. 47.
- 61a *Littérature et Société*, a.a.O., S. 200.
- 62 Vgl. z.B. a.a.O., S. 66.
- 63 Ebd., S. 111.
- 64 Ebd., S. 251.
- 65 Ebd., S. 234.
- 66 Ebd., S. 79.
- 67 Ebd., S. 81.
- 68 Ebd., S. 88.
- 69 „Micro-structures dans les vingt-cinq premières répliques des ‚Nègres‘ de JEAN GENET“, in: *Sociologie de la littérature. Recherches récentes et discussions*. Université libre de Bruxelles, 1970, S. 35 ff. (Etudes de sociologie de la littérature).
- 70 *Marxisme et sciences humaines*, a.a.O., S. 89.
- 71 GÉRARD GENETTE, *Figures. III*. Paris, Editions du Seuil, 1972, S. 13.
- 72 Ebd., S. 19.
- 73 JEAN COHEN, *Structure du langage poétique*, zitiert nach G. GENETTE, ebd.
- 74 T. TODOROV, „L'Histoire de la littérature“, in *Langue Française* 7 (1970) S. 14.
- 75 *Marxisme et sciences humaines*, a.a.O., S. 77.
- 76 *Qu'est-ce que le structuralisme? 2 – Poétique*, a.a.O., S. 106.
- 77 „D'une histoire littéraire à l'histoire des littératures“, in: *Scolies* 2 (1972).
- 78 Vgl. LOUIS-JEAN CALVET, ROLAND BARTHES, *un regard politique sur le signe*. Paris, PAYOT, 1973.
- 79 *Mythologie*. Paris, Editions du Seuil, 1970, S. 196 (Collection Points).
- 80 Ebd., S. 328 sowie in: *Esthétique*, a.a.O.
- 81 *Poétique de DOSTOÏEVSKI*, a.a.O., S. 11.
- 82 *La Structure du texte artistique*, a.a.O., S. 28.
- 83 Ebd., S. 390.
- 84 Ebd., S. 392.
- 85 *Pour la poétique. I.*, a.a.O., S. 27.
- 86 Ebd., Buchdeckel.
- 87 *Pour une théorie de la production littéraire*, a.a.O., S. 66.
- 88 *Littérature* 1 (1971) S. 5.
- 89 *Pour la poétique. II.*, a.a.O., S. 218.
- 90 FRANÇOISE GAILLARD, in: *Littérature* 12 (1973) S. 29 („ist die Systematisierung der Bedeutung im Inneren der Geschlossenheit des Textes [dem Textkode] anzusiedeln oder ist sie der Gesamtheit des kulturellen Bereichs zuzuordnen, dem der Kode [die kulturellen Kode] angehört?“).
- 91 JULIA KRISTEVA, *La Révolution du langage poétique*, a.a.O.
- 92 Vgl. die Theorie J. LOTMANS vom literarischen Werk als „sekundärem gestaltendem System“.
- 93 *La Révolution du langage poétique*, a.a.O., S. 614.
- 94 In: *Communications* 8 (1969).
- 95 *La Révolution du langage poétique*, a.a.O., S. 611.
- 96 M. BACHTIN, *La Poétique de DOSTOÏEVSKI*, a.a.O., S. 9.
- 97 Paris, GALLIMARD, 1966, S. 154; zitiert nach: J. KRISTEVA, *La Révolution du langage poétique*, a.a.O., S. 315.
- 98 Ebd., S. 612.
- 99 Ebd., S. 315 sq.
- 100 *Séméiotikè*, a.a.O., S. 147.
- 101 *La Révolution du langage poétique*, a.a.O., S. 370.
- 102 *Séméiotikè*, a.a.O., S. 82.

- 103 H. LAFAY, Plaidoyer en faveur de l'histoire littéraire, in: *Baroque* (1973) S. 65 f.
104 *Marxisme et sciences humaines*, a.a.O., S. 88 ff.
105 *Essais critiques*, zitiert nach: CH. BOURZIS, in: *Le Littéraire et le social*, a.a.O.
106 *La Révolution du langage poétique*, a.a.O., S. 371.
107 *Séméiotikè*, a.a.O., S. 114.
108 *La Révolution du langage poétique*, a.a.O., S. 369.
109 Ebd., S. 613.
110 Ebd., S. 14.
111 Ebd., S. 615.
112 „Man kann nicht ausschließlich auf das ‚Klassenbewußtsein‘ zurückgreifen, um einen politischen Umsturz herbeizuführen.“ (Ebd., S. 384 f).
113 Ebd., S. 612.
114 Ebd., S. 368.
115 Ebd., S. 618.
116 Ebd., S. 618.
117 Ebd., S. 14.
118 Ebd., S. 265.

Übersetzung aus dem Französischen von BERND-JÜRGEN KILTZ

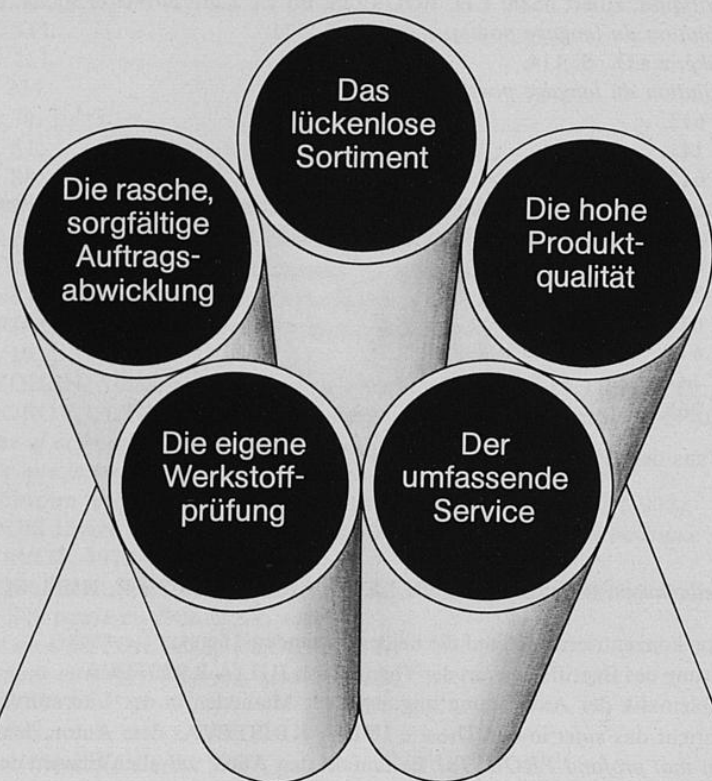
Diskussion

Diskussionsteilnehmer: BRIOLET, FEUILLET, LAFAY, MERCIER, NIES, SCHRADER

Die Diskussion konzentrierte sich auf die beiden folgenden Themen:

1. Die Klärung des Begriffs *sujet* in der Theorie von JULIA KRISTEVA.
2. Die Problematik der Anwendung linguistischer Methoden in der Literaturwissenschaft.
 1. Entspricht das *sujet* in der Theorie JULIA KRISTEVAs dem Autor, dem Leser oder z.B. dem *moi profond PROUSTs*? Es umfaßt den Autor auf allen Ebenen des Schaffensprozesses, den Leser als determinierende Instanz des Textes. Darüber hinaus schließt das *sujet* semiotische, sozio-historische und linguistische Instanzen ein. Insofern erscheint es notwendig, von der Problematik des *sujets* zur Problematik der Instanzen überzugehen. Dabei manifestieren sich die Instanzen z.B. in Romanen einer Epoche in einer durchaus vergleichbaren Weise.
Unter einem anderen Aspekt besitzt KRISTEVAs *sujet*-Begriff eine Affinität zur FREUDSchen Aufteilung der Persönlichkeit. Während bei DESCARTES das Ich ungeteilt Herr seiner selbst ist, projiziert sich das Subjekt FREUDs permanent in die Zukunft („Wo Es war, soll Ich werden.“) In KRISTEVAs Konzept einer thetischen Opposition zwischen Negativität (= Todestrieb) und Positivität (= gesellschaftliche Ansprüche) verhindert letztere die Realisierung des Todestriebes.
 2. Zwischen den Objekten der literaturwissenschaftlichen und denen der linguistischen Analyse besteht ein essentieller Unterschied. Da die linguistische Methode zur Zeit nur eine funktionale Analyse leisten kann, muß die literarische Analyse – will sie über das MARTINETsche Deskriptionssystem hinausgehen – komplementäre Methoden einschließen. Andererseits kommt sie nicht an der linguistischen Methode vorbei, wenn sie zu einer Definition dessen gelangen will, was LOTMAN und seine Schule das „sekundäre modellbildende System“ nennen. Dabei wird die Anwendung linguistischer Kriterien auf literarische Texte auf die Perspektive der Linguistik erweitert.

Protokoll: BEYER, STILLERS.



Alles spricht für den
Spezialisten.

Bleche

Kaltgewalzte Bleche
 Warmgewalzt – gebeizte Bleche
 Elektrolytisch- und sendzimir-
 verzinkte Bleche

Rohre

Geschweißte Präzisrohre
 DIN 2393 und 2394
 Geschweißte Tragrollenrohre

MAX BAUM
 GMBH

Ein Unternehmen der Komrowski-Gruppe



STAHLGROSSLAGER
 DÜSSELDORF

HANNOVER MANNHEIM STUTTGART

Die Echternacher Springprozession der deutschen SHAKESPEARE-Forschung

RAINER LENGELER

Anhand dreier besonders einflußreicher Einzelstudien soll versucht werden, eine Methodenkritik der deutschen SHAKESPEARE-Forschung im 20. Jahrhundert durchzuführen. Die drei untersuchten Werke sind:

1. L. L. SCHÜCKING, *Die Charakterprobleme bei SHAKESPEARE. Eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers*, Leipzig, 1919.
2. W. CLEMEN, *Die Tragödie vor SHAKESPEARE. Ihre Entwicklung im Spiegel der dramatischen Rede*, Heidelberg, 1955.
3. R. WEIMANN, *SHAKESPEARE und die Tradition des Volkstheaters. Soziologie, Dramaturgie, Gestaltung*, Berlin, 1967.

Alle drei Werke haben in Deutschland einen nachhaltigen Widerhall gefunden. CLEMENS Vorbild im besonderen hat eine Reihe ähnlicher Studien initiiert, bei denen ein isoliertes Werkelement vergleichend auf seine Bedeutung in den Dramen der Elisabethaner und SHAKESPEARES verfolgt wird.

Unsere drei Autoren gelten nicht nur als Vertreter dreier aufeinander folgender Generationen, sondern auch als Vertreter unterschiedlicher Forschungsrichtungen: SCHÜCKING steht für die sogenannte historisch-realistische Schule, CLEMEN muß als Repräsentant der Formanalyse herhalten, und WEIMANN vertritt die marxistische Literaturkritik. So manches auch für eine solche säuberliche Trennung spricht, so wollen wir doch einmal umgekehrt die Gemeinsamkeiten betonen und behaupten: Die gängige Beurteilung, die SCHÜCKING als historischen Realisten, CLEMEN als Verteidiger der Werkinterpretation und WEIMANN als Marxisten gegeneinander ausspielt, verkennt die Kontinuität ihrer Bemühungen, namentlich das Bemühen um ein historisches SHAKESPEARE-Verständnis.

Dazu ein paar Kernsätze aus den jeweiligen Zielsetzungen: SCHÜCKING sucht „methodische Wege zu einem geschichtlich richtigen Verständnis der Charaktere“ (S. 23). CLEMEN, weit davon entfernt, einer bloßen Werkimmanenz das Wort zu reden, fordert, daß die „historische und vergleichende Betrachtungsweise“ „als Ergänzung neben die Werkinterpretation treten“ (S. 261) müsse. Und WEIMANN schließlich sieht SHAKESPEARES Werke nicht nur im größeren Zusammenhang der Tradition des Volkstheaters. Seine „historisch-kritische Untersuchung“ ist darum bemüht, den dialektischen Widerspruch „zwischen dem historischen

Werk und seinen lebendigen Wirkungen, zwischen der vergangenen Entstehungsgeschichte und der gegenwärtigen Wirkungsgeschichte“ (S. 11) durchzuhalten.

Somit taucht das gleiche Etikett ‚historisch‘ an exponierter Stelle bei allen drei Autoren auf und fordert geradezu zu einer Präzisierung heraus. Wir stellen entsprechend in unserer zweiten These fest: Gegenstand der historischen Betrachtung ist in allen drei Werken das Verhältnis von Charakterausdruck und Publikumsbezug.

Zwar werden vordergründig unterschiedliche Ziele verfolgt – SCHÜCKING ist an den Charakteren, CLEMEN an der dramatischen Rede in der Tragödie vor SHAKESPEARE und WEIMANN an der Tradition des Volkstheaters interessiert –, und auch das untersuchte Material deckt sich nur bedingt, aber dennoch schlagen sich alle drei mit der gleichen Grundschwierigkeit herum, nämlich dem Widerstreit zwischen einer Tendenz zur Illusionierung des Publikums, die seit der Romantik vor allem mit der Charakterzeichnung in Verbindung gebracht wird, und einer gegenläufigen Tendenz der Illusionszerstörung, die durch die Einbeziehung des Publikums in das dramatische Geschehen zustande kommt. Es stimmt zwar, daß SCHÜCKING und WEIMANN ihr Hauptaugenmerk auf die Konventionen des Publikumsbezugs richten, während CLEMEN besonders die Fortschritte in der Individualisierung des Charakterausdrucks nachzeichnet, aber gleichwohl fungiert bei allen dreien die Polarität von illusionierendem Charakterausdruck und illusionsstörendem Publikumsbezug als Grundgegebenheit.

Im einzelnen ist das Bild natürlich verwickelter. Vor allem läßt sich beobachten, wie jeweils der erreichte Fortschritt bedingt wieder in Frage gestellt wird.

SCHÜCKING wirkte bahnbrechend, indem er die Aufmerksamkeit auf jene elisabethanischen Konventionen, die den Zuschauer in das Drama einbeziehen, lenkte und zeigte, wie SHAKESPEARE um der publikumsbezogenen Konventionen willen auch Verstöße gegen die ‚psychologische Wahrscheinlichkeit‘ in Kauf nahm. Dennoch bleibt seine Einschätzung der illusionsfördernden und der illusionsstörenden Tendenzen bei SHAKESPEARE in doppelter Weise zwiespältig. Er polemisiert gegen die ahistorischen Charakterauslegungen des 19. Jahrhunderts, übernimmt aber implizit die These vom Primat der Charakterdarstellung¹ und ausdrücklich die andere von der „unsagbaren Feinheit der Seelenschilderung“ SHAKESPEAREs. Dies letztere ist um so erstaunlicher, als das ganze Buch diese These dauernd in Frage stellt, zeigt doch Beispiel auf Beispiel, wie sich die publikumsbezogenen Konventionen auf Kosten der ‚psychologischen Wahrscheinlichkeit‘ durchsetzen. Gravierender noch wirkt sich der nicht durchschaute Zwiespalt in der Abwertung der publikumsbezogenen Konventionen aus. Die überkommene Hochschätzung des psychologischen Realismus, der genauer als psychologischer Illusionismus zu bezeichnen wäre, hat zwar nicht den Positivisten in SCHÜCKING beirren können, sie hat aber offenkundig den Kritiker in ihm an einer möglichen positiven Beurteilung gehindert und zu der Abwertung der publikumsbezogenen Konventionen als primitive Relikte geführt. So konnte es geschehen, daß die Herleitung dieser Konventionen nun gleichzeitig mit dem ‚Beweis‘ ihrer künstlerischen Minderwertigkeit zusammenfiel. Mit eben dieser Gleichsetzung von ‚publikumsbezogen‘ und ‚primitiv‘ verspielte SCHÜCKING auch sofort wieder ein gut Teil des erreichten Fortschritts.

So sehen wir fünfzig Jahre nach Erscheinen des Buches sein Hauptverdienst darin, daß es die Charakterdarstellungen des 19. Jahrhunderts problematisiert² und den Grundstein für die Anerkennung der publikumsbezogenen Konventionen in Deutschland gelegt hat.

SCHÜCKING erkannte die Dialektik nicht, geschweige denn, daß er sie thematisiert hätte. Bei CLEMEN hingegen kommt der Widerspruch durchaus zur Sprache, wenn er auch nicht durchgehalten wird. Das hängt damit zusammen, daß es CLEMEN vor allem um den Fortschritt zu tun ist, den das elisabethanische Drama in der Individualisierung des Charakterausdrucks bis zu SHAKESPEARE hin erzielt hat. In den Fällen, in denen sich Publikumsbezug

und Charakterausdruck stören, beobachten wir bei CLEMEN zwei grundsätzliche Verhaltensweisen. Die erste besteht darin, daß er nachdrücklich auf die Existenz der publikumsbezogenen Konventionen hinweist und sein Werturteil aussetzt, d.h., er behandelt den Publikumsbezug positivistisch als wertindifferentes historisches Faktum³. Oder aber, er fällt doch ein negatives Urteil⁴, wobei offenkundig gerade die historisch-vergleichende Methode die Handhabe dazu bietet: Der Ausgleich zwischen Charakterdarstellung und Publikumsbezug, der SHAKESPEAREs Meisterwerke auszeichnet, führt in CLEMENs Augen dazu – so muß man annehmen –, daß der Mangel an psychologischer Wahrscheinlichkeit bei SHAKESPEAREs Vorläufern nicht durch den Publikumsbezug wettgemacht wird.

Im Gegensatz zu SCHÜCKING und auch noch zu CLEMEN begreift WEIMANN die Spannung zwischen publikumsnahen Spielkonventionen und Charakterdarstellung als schöpferischen Widerspruch⁵ und betreibt aktiv die Aufwertung des Publikumsbezugs. Seine Theorie der „flexiblen Bühne“⁶ und der „publikumsbezogenen Figurenposition“⁷, die soziologische, dramaturgische und sprachliche Gesichtspunkte einbezieht, erweist die publikumsbezogenen Konventionen als integralen Teil von SHAKESPEAREs Dramen und bringt einen entscheidenden Fortschritt. Aber auch WEIMANN setzt seinen Fortschritt sofort da wieder aufs Spiel, wo er der publikumsbezogenen Rede als solcher „hohe dichterische Qualität“⁸ zuspricht und als publikumsnah nahezu ausschließlich nichthöfische Figuren gelten läßt. Hier ist auch bei WEIMANN der Punkt erreicht, an dem der Kritiker den Historiker korrumpiert.

Den Befund, daß der erreichte Fortschritt wieder aufs Spiel gesetzt wird, versucht unsere dritte These zuzuspitzen: Bei allen drei Autoren führt die historische Methode dazu, daß die Einheit und die Eigengesetzlichkeit der Werke nicht genügend zur Geltung kommen.

SCHÜCKING sieht SHAKESPEAREs Kunst als „eine Mischung des Höchstentwickelten mit ganz primitiven Elementen“ (S. 22). Seine „Einführung in das Verständnis des Dramatikers“, wie der Untertitel lautet, entwirft ein sehr zwiespältiges Bild von SHAKESPEAREs Kunst, gilt doch sein Hauptbemühen nicht dem Ganzen, sondern den anstößigen Teilen, deren erwiesene oder auch nur gemutmaßte Herkunft ihm den Blick für ihr mögliches Aufgehen in einem neuen Funktionszusammenhang verstellt⁹. Es entbehrt auch nicht der Pikanterie zu sehen, wie sein Historismus ihn immer wieder dazu verführt, im Übereifer gängige elisabethanische Anschauungen nicht als solche zu erkennen, sondern als moderne Verirrungen abzulehnen¹⁰.

CLEMEN seinerseits weiß darum, daß die historisch-vergleichende Methode in Mißkredit geraten ist, weil die Eigengesetzlichkeit der Werke vernachlässigt wurde (vgl. S. 261). Er macht auch darauf aufmerksam, daß Autoren wie PEELE und GREENE allem Anschein nach die Mischung disparater Handlungselemente und Stile direkt angestrebt haben, die vom Standpunkt einer einheitlichen Handlung unbefriedigend bleibe (S. 149 und 258). Wenn es trotzdem zu abschätzigen Urteilen kommt und vor allem die geahnte Eigengesetzlichkeit nicht weiter verfolgt wird, so hängt das mit seiner Methode, konkret: mit der Ausrichtung der Arbeit auf SHAKESPEARE als Endpunkt der Entwicklung und als Wertnorm zusammen. Vielleicht ist hier einmal der Ort, um kurz auf das COLERIDGE-Motto, das SCHÜCKING seinem Buch *SHAKESPEARE und der Tragödienstil seiner Zeit* (1947) vorangestellt hat und das ebenso gut als Motto für CLEMENs Buch fungieren könnte, einzugehen¹¹. Die Aufforderung, SHAKESPEAREs Überlegenheit durch den Vergleich mit seinen Zeitgenossen zu erweisen, ist sicherlich der Erforschung der übrigen elisabethanischen Dramatiker zugute gekommen. Andererseits impliziert COLERIDGEs Vorschlag aber auch bereits die Gefahr, die darin besteht, daß diese Zeitgenossen und Vorläufer nicht um ihrer selbst willen und auf ihre Eigenart hin, sondern eben im Hinblick auf SHAKESPEAREs Überlegenheit studiert werden. CLEMEN hat diese Gefahr zwar noch erkannt¹², aber auch er ist ihr nicht immer entgangen.

WEIMANN schließlich, der sich gegen die Gleichsetzung von „primitiven und volkstümlichen

Zügen¹³ bei SCHÜCKING gewandt hat, verzerrt seinerseits die Eigenart und die Einheit von SHAKESPEAREs Werken durch das Junktim, das er zwischen Publikumsnähe und Volkstümlichkeit herzustellen bemüht ist. Das dramaturgische „Prinzip der publikumsnahen Volksgestalt“ (S. 312) beschreibt keineswegs unvoreingenommen die Verhältnisse bei SHAKESPEARE, sondern ist das Ergebnis von WEIMANNs ‚historisch-kritischer‘ Methode, die SHAKESPEAREs Dramaturgie aus der Tradition des Volkstheaters herleitet. Diese Herleitung trägt die Schuld daran, daß die Publikumsnähe der nichtplebejischen Figuren mit geringen Ausnahmen entweder nicht veranschlagt¹⁴ oder wegräsoniert wird¹⁵ und SHAKESPEAREs vieldimensionale Sicht zur Zweidimensionalität verarmt¹⁶. Die Werturteile, Die WEIMANN aufgrund des Publikumsbezugs fällt, zeitigen im übrigen z.T. paradoxe Auswirkungen: Indem er den publikumsbezogenen Reden pauschal „hohe dichterische Qualität“ beimißt, nimmt er so eine unberechtigte Nivellierung innerhalb des Gesamtwerks und auch noch innerhalb einzelner Dramen, etwa *R3*, vor¹⁷.

Umgekehrt läßt der Fall EDMUNDs im *Lr.*, bei dem WEIMANN ein „nicht ganz befriedigendes Spannungsverhältnis“ (S. 403) zwischen Publikumsnähe und -ferne entdeckt, Zweifel aufkommen, daß sein Kriterium der Figurenposition objektiver als die in seinen Augen vieldeutige Charakterauslegung (vgl. S. 386) ist.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß der historischen Betrachtungsweise bei CLEMEN eine teleologische Ausrichtung unterliegt, während sie bei WEIMANN wie im Falle SCHÜCKINGs stärker genetisch bestimmt ist. Bei allen dreien erbringt sie erfreuliche Fortschritte, dient aber gleichzeitig auch als Deckmantel für unhistorische normative Denkweisen, die das Verständnis der Einzelwerke beeinträchtigen.

Diesen Befund versucht unsere Schlußthese zu verallgemeinern und an einem Bild zu veranschaulichen: Daß es einen Fortschritt in der deutschen SHAKESPEARE-Forschung des 20. Jahrhunderts gegeben hat, wird niemand im Ernst bestreiten; er fällt aber in der Regel bescheidener aus, als es zunächst meist den Anschein hat, so daß wir die Gesamtentwicklung auch mit der Echternacher Springprozession vergleichen können, bei der ja auch auf drei Schritte nach vorn zwei nach hinten folgen.

Anmerkungen

- ¹ Wie der Untertitel andeutet, ist das Buch als Einführung in das Verständnis SHAKESPEAREs gedacht, sein Obertitel aber macht klar, daß SCHÜCKING darunter im wesentlichen nur die Diskussion der Charakterprobleme verstand.
- ² Wo SCHÜCKING wahrscheinlich den ersten Wortteil unterstrichen sehen wollte, würden wir eher den zweiten, die Charakterprobleme, betonen.
- ³ Für Beispiele s. S. 63 f., 72, 75 und 152, Fn. 15.
- ⁴ Vgl. etwa die Kritik zu GREENEs *James IV.*, SS. 167-169.
- ⁵ „Statt die von T. S. ELIOT bei SHAKESPEARE getadelte ‚Konfusion von Konvention und Naturnachahmung‘ zu betonen, sehen wir den historisch bedingten, aber dramengeschichtlich und ästhetisch schöpferischen Widerspruch beider.“ (S. 369)
- ⁶ „Sie (sc. SHAKESPEAREs Sprachkunst) setzt eine flexible Bühne voraus, die den Schauspielplatz – im Dialog – lokalisieren, aber zugleich – im ‚Monolog‘ oder Apart – wieder neutralisieren kann.“ (S. 379)
- ⁷ „An die Stelle dieser üblichen, hier aber unzulänglichen Kriterien setzen wir den Maßstab der publikumsnahen Bühnenposition und der ihr entsprechenden Handlungen, Aussagen und Stilmittel. Es ist ein Maßstab, dessen Kriterien nicht an die (vieldeutige) Charakterauslegung, sondern an die Erkenntnis des objektiven szenischen Status und seine nachweisbaren Redeäquivalente geknüpft sind.“ (S. 385 f.)
- ⁸ S. 385.

- ⁹ Nachdem er SHAKESPEAREs Werk mit einem modernen Schloß, „das mit Benutzung alter Burgmauern und Wände erbaut ist“, verglichen hat, fährt er fort: „Wer dieses Schloß ohne die nötige Kenntnis seiner Geschichte betritt, der läßt sich nicht ausreden, daß dies oder jenes Stück des alten Gemäuers nicht einen tieferen Sinn habe, er hört nicht auf, geheime Gänge und überraschende Verbindungen darin zu wittern... Auch sehen wir, daß überall da, wo aus solchen Ursachen die logische Gradlinigkeit der Handlung unterbrochen ist, sich ein Ausleger festsetzt und die Stelle mit einem Netz von überfeiner Seelenkunde umspinnt, ohne zu beachten, daß es sich dabei vielfach um Motive dreht, die größtenteils aus noch älterer und primitiverer Zeit als der SHAKESPEAREschen stammen und nicht notwendig bei ihm einen neuen Sinn bekommen haben müssen.“ (S. 236)
- ¹⁰ Für ein Beispiel vgl. die Polemik gegen SIDNEY LEE zur Gestalt CALIBANS: „LEE erklärt das damit, daß SHAKESPEARE vielleicht unbewußt der platonischen Idee folge, daß die Seele sich ihren Körper baut, aber es ist billig zu bezweifeln, ob seine Zuschauer diese beinah ‚expressionistische‘ Feinheit, die Seele eines Eingeborenen durch den Körper eines Ungeheuers auszudrücken, hätten fassen können.“ (S. 278) SHAKESPEARE selber plagten solche Skrupel nicht, vgl. *Tmp.* I, 2, 460 – 462.
- ¹¹ „No one can understand SHAKESPEARE’s superiority fully until he has ascertained, by comparison, all that which he possessed in common with several other great dramatists of his age, and has then calculated the surplus which is entirely SHAKESPEARE’s own.“
- ¹² „Denn es sollte dem Verständnis des SHAKESPEAREschen Werkes dienen, wenn die Grundlagen untersucht wurden, auf denen SHAKESPEARE weiterbauen konnte. Die Gefahr, die darin liegt, das ganze vorshakespearesche Drama nur von SHAKESPEARE her zu werten und zu sehen, wurde zu vermeiden gesucht.“ (S. 259)
- ¹³ „SHAKESPEAREs Volkstümlichkeit“ in: *SHAKESPEARE Jubiläum 1964*, ed. A. SCHLÖSSER, Weimar, 1964, S. 94.
- ¹⁴ Zwar erhebt WEIMANN auf S. 386 bei seiner Aufzählung der Figuren, die als publikumsnah besonders in Frage kommen, keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es bleibt aber erstaunlich zu sehen, mit welcher Konsequenz er die Figuren ausklammert, die seine Theorie erschüttern könnten, nämlich die ‚guten‘ Intriganten, wie EVANS sie genannt hat, unter denen die Heldinnen der Komödien noch einmal als geschlossene Gruppe besonders figurieren. Zwar läßt sich aus andern Passagen entnehmen (vgl. S. 391 und 403), daß WEIMANN den Heldinnen der Komödien die Publikumsnähe nicht ernsthaft absprechen würde, aber warum nimmt er sie dann nicht in seinen Katalog auf? Und warum berücksichtigt er an den Stellen, an denen er EVANS zitiert (S. 406 und 508), ausschließlich die Narren, wo EVANS selber doch immer auch von den Heldinnen spricht?
- ¹⁵ Als Beispiel kann der Herzog aus *MM* gelten, dessen Vorderbühnenposition angeblich „ganz neue experimentelle, nicht länger traditionelle Zuordnungen erhält“ (S. 403). WEIMANN täuscht sich über die Anzahl der erklärungsbedürftigen Fälle. Selber hat er auf den Fall BUCKINGHAMs in *R3* V,1 hingewiesen (vgl. S. 379 und 505, Fn. 49). Über einen andern, berühmten Fall, den des PRINZEN HAL in *1H4*, ist bekanntlich bereits SCHÜCKING gestolpert.
- ¹⁶ WEIMANNs Zweidimensionalität ist richtiger als Vieldimensionalität zu bezeichnen und wird gelegentlich auch von ihm selber so gesehen. Gegenüber dem differenzierten Bild, das etwa EVANS von den vielfältigen Bewußtseinspiegelungen in SHAKESPEAREs Dramen entworfen hat, wirkt WEIMANNs Insistieren auf der Zweidimensionalität als unzulässige Vereinfachung. Übrigens ist die „totale Sicht“ (S. 406), die er den Narren zuschreibt, eine Fiktion. Vielleicht wäre es auch einmal nützlich, daran zu erinnern, daß ein Teil der Volksgestalten (BOTTOM, DOGBERRY, SILVIUS, ELBOW, POMPEY,

der FALSTAFF aus *Wiv.*) nicht den höchsten, sondern vielmehr den niedrigsten Bewußtseinsstand mitbringen.

- ¹⁷ Vgl. den apodiktischen Satz: „Gerade die publikumsbewußten Monologe etwa RICHARD III. zählen – wie auch der rein epische Chorus in *HENRY V* – zu dem dichterisch Großartigsten, das SHAKESPEARE schuf“ (S. 384 f.). WEIMANN nivelliert falsch, wo CLEMEN gleich zweimal differenziert hatte, indem er zeigte, daß RICHARDs Monolog in der Traumszene viel eher als seine früheren Monologe ein wirkliches Selbstgespräch darstellt, andererseits aber den Vergleich mit den Monologen der großen Tragödien noch nicht aushält.

Diskussion

Diskussionsteilnehmer: GELDSETZER, d'HARCOURT, HASLAG, NIES, SCHRICKE

Die Diskussion beschäftigte sich vornehmlich mit dem Verhältnis von Kritik und Fortschritt in SHAKESPEARE-Forschung.

Das Bild von der Springprozeßion wirft die Frage nach dem ‚einschrittigen‘ Fortschritt auf, d.h., es ist zu klären, was aus der Kritik der Autoren SCHÜCKING, CLEMEN und WEIMANN als überholt entlassen werden kann und worin der effektive Fortschritt begründet liegt. SCHÜCKING weist als erster auf die Publikumskonventionen der SHAKESPEARE-Zeit hin, mindert aber den Wert seiner Erkenntnis, indem er sie als Illusionszerstörung beurteilt. CLEMENs Verdienst liegt in der Betonung der Eigengesetzlichkeit des Werkes; der Mangel seines werkimmanenten Vorgehens in der methodisch bedingten Ausklammerung des Publikumsbezuges.

WEIMANN wertet die Publikumskonventionen zurecht auf, sein Rückschritt besteht aber im unvermeidbaren Junktim, das er zwischen Publikumsnähe und Volkstümlichkeit herstellt. Die Fehler aller genannten Kritiker rühren von der Vermischung des historischen Ansatzes mit eigener ästhetischer Norm her. Dem Ideal einer objektiven Interpretation kann sich die historische Methode nur dann nähern, wenn sie möglichst alle Aspekte eines literarischen Werkes berücksichtigt und zugleich seiner Eigengesetzlichkeit gerecht wird.

Protokoll: BEYER, STILLERS.

Unsere Freundschaft beginnt da, wo sie sonst aufhört.

Beim Geld. Ganz gleich, ob Sie es uns bringen, um zu sparen, oder es sich holen, als Kredit.

Wir, die Commerzbank, wollen Ihnen das Leben angenehmer machen. Wir informieren und beraten Sie. Wir erledigen Ihre Zahlungen, vermehren Ihr Geld und

geben Ihnen Kredit zu günstigen Bedingungen — kurzum, wir sind immer für Sie da, wenn es um die Erledigung Ihrer finanziellen Angelegenheiten geht.

Nutzen Sie die Vorteile, die wir Ihnen als große Bank mit einem umfassenden Service bieten.



COMMERZBANK 



DÜSSELDORF
HILTON

hat den
Disco-Club mit
dem gemütlichen
Weltstadt-Flair.

Wo Top-Discjockey's
internationale Hits zum
Tanz - zur Unterhaltung -
zum Drink auflegen.

CLUB 1890
von 21.00 bis
3.00 h.

Man trifft sich
zum Cocktail in der
DÜSSELBAR -
speist im Spezialitäten-
Restaurant
SAN FRANCISCO -

nimmt den Snack
im HOFGARTEN CAFE -
parkt auf reserviertem
Parkplatz.

Düsseldorf  **Hilton**

4000 Düsseldorf · Georg-Glock-Straße 20
Telefon: 43 49 63 · Telex: 8584 376

Die Kritik der Dichter

MICHEL MERCIER

Die Verpflichtung, über Methoden der Literaturkritik im 19. und 20. Jahrhundert zu sprechen, hätte mich in die Zeit um 1800 führen können, auf die ich – wie man so schön sagt – spezialisiert bin: Die Gruppe von Coppet, die sich in ihren Forschungen um Mme DE STAËL und BENJAMIN gruppiert, läßt zum Beispiel weder die soziologische Literaturkritik außer acht – dabei denke ich an BARANTE und an seine Untersuchungen über die Literatur im 18. Jahrhundert, die er ganz im Sinne MONTESQUIEU'S in ihren Beziehungen zu Sitten und Institutionen analysiert –, noch läßt sie die Sprachwissenschaft außer acht: SAUSSURE und CHOMSKY berufen sich ja auf HUMBOLDT, der seinerseits auf Ideen CONDILLAC'S zurückgreift. Diese Gruppe, ihre kosmopolitische Einstellung, ihre europäische Dimension und ihr europäischer Auftrag, ist berühmter Ahnherr und geistiger Bürge unserer Arbeiten. Abgesehen davon, daß ich nicht unnötigerweise auf Ergebnisse eines Kolloquiums, das im Jahre 1974 in Coppet stattfand, zurückgreifen wollte, schien es mir sinnvoller, aus meiner zehnjährigen Lehrtätigkeit als Literaturwissenschaftler eine Bilanz zu ziehen und den Schriftstellern selbst die Möglichkeit zu geben, sich über das zu äußern, was sie von einem potentiellen Leser erwarten. HUGO oder PAULHAN, BRETON oder CAMUS – aber, warum soll man da stehenbleiben? – DIDEROT, MARIVAUX oder LA ROCHEFOUCAULD schienen sich in ihren Standpunkten näherzukommen trotz der offensichtlichen Unterschiedlichkeit ihrer Werke: Auf diese Gemeinsamkeiten kommt es mir hier an.

Wenn DIDEROT als Kunstkritiker das Werk VERNET'S evoziert, erheben seine Analysen nicht den Anspruch, das Vergnügen einer notwendigen Betrachtung des Werks zu ersetzen. „Man muß die Sache selbst sehen“: Dieses Vergnügen besteht zunächst im Kontakt mit einem Material – Farben, Tönen oder Worten –, das der Künstler gestaltet hat. Es steht geschrieben: *coeli enarrant gloriam Dei*; doch sind es die Himmel von VERNET, es ist sein Ruhm. Das „Ding“ ist nun nicht mehr undifferenzierter Stoff, sondern es ist gekennzeichnet durch ein „charakteristisches Zeichen“: „Die Krallen des Löwen“: der Löwe nach VERNET, nach VOLTAIRE. Jedes stoffliche Element trägt seinerseits zur „Gesamtwirkung“ bei.¹ Das „Ganze“ bestimmt die Stelle der „Einzelwirkung“ und unterwirft sie seinen eigenen Gesetzen. Zu Anfang erscheint das Werk gleichzeitig originell und kohärent. Eben das meint HUGO, wenn er 1850 über BALZAC schreibt, daß „alle seine Bücher nur ein einziges Buch

ausmachen“, oder in seiner Untersuchung über *Hamlet* feststellt, daß „das Hauptwerk SHAKESPAERES der ganze SHAKESPEARE ist“:

Das gilt übrigens für alle großen Geister dieses Formats. Sie sind Masse, Block, Majestät, Bibel und Kult; darin besteht ihre Ganzheit.²

So gibt es in einem Werk keine „schönen Bestandteile“, und der Leser hat die Aufgabe, die „Gesamtwirkung“ wiederzufinden:

Jedes beliebige, winzige Stück findet unbemerkt den Weg zu mir, oder auch nicht. Wenn ja, dann zieht es alles übrige mit sich. Das bildet ein unteilbares Ganzes. Vergleichbar einem Lebewesen.³

Die Kohärenz eines Werkes erscheint also als organische Einheit, die zur Einheit von Form und Inhalt führt und von FLAUBERT als „poétique insciente“ bezeichnet wird:

... tatsächlich gibt es weder Inhalt, noch Form. Es gibt, und das ist alles, das mächtige Sprudeln des Gedankens, das den Ausdruck mit sich bringt, den ganzen Block in einem Wurf, die Bronze durch den Schmelzofen, die Statue durch die Form, den unmittelbaren und souveränen Ausbruch der mit dem Stil gewappneten Idee. Ausdruck wie Idee treten eigenmächtig hervor; der Ausdruck, nicht weniger wesentlich als die Idee, begegnet ihr in mystischen Tiefen. Die Idee wird zum Körper, der Ausdruck zur Idee. Beide durchdringen sich so, daß aus ihrer Verbindung ein Verwachsensein geworden ist. Die Idee ist der Stil; der Stil ist die Idee. Versucht man das Wort zu entfernen, dann nimmt man den Gedanken mit.⁴

FLAUBERT, der die Kritik eines Grammatikers wie LA HARPE oder der Historiker wie SAINTE-BEUVE und TAINE ablehnt, beruft sich auf eine Betrachtungsweise, „die sich intensiv mit dem Werk als solchem beschäftigt“:

Man analysiert sehr sauber das Milieu, in dem es entstanden ist, und die Ursachen, die es herbeigeführt haben; aber die poétique insciente? Worauf sie zurückzuführen ist? Ihren Aufbau, ihren Stil? Den Standpunkt des Autors? Niemals!⁵

Ausgehend von der Originalität eines Ganzen ist also nun zu fragen, was dieses Ganze als solches ausmacht (seine Worte, seine Bilder), und wieder zur anfänglichen Originalität und dem Standort, den sie der Kritik vorschreibt, zurückzukehren.

Isolierte Fakten sind wie isolierte Wörter - ohne jeden Sinn.⁶

Das Wort trägt seinen Wert nicht in sich, sondern erhält ihn erst in einer Verbindung mit anderen Wörtern, in einem Komplex aus Syntax, Lauten, Rhythmus und Bedeutung. Den Einwänden SAINTE-BEUVEs, der im Werk HUGOs „die übertriebene Allmacht des Reims in der Poesie“ kritisiert,

— es ist unerhört und unvorstellbar, wie viele Bilder und Gedanken dem Reim entstammen. Die Kunst könnte daran zugrundegehen. —⁷

hatte DIDEROT schon im voraus geantwortet:

— Wie viele Dinge doch der Reim bei unseren Dichtern mit glücklicher Hand hervorbringt.⁸

Auf der Suche nach der Wahrheit bietet der Dichter für den naturgegebenen „Mangel an Worten“ einen Ersatz — „denn jede Sprache hat im allgemeinen nur wenig geeignete Wörter für Schriftsteller, die eine lebhaftere Vorstellungskraft haben.“ Er entfernt sich nämlich von der „üblichen Redeweise“ und gleicht „eine begrenzte Anzahl von Wörtern“ durch eine „Unbegrenztheit“ der „Akzente“ aus.⁹

Der Nachteil der Wörter ist es, mehr Umrisse zu haben als die Ideen. Alle Ideen gehen an ihren Rändern ineinander über; die Wörter nicht.¹⁰

Die Lösung steckt in der syntaktischen, prosodischen Verbindung von Wörtern untereinander: Der Schriftsteller

hat innerhalb des allgemeinen Rhythmus, den er annimmt, seinen eigenen, den er seinerseits vorschreibt.¹¹

Und der sich aufdrängt:

Die musikalische Skizze und der Satz entstehen aus demselben unsterblichen Paar von Note und Rhythmus.¹²

Wie das einzelne Wort, zählt auch die isolierte Note nicht, sondern nur das Intervall. Damit stellt sich die Frage nach der „Anordnung“:

Das feine Sinnbild, die spitzfindige Hieroglyphe, die eine ganze Beschreibung beherrscht, und die von der Verteilung der Längen und Kürzen in den Sprachen mit bedeutungsrelevanten Quantitätsunterschieden und von der Aufteilung der Konsonanten auf die Vokale in den Wörtern jeder Sprache abhängt, das alles verschwindet notwendig in der besten Übersetzung.¹³

Vom Wort zum Satz und vom Satz zum Werk findet man dieselbe Beziehung: Die Einzelheit richtet sich nach dem Ganzen und ist selbst ein Ganzes. Jeder Gedanke des Dichters, eins mit seinem Ausdruck, faßt in seinem Mikrokosmos die Gesamtheit des Dichters zusammen. Ein Tropfen, das ist schon das ganze Wasser. So daß jede Eigenheit des Stils, jeder Begriff, jede Vokabel, jeder Ausdruck, jede Satzkonstruktion, jede Redewendung, häufig die Zeichensetzung metaphysisch ist.¹⁴

Das heißt „Sinnbild“ des Werks, Umbildung der Elemente des Werks in ihm und durch es selbst. So verhält es sich mit dem Wort als „Zeichen mit unterschiedlichem Sinn“ je nach Umgebung innerhalb dieser Erfahrung einer Kontinuität, die jedes Werk ist.

Der Geist durchdringt das Sprechen des Dichters; er bewegt und belebt jede Silbe.¹⁵

Da findet man schon im Sinne von DIDEROT, wie von HUGO oder MARIVAUX, die PROUSTsche Einstellung des „Contre SAINTE-BEUVE“.

Warum bin ich Künstler und nicht Philosoph? Weil ich mich beim Denken nach den Wörtern und nicht nach den Ideen richte, schrieb CAMUS.¹⁶

Sofern man nur ein Fünkchen Glut im Geist hat, braucht man Metaphern und bildliche Ausdrücke, um sich verständlich zu machen.

Metaphern und bildliche Ausdrücke, die „belustigen“ oder „absurd“ erschienen, würde man sie aus ihrem Kontext „isolieren“:

wenn ihr sie aber da laßt, wo ich sie hingestellt habe, dann findet ihr sie klar und sehr wirksam.¹⁷

Das Bild ist, wie das Wort, untrennbar von einem Ganzen und nimmt an einer Bewegung teil: Es ist zunächst Syntax und Orientierung – wer hat je den Abgrund VICTOR HUGOs sehen können? Im schöpferischen Akt, in dem die Schöpfung nicht „Ausdrucksmittel“, sondern „Geistestätigkeit“ – HUGOs „Metaphysisches“¹⁸ – ist, läßt sich der Künstler mit JEAN PAULHANs Kind vergleichen, das mit seiner Mutter über die Glaskugel im Treppenhaus sprechen will und ihr den Namen „Regenbogenkugel“ gibt.

Das Kind, das sich von dieser Kugel entfernt, hat es eilig, ihr einen Namen zu geben: Nie wieder hat es sich so sehr gescheut, einen Regenbogen zu sehen.¹⁹

Es handelt sich darum, „den Gegenstand zu bezeichnen“, Abhilfe zu schaffen bei der „Wortknappheit“; und die Nebeneinanderstellung ist eine syntaktische Bewegung, ganz wie das „à“ in *Amour fou*, das als Präposition „schnellstes und sicherstes Gefährt der Vorstellungskraft“ ist, ganz wie das „wie“:

Beim gegenwärtigen Forschungsstand in der Poetik kann man der rein formalen Unterscheidung zwischen Metapher und Vergleich keine besondere Bedeutung mehr beimessen. Es bleibt richtig, daß beide gleichermaßen dem analogisierenden Denken dienen, wobei die eine einen Reichtum von sofortiger Klarheit, die andere, urteilt man nach „schön wie ...“ von LAUTRÉAMONT, beträchtliche Vorteile durch längeres Hinhalten bietet. Es versteht sich von selbst, daß daneben die anderen „Figuren“, die die Rhetorik immer wieder aufzählt, jeglichen Interesses entbehren. Nur das Auslösen der Analogie erregt

unsere Aufmerksamkeit: nur durch dessen Vermittlung können wir mit der treibenden Kraft der Welt handeln. Das aufregendste Wort, über das wir verfügen, ist das Wort *wie*; dabei ist gleichgültig, ob es ausgesprochen ist oder nicht.²⁰

PROUST definiert die Metapher, die den Künstler zu seiner Wahrheit führt, nicht anders:

Man kann zwar in einer Beschreibung die Gegenstände, die in dem geschriebenen Ort vorkommen, sich ununterbrochen einander folgen lassen; die Wahrheit beginnt aber erst da, wo der Schriftsteller zwei unterschiedliche Gegenstände nimmt und sie in der Welt der Kunst in eine Beziehung setzt, die der Kausalitätsbeziehung in der Welt der Wissenschaft entspricht . . .²¹

Und es handelt sich um einen solchen „Vergleich“,

der stillschweigend und unermüdetlich auf demselben Gemälde wiederholt wurde, der diese vielförmige und mächtige Einheit in es einführte, die manchmal der unbewußte Grund für den Enthusiasmus war, der gewisse Liebhaber von ELSTIRs Bildern befiel.²²

Das Werk scheint also aus metaphorischen Netzen zu bestehen, die es durchlaufen und begründen, ein „Gitter“, das A. BRETON entdeckt, wenn er zum Beispiel die Faszination, die auf ihn die „gallische Kunst“ ausübt, in *Der Surrealismus und die Malerei* analysiert.²³

Weil der philosophierende Dichter sich vorstellt (. . .) Sucht man nach Etymologien, kommt man an der Wurzel der Wörter an, dann sind *Bild* und *Idee* dasselbe Wort. Zwischen dem, was man Form, und dem, was man Idee nennt, gibt es eine absolute Identität, bei der das eine das Äußere des anderen ist, nämlich die Form, der sichtbar gemachte Inhalt. Wenn diese Schule, die einmal existierte, Recht gehabt hätte, wenn das Bild die Idee ausschließt, dann wären HOMER, AISCHYLOS, DANTE, SHAKESPEARE, die nur mit Bildern sprechen, leer. Die Bibel, die nach BOSSUET ganz aus Symbolen besteht, wäre hohl. Die Meisterwerke des menschlichen Geistes wären bloße Form. Ohne Inhalt. Dahin kann ein falscher Ausgangspunkt führen. Die Phantasie ist Tiefe.²⁴

Bild und Tiefe: die Wortverbindung bezeichnet den Traum, die Weltsicht, „die Offenbarung des Einzeluniversums, die jeder von uns sieht und die die anderen nicht sehen“ — an dem sie aber teilhaben, indem sie im und am Werk mitmachen.

Auch dann, wenn es einen Künstler gibt, der rein mechanisch Gemälde herstellt, bleibt es richtig, daß „die mechanische Herstellungsweise RAPHAELs nie Allgemeingut gewesen ist“, und daß es dem Genie zukommt, „während einer gewissen Zeit Geist, Charakter und Geschmack der Werke eines Volkes, eines Jahrhunderts, einer Schule zu formen“, selbst wenn er das nicht wünscht.²⁵ Schule wie Gattung konstituieren sich erst nach dem Erfolg des Einzelwerkes; gehen sie ihm voraus, dann verweist das Einzelwerk sie in die Anonymität. So sagt die bekannte Maxime 436 von LA ROCHEFOUCAULD:

Leichter ist es, den Menschen im allgemeinen zu kennen als einen einzelnen Menschen im besonderen.

Damit leugnet er nicht seine allgemeinen Einsichten in die Eigenliebe, weist aber auf die Gefahren einer jeden Ideologie hin, die es nicht erlaubt, einen bestimmten, realen Menschen und seine immer individuelle Realität klar zu sehen. Dieses „Allgemeine“ und dieses „Individuelle“ gleichen dem „Ursprünglichen“ und dem „Eigentümlichen“ bei VICTOR HUGO²⁶. Von einem großen Werk zum anderen

da selbst, wo die Analogie erscheint, die Verschiedenheit zerspringt,

und mit den Perspektiven, die LA ROCHEFOUCAULD geöffnet hat, wie sollte man da nicht an die *Princesse de Clèves* denken, an die verkörperte Provokation der Lehre von der Wahrscheinlichkeit, die mit der vorausgehenden Gattung des Romans bricht? Indem sie ein zunächst und dem Anschein nach traditionelles „Außerordentliches“ setzt — schwärmerischen Traum, Großartigkeit, Schönheit, Heroismus und Exotik —, überschreitet und leugnet sie es,

indem sie ihr ganzes Werk vom Geständnis her aufbaut, das sie als „unwahrscheinlich“ bezeichnet: das heißt als wahr im Hinblick auf eine individuelle Wahrheit. Wie RACINE, überläßt sie ihren Epigonen den eiteln Wunsch der Nachahmung oder Ihresgleichen, wie ROUSSEAU, den Wunsch, es ihr, wenn auch in anderer Weise, gleich zu tun: so in den drei letzten Teilen der *Nouvelle Héloïse*. Die Bewunderung führt nicht zur Nachahmung, sondern zur Nacheiferung, hin zu anderen Formen, hin zu anderen Perspektiven:

Denn der Stil ist für den Schriftsteller, wie die Farbe für den Maler, nicht eine Frage der Technik, sondern der Perspektive.²⁷

Das Werk schafft seine Form und seinen Stil:

Als weder die *Gesänge*, noch die *Gedichte* als Sprache angesehen werden konnten, sondern eher als spontaner Schrei aus existentiellen Tiefen —,²⁸

bedauert ARAGON, und HUGO:

Produzieren ist eine Lebensweise . . .

Der Stil hat etwas ihm Vorausgehendes . . . Der Stil ist seine Ursprünglichkeit, seine Spontaneität²⁹

PROUST schließlich sagt in *Contre SAINTE-BEUVE*:

Das Prinzip, das uns beherrscht, wenn wir schreiben, ist so persönlich, so einzigartig und schafft je nach den Umständen derart unser Werk, daß in der gleichen Generation die Geister gleichen Schicksals, gleicher Herkunft, gleicher Bildung, gleichen Geistes, gleichen Milieus und gleichen Standes die Feder in die Hand nehmen, um fast in gleicher Weise denselben Gegenstand zu beschreiben, wobei jeder die eigene, ihm eigentümliche Ausschmückung hinzufügt, die aus demselben Ding ein ganz neues macht, bei dem alle Verhältnisse der anderen fehl am Platze wären. Und so setzt sich die Reihe der originellen Schriftsteller fort. Jeder verkündet dabei einen Grundtenor, der sich jedoch durch ein unmerkliches Intervall vom Vorhergehenden und Folgenden unterscheidet.

Natürlich ist jedes Werk eine „Mischung von Zeit und Dichter“, und ein „Grundtenor“ ergibt sich aus der Gemeinsamkeit unter den Menschen — aber das Werk greift über seine Zeit hinaus und schlägt eine „originelle“ Variation des Wesentlichen vor: Dieser Variation hat die Aufmerksamkeit zu gelten, was eine ständige Erneuerung der kritischen Haltung bedeutet, die nur noch im aufmerksamen Hinhören auf dieses oder jenes Werk besteht. „Old words in new order.“ — „Zwängen Sie Ihren Autor in kein Ordnungssystem: Versuchen Sie, seinen Platz einzunehmen. Seien Sie sein Mitarbeiter und sein Komplize“: Der Kürze einer VIRGINIA WOOLF, die so Werk und Leser, also die wünschenswerte kritische Einstellung, definiert, antwortet der weitschweifige, gesunde Stil HUGOS, ohne daß sich das Gesagte ändert.

Das Regelbündel am Gürtel QUINTILIANs macht nur unnötiges Geklapper; nicht einer dieser banalen Schlüssel öffnet den Weg zum Geheimnis dieser großen Geister. Man muß sozusagen bei jedem großen Geist von neuem mit der Kritik beginnen, und alles ist von neuem zu beginnen, wenn man von einem Koloß zum anderen weitergeht . . . Oder würden Sie, mit demselben Begriffsraster in der Hand, von den Griechen zur Abtei Thélème und von AGAMEMNON zu PANTAGRUEL gehen? . . . Entnehmen Sie der *Odyssee* eine Poetik und wenden Sie sie beim *Verlorenen Paradies* an! Welches Maß wäre das in welcher Größenordnung?³⁰

Wenn jeder Künstler „einem Bürger in unbekannter Heimat gleicht“³¹, muß jeder Leser, jeder Kritiker eine Ortsveränderung in Kauf nehmen: Nun beginnt die wirkliche Arbeit der Kritik, die zum Ziel hat, im Werk Ideen, aber nicht ihre eigenen Ideen, zu finden. Denn die Idee ist im Werk, sie ist so neu wie das Werk selbst. Jeder bildet sich an Werken, und macht sein eigenes, wenn er dazu in der Lage ist. Bringt ein Werk nichts Unentdecktes und Neues, dann läßt man es beiseite. Sobald es aber zum Menschen spricht, muß man es in seiner Ganzheit so nehmen, wie es ist. Die Bewunderung ist das Gefühl, das uns im

Inneren sammelt und uns mit uns selbst versöhnt.³²

Diese „folgenreiche Wahl“ ist zu wagen — denn es ist „eine außerordentliche Fähigkeit, bewundern zu können“³³. eine fruchtbare Unterwerfung, dank derer die Menschheit „sich fortpflanzt und reproduziert, von einem Menschen zum anderen“.³⁴

Anmerkungen

- ¹ Vgl. DIDEROT, *Salon de 1767*, in: Oeuvres complètes, Paris (Club Français du Livre) 1969 — 73, Bd. 7, S. 175 — 177.
- ² Fast alle Zitate von VICTOR HUGO sind entnommen: WILLIAM SHAKESPEARE, den MARGES des WILLIAM SHAKESPEARE, in: Oeuvres complètes, Paris 1967 — 70, Bd. 12. Zum Begriff der Gesamtheit vgl. a.a.O., S. 250. Außerdem CAMUS, der von der scheinbaren Verschiedenheit seines Werkes spricht: „Diese verschiedenen Bücher sagen allerdings dasselbe.“ (*Essais*, Paris (La Pléiade) 1967, S. 1926). HUGO über BALZAC: Vgl. Oeuvres complètes a.a.O., Paris 1967 — 1970, Bd. 7, S. 316.
- ³ NATHALIE SARRAUTE, *Les Fruits d'Or*, Paris (Livre de Poche) 1969, S. 153 f.
- ⁴ V. HUGO, a.a.O., Bd. 12, S. 368. Vgl. MARIVAUX, *Du style*, in: *Journaux*, Paris (Garnier) 1969, S. 381 ff.
- ⁵ FLAUBERT, *Lettre à G. SAND* (2. Februar 1869), in: Oeuvres complètes, Paris (éd. Rencontre) 1964 — 65, Bd. 12, S. 372.
- ⁶ BONSTETTEN, *Etudes de l'homme*, Genf 1821, Bd. 2, S. 54.
- ⁷ Zitiert in: V. HUGO, Oeuvres complètes a.a.O., Bd. 5, S. 1434.
- ⁸ DIDEROT, *Salon de 1767* in: Oeuvres complètes a.a.O., Bd. 7, S. 169.
- ⁹ „Mangel“, „Akzente“, vgl. dazu DIDEROT *Lettre sur les aveugles*, Paris (Class. Garnier) 1964, Bd. 3, S. 100, oder: *Salon de 1767*, in: Oeuvres complètes, a.a.O., Bd. 7, S. 170 f. Zum „individuellen Akzent“ des Dichters vgl. PROUST, Paris (La Pléiade), 1959, Bd. 3, S. 256 f.
- ¹⁰ V. HUGO, *L'Homme qui Rit*, in: Oeuvres complètes, a.a.O., Bd. 14, S. 232.
- ¹¹ V. HUGO, Oeuvres complètes, a.a.O., Bd. 12, S. 376.
- ¹² COLETTE, *Mes apprentissages*, Paris (Livre de Poche) 1972, S. 147.
- ¹³ DIDEROT, *Lettre sur les sourds et muets*, in: Oeuvres complètes, a.a.O., Bd. 2, S. 551, S. 549.
- ¹⁴ V. HUGO, Oeuvres complètes, a.a.O., Bd. 12, S. 375. Vgl. DIDEROT, *Salon de 1767*, in: Oeuvres complètes, a.a.O., Bd. 7, S. 37 über: „ligne vraie“ und „modèle idéal“. Zum Werk als kohärenter Gesamtheit und den Beziehungen seiner Elemente vgl.: FLAUBERT, Oeuvres complètes, a.a.O., Bd. 7, S. 321: „Die Kontinuität konstituiert den Stil.“; über „monotonie“, und „essentiel“: A. CAMUS, *Théâtre, Récit, Nouvelles*, Paris (La Pléiade) 1967, S. 1896; MARIVAUX, *Le spectateur français*, in: *Journaux et oeuvres diverses*, Paris (Class. Garnier) 1969, S. 226; DIDEROT, *Recherches philosophiques sur l'origine et la nature du beau*, in: Oeuvres complètes, a.a.O., Bd. 2, S. 494 ff.
- ¹⁵ DIDEROT, *Lettre sur les sourds et muets*, in: Oeuvres complètes, a.a.O., Bd. 2, S. 459.
- ¹⁶ Zitat aus *Carnets*. Hier zit. nach: R. QUILLIOT, *La mer et les prisons*, Paris (N.R.F.) 1970, S. 131. Zur „Idee“ eines Autors und den „neuen“ Wortverbindungen — „Zeichen, die man selten zusammen gesehen hat“ — vgl. MARIVAUX, a.a.O., S. 385 f.
- ¹⁷ J.-J. ROUSSEAU, *La Nouvelle Héloïse*, Paris (La Pléiade) 1964, S. 241.
- ¹⁸ Es handelt sich hier um die bekanntesten Aussagen von A. BRETON in: *Le point du jour*. Vgl. DIDEROT, *Salon de 1767*, in: Oeuvres complètes, a.a.O., Bd. 7, S. 37: „Dummkopf, ist deine Kunst nicht seine Metaphysik?“, ebenso: V. HUGO, vgl. Anmerkung 14.
- ¹⁹ J. PAULHAN, *Jacob Cow le pirate*, Paris (éd. Rencontre) 1962, S. 180.
- ²⁰ Vgl. A. BRETON, *L'Amour fou*, Paris (Gallimard) 1937, S. 116; sowie *Signe ascendant*, Paris (Gallimard) 1968, S. 10.

- ²¹ M. PROUST, a.a.O., Bd. 3, S. 889. Zur Klarheit und zum Bild als Annäherung an eine Wahrheit vgl. MARIVAUX, a.a.O., S. 52 – 54.
- ²² M. PROUST, a.a.O., Bd. 1, S. 836.
- ²³ A. BRETON, *Le Surréalisme et la Peinture*, Paris 1965, S. 330 ff.
- ²⁴ V. HUGO, *Oeuvres complètes*, a.a.O., Bd. 12, S. 235 und 421. Dem Traum nach DIDEROT entspräche nach HUGO die Träumerei; die „Offenbarung“ ist natürlich ein Begriff von PROUST.
- ²⁵ DIDEROT, *Salon de 1767*, in: *Oeuvres complètes*, a.a.O., Bd. 7, S. 136 und 139.
- ²⁶ V. HUGO, *Oeuvres complètes*, a.a.O., Bd. 12, S. 416 und 420.
- ²⁷ M. PROUST, a.a.O., Bd. 3, S. 895.
- ²⁸ ARAGON, „Lautréamont et nous“, in *Les lettres françaises*, 1. Juni 1967, in: H. MESCHONNIC, *Pour la poétique*, Paris (Gallimard) 1970, S. 119.
- ²⁹ V. HUGO, *Oeuvres complètes*, a.a.O., Bd. 12, S. 375 f.
- ³⁰ V. HUGO, ebenda, S. 416.
- ³¹ M. PROUST, a.a.O., Bd. 3, S. 257.
- ³² ALAIN, *Propos de littérature*, Paris (Gonthier) 1964, S. 53 – 66. Vgl. das ganze siebente Blatt des *Spectateur Français* von MARIVAUX, a.a.O., S. 142 – 149.
- ³³ V. HUGO, *Oeuvres complètes*, a.a.O., Bd. 12, S. 422.
- ³⁴ ALAIN, a.a.O., S. 67.

Übersetzung aus dem Französischen von CHRISTOPH STROSETZKI

Diskussion

Diskussionsteilnehmer: GELDSETZER, JÜTTNER, LAFAY, MERCIER, POUSSEUR, RÉSANO, STROSETZKI

Die Diskussion, die sich an den Vortrag anschloß, ging von dessen zentraler Aussage aus, daß als Hauptvoraussetzung für die Möglichkeit der Charakterisierung eines literarischen Textes als „Kunstwerk“ die Kriterien ‚Originalität‘ und ‚Innere Kohärenz‘ gegeben sein müßten. Diskutiert wurde zunächst die Frage, inwieweit ein system- bzw. ideologiedeterminiertes Apriori auch für das künstlerische Schaffen vorauszusetzen sei, obgleich der Referent diesen Faktor für das Entstehen eines Kunstwerkes als irrelevant bezeichnet hatte. Die Kritik konzentrierte sich dann auf den Einwand, der Referent habe lediglich versucht, ahistorische Konstanten herauszustellen, wo doch unzweifelhaft historisch bedingte Faktoren entscheidenden Einfluß auf die Entstehung jedes Kunstwerkes nähmen – so gehöre z.B. ein bestimmter Roman zu den literaturhistorischen Faktoren einer Romantheorie, die sich in Opposition oder in Ablehnung zu diesem definiere. Die zentrale These des Referenten wurde auch durch die Frage in ihrer Richtigkeit bezweifelt, welche wissenschaftlichen Möglichkeiten es überhaupt zur Analyse von Kunstwerken und ihrer Originalität gebe, wenn von vornherein postuliert werde, daß das eigentliche Charakteristikum jedes Kunstwerkes in seiner autonomen Entität und damit letztlich in seiner *Unvergleichbarkeit* liege. Der Referent beantwortete diese Frage mit der These, daß jeder Erkenntnisvollzug von Originalität zunächst ein individuell-subjektiver Akt sei und sich damit wissenschaftlicher Analysierbarkeit entziehe. In einem abschließenden Diskussionsbeitrag wurde das methodische Vorgehen des Referenten mit dem Vorwurf kritisiert, er habe in seiner Untersuchung einer Reihe von Dichteraussagen, die seiner These widersprächen, keine Beachtung geschenkt und somit einen Konsensus unter den „Schöpfern“ evoziert, der in Wirklichkeit nicht gegeben sei.

Protokoll: REHBEIN, REICHEL.

Ich baue auf die



Schmitz KG

Heinrich Schmitz GmbH u. Co. KG · Wohnungsbaugesellschaft
4 Düsseldorf 1 · Gartenstraße 2 · Telefon (0211) 4 49 31



Im Namen des Lesers. Zur Rezeptionsdebatte in der deutschen Romanistik (1965 – 1975)

SIEGFRIED JÜTTNER

Provokative Apologie

Eins, meine Damen und Herren, steht fest: „Philologen“¹ haben sich wieder ins Gespräch gebracht. Kaum war es um die Linguisten etwas ruhiger geworden², traten die „Literaten“ als Textwissenschaftler auf³. Das Wort vom „Paradigmawechsel“ machte die Runde⁴. Von einer „Umorientierung der westdeutschen Literaturwissenschaft“ ist die Rede⁵. Von einer „actual sciencia literaria alemana“⁶, die sich bereits als Exportartikel eignet. Auf Podiumsdiskussionen und interdisziplinären Kongressen finden sie, gestern noch Stiefkinder, heute schon wieder Beachtung. Soviel neugewonnene universitäre Öffentlichkeit blieb auch den Medien nicht verborgen⁷. Der Bannkreis der „alma mater“, vor undenklichen Zeiten als Schutzraum begrüßt, von vielen jedoch längst als Elfenbeinturm empfunden, ist gesprengt, der Schritt von der Kulturmeditation zur Kulturpolitik – wenn auch vorerst noch mehr verbal – getan⁸. Immerhin ist so – von außen gesehen – ein erklärtes Ziel greifbar nahe: die Wiedergewinnung des verloren geglaubten gesellschaftlichen Ansehens.⁹

Um es klar zu sagen: dieses Ziel ist legitim, der Weg geradezu vorgezeichnet – als Flucht nach vorn. Und die zunächst ungebührliche Rhetorik der Auseinandersetzungen wirkt heute schon als akzeptierter Marktzwang: Provokation, Polemik, Thesen, Repliken und Programme sind die zu neuem Ansehen gelangten *genera* der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihrem vollen forensischen Arsenal scharfkantiger Profilierung. Anders ist denn wissenschaftliche Reputation nur noch sehr langsam, wenn überhaupt zu haben. Schießlich ist Zeit längst ein Luxusartikel!¹⁰

Ein schwerer Irrtum freilich, hier einen bloßen Modespuk zu vermuten. Denn Reputation ist im wissenschaftlichen Leben immer auch Selbststeuerungsmechanismus mit Tiefgang.¹¹ Und so wirkt sie auch positiv: als Korrektiv etwa gegen die Vereinzelung der Forscheraktivitäten oder als Zwang zu rascherer Klärung, Entwicklung und möglicherweise Integration der Standpunkte. Dies alles ist also keine Polemik, sondern Lesehilfe, Hinweis auf Mechanismen eines neuen, marktbeufteren wissenschaftlichen Rituals, Hinweis auch auf den – eingestandenermaßen – vorläufigen Charakter dieser Schriften. Ein Tor, wer sich an den Positionen von gestern orientiert. Naiv, wer hier die Schale für den Kern nimmt.

Aber auch eine „substantifique moelle“ ist noch nie wie Manna vom Himmel gefallen. Und

erklären läßt sich Licht ja auch nicht ganz ohne den Blick auf die im Dunkel gebliebene Lichtquelle. Anders gesagt: Provokation ist Antwort, häufiger gar Apologie. Und so behaupte ich: die vielzitierte „Umorientierung der Literaturwissenschaft“ wird erst von ihrem historischen Fragehorizont aus durchschau- und bewertbar. Art und Verlauf der jüngsten Leserdiskussion ist nicht ablösbar aus dem Korrelationsfeld dieses situationellen Kontextes. Rekonstruierbar, fragmentarisch nur¹², gleichwohl für einen ersten Zugriff hinlänglich, ist er am Leitfaden der Selbsteinschätzung der beteiligten Protagonisten.

Analyse eines Krisensyndroms

Gehen wir vom dem allenthalben anzutreffenden Befund aus: die Krise der Literaturwissenschaft. Ob akut oder chronisch, gleichviel, bestritten wird sie nicht, am wenigsten von den Fachvertretern.¹³ Im Gegenteil, gerade sie scheinen befallen von einem Krisensyndrom, das sich aus drei knorrigen Wurzeln nährt: dem Zweifel an der Bedeutung des eigenen Gegenstandes, also der Literatur selbst,¹⁴ an der Wissenschaftlichkeit der eigenen Arbeit¹⁵ und, schlimmer noch, an der gesellschaftlichen Relevanz.¹⁶ Hinter diesem Syndrom¹⁷ glaubt man die Umriss einer Strukturkrise zu erkennen: das heißt ein ganzes Geflecht ineinandergreifender Ursachen. Ironie des Chronisten freilich wäre hier ganz und gar unbillig. Denn der Legitimationszwang des Literaturwissenschaftlers ist nicht herbeigeredet. Er kommt von außen, ist objektiv vorhanden und in seinen strukturellen Voraussetzungen (annäherungsweise) beschreibbar.

Da ist zunächst ein unverkennbar fachinternes Unbehagen, ausgelöst von immer stärker werdendem Materialdruck.¹⁸ Die mit traditionellen Methoden hervorgebrachten Ergebnisse erstarren zu musealen Daten, wo sie nicht mit neuen Mitteln gespeichert und so leichter in weiterführenden Fragestellungen aufgehoben werden können. Der Übergang von der Nachlebenforschung zur Wirkungsgeschichte offenbart diese innere Dialektik zwischen Empirie und Fragestellung.¹⁹ Das Unbehagen steigt im Blick auf die scheinbar effektiveren Nachbardisziplinen: die Semiotik, Linguistik, Soziologie und der Dauertriumphator Naturwissenschaft. (Dieser wissenschaftstechnologische Aspekt ist unverkennbar ein Antrieb bei der gegenwärtigen Orientierung an Modellen, die ökonomisch die konkrete Vielfalt durchsichtig machen und die Ergebnisse aufbereiten, ja das noch nicht Geschriebene schon mit erklären.²⁰) HARALD WEINRICH trifft mit seinen Aphorismen für eine kommunikative Literaturwissenschaft genau diesen wunden Punkt. Sein Rat: Gesundshrumpfen und Zusammenarbeit mit den Nachbardisziplinen.²¹ Nun fehlt es an solchen Ratschlägen gewiß nicht. Und berechtigt sind sie im Blick auf eine wünschenswerte Interdisziplinarität auch. Nur, Interdisziplinarität läßt sich leichter postulieren als praktizieren. So haben solche Pläne auch meistens eins gemeinsam: sie schweigen sich aus über die Voraussetzungen, unter denen eine Zusammenarbeit sinnvoll werden kann. Angesichts eines unverkennbaren Anlehnungsbedürfnisses bei Nachbardisziplinen²² scheint die Frage, ob es überhaupt einen eigenen Gegenstandsbereich Literatur gebe, von vornherein negativ beantwortet. Jedenfalls werden bei dieser Einstellung die berechtigten Mahnungen von überhasteter Übernahme von gegenstands inadäquaten Methoden und Terminologien nur allzu leicht in den Wind geschlagen.²³

Doch bei allem Gratismut schärfen Thesen unzweifelhaft auch den Blick für die Implikate des eigenen Faches. Mit der Forcierung der interdisziplinären Standortsuche drängt sich dem Philologen die Neubestimmung seines Gegenwarts- und Gesellschaftsbezuges auf. Verschärft wird diese Herausforderung durch die inzwischen nicht mehr zu übersehenden Veränderungen der Kulturindustrie im Zeitalter der Massendemokratie. Hier stichwortartig nur die spürbarsten Auswirkungen: die Wandlung des Buches vom Prestigeobjekt zum Massenprodukt, seine Stellung inmitten einer komplementären Konkurrenzsituation gegenüber den anderen Medien, die heterogene, ja dispers gewordene Verdinglichung des Autor – Leser – Verhältnisses, die ein

Absinken in die passive Konsumentenrolle noch beschleunigt. Zwar fehlt bislang noch die Einbeziehung dieser Strukturveränderungen in der Leserdebatte,²⁴ doch Schlagworte wie „Abkehr von den Klassikern“, „Trivialliteratur“, „Medienkompetenz“ signalisieren eine unvermeidlich gewordene Öffnung des Literaturbegriffes.²⁵

Die Neubestimmung des Gegenstandes ist in Wahrheit auch eine Reflexion auf Sinn und Funktion des Literaturwissenschaftlers selbst.²⁶ Der Zwang zur Hochschulreform macht diesen Wertungsdruck, wo sie ihn schon nicht ausgelöst hat, so doch erstmals kraß deutlich.²⁷ Hier soll er nun Position beziehen gegenüber gesellschaftlichen Veränderungen, die ihm die individuelle Ohnmacht vor Augen führen müssen. Denn abverlangt wird ihm nicht weniger, als die Konsequenzen zu ziehen aus dem mit der Erosion des Bildungsbürgertums eingetretenen Verlust einer relativ homogenen literarischen Bildung.

Die Schillerfrage, die sich HANS ROBERT JAUSS 1967 in seiner Konstanzer Antrittsvorlesung stellt: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Literaturgeschichte? brachte viele Aspekte dieses Unbehagens auf die Formel.²⁸ Und die Antwort besaß situationelle Logik. Abkehr von einer zur schematischen Gegenbildlichkeit verkürzten eigenen Tradition und Neufundierung des Faches in der Rezeptions- und Wirkungsästhetik.

Die Aufregung an – deutschen – Universitäten war beachtlich. Zu beachtlich, um nicht – in der Rückschau zumindest – Symptom zu sein. Hinweis auch auf vorhandene Wissenschaftskonzepte, die so jäh aus der überkommenen Selbstverständlichkeit in die aggressive Hektik der öffentlichen Diskussion gestürzt wurden. Hier stichwortartig nur die wichtigsten: ein ungebrochenes historisches Credo,^{28a} wonach jedes Phänomen in seiner Unverwechselbarkeit aus dem Geist der jeweiligen Zeit als objektiv und wertneutral rekonstruierbar galt.²⁹ Und, eng verwandt, das Vorherrschen eines historisch-genetischen Traditionalismus sowie allgemein der Produktionsperspektive. Im übrigen ein nicht nur in Deutschland gepflegtes Erbe, scheint es doch an Frankreichs Universitäten eher noch mächtiger. Jedenfalls bleibt es dort im wesentlichen bis zum Einbruch der außeruniversitären *nouvelle critique* länger ungebrochen.

Dagegen wirken in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg starke, abweichende, wo nicht gegenläufige Strömungen. Da ist die ausgeprägtere Autonomie-Konzeption der Literatur mit ihrer respektablen auf HEGEL zurückreichenden philosophischen Tradition (und an die die gleichzeitig reputationsmächtige Kritische Theorie in ihrer ästhetischen Theorie anknüpfen konnte).³⁰ Erleichtert hat die Autonomie-Konzeption auch die Hinwendung zur werkimmanenten Interpretation. Ihren Aufstieg nach 1945 verdankt sie hingegen der nationalsozialistischen Pervertierung der gesellschaftspolitischen und pädagogischen Dimension der Literatur.³¹ Diese Reaktion war verständlich. Mehr noch, sie war auch fruchtbar. Man denke nur an die erstaunliche Erweiterung und Verfeinerung des Beschreibungsinstrumentariums von Texten. Eine Entwicklung übrigens, die im angelsächsischen *New Criticism* und im russischen Formalismus/Strukturalismus Parallelen hat, an die Frankreich infolge des ungebrochenen historischen Genetismus erst mit spektakulärer Verspätung anknüpft.³² Freilich, wo diese Reaktion erneut zum „Einbruch der Wissenschaft in eine Innerlichkeit“ führt,³³ kann sie vorhandene Vorstellungen vom Vorrang des Geistig-Seelischen vor dem Materiellen, die Neigung zum Kult der irrationalen Größen der Dichterpersönlichkeiten nähren³⁴ und, gleichsam als Pendant, das Mißtrauen schüren gegen soziologische oder allgemein auf transpersonale Erklärungen abzielende Fragestellungen.

Nehmen wir abschließend noch hinzu den im Blick auf Frankreich anderen Stellenwert der Literatur. Gegenüber Frankreich wirkt sie geradezu vakuumverpackt, weitgehend abgeschirmt vom öffentlichen, gesellschaftlichen und politischen Gerangel. Hierzu nur ein doppelter Hinweis als Beleg: Einmal die in Frankreich in der bei uns üblichen Schärfe unbekannte Trennung von universitärer Literaturwissenschaft und der in den Massenmedien publizierten Literaturkritik, und zum anderen die gesellschaftliche Isolation der westdeutschen Literaturpraxis nach

1945. In Frankreich hat es weder eine „Medienscheu“ der Literaten gegeben³⁵ noch eigens eines Aufrufs zum „Ende der Bescheidenheit“ bedurft.³⁶

Es wird klar: die hier aufgerufenen Wissenschaftstraditionen beließen der Leserfrage nur einen marginalen Raum, wo sie sie nicht gar blockierten. Sie waren mächtig und schienen unerschüttert. So kann die starke Irritation, die die programmatische Forderung einer Rezeptions- und Wirkungsästhetik auslöste, nicht länger überraschen. Und erklärlich ist auch ihr Erfolg, vor allem aus zwei Gründen: Sie war – und so erschien sie vielen wie eine Befreiung – Antwort und Durchbruch zugleich. Antwort gab sie unmittelbar und direkt auch auf den bereits beschriebenen und nicht länger zu verdrängenden äußeren Legitimationszwang der Literatur und der Wissenschaft von der Literatur gegenüber der Gesellschaft. Mit der hier gebotenen Legitimierbarkeit der eigenen Arbeit verfloß auch die latente *mauvaise foi*, seit langem bereits Kennzeichen der intellektuellen Tätigkeit.³⁷ Und, entscheidend wichtig, erreicht schien auch der Durchbruch aus der Fachisolation in die zeitgemäßere Interdisziplinarität. Nach dem Leser fragen, hieß das nicht auch die Fenster weit öffnen auf die sozialwissenschaftlichen, ökonomischen und semiologisch kommunikativen Aspekte der Literatur? Aspekte, die dann nicht mehr im Dialog zwischen Forscher und Text, sondern in Absprache mit „Stäben von Mitarbeitern“³⁸ zu fassen waren. Großprojektforschung, Teamwork schienen endlich auch den Geisteswissenschaftler aus der Einsamkeit des Schreibtisches zu erlösen. Und mußte nicht, wenn irgend, der Gesellschaftsbezug der Literatur am ehesten über den Leser einsichtig und beschreibbar werden? Diese Schilderhebung des Lesers jedenfalls verhiieß beides: Wissenschaftlichkeit und Relevanz.

Fassen wir zusammen: die Entdeckung der Leserperspektive ist durch ein Geflecht transpersonaler Faktoren konditioniert, die sowohl fachspezifischer, hochschulinterner als auch gesellschaftlicher Natur sind. Ihre Faszination und anfängliche Hypostasierung freilich trägt auch Züge der Fremdbestimmung: als Kompensation eines internalisierten Minderwertigkeitskomplexes. Nun, die objektive Konditionierung der Leserdiskussion feststellen heißt nicht, ihren Wert bestreiten, sondern ihr, im Gegenteil, eine historische Notwendigkeit bescheinigen. Freilich gilt es, diesen Ursprung im Auge zu behalten, um Art und Verlauf der Debatte besser einzuschätzen. Nur vor diesem Hintergrund ist auch der Innovationsanspruch richtig zu bewerten. In der Sache kaum haltbar, bleibt die Wirkung doch unbestreitbar, und er hilft zunächst, die Linien schärfer zu konturieren.

Zeitgemäße Therapien:

Da stand er nun im Zentrum: der Gesellschaftsbezug. Mit der Leserorientierung verfloß die explizite Wertungsscheu. Genauer: erst einmal entreißt man den kanonisierten Autoren den Schleier selbstverständlicher (unverdienter?) Größe. So entblößt, geben sie die Frage weiter an die Kritiker. Sollte er doch sein Urteil begründen. Und auf seinem Legitimationsausweis hatten, möglichst noch vor Stimmabgabe und für alle deutlich lesbar, sein gesellschaftspolitischer Standpunkt und sein wissenschaftstheoretisches Referenzsystem verzeichnet zu sein. Oder aber, man verzichtete von vornherein auf eigene Stimmabgabe und sammelte statt dessen gewissenhaft die Reaktionen auf ein Werk, möglichst vollständig und ohne Ansehen des Kritikers. So war ein Streitpunkt bereits vorprogrammiert. Wo die einen „registrierendes Entzücken“ als „Versagen vor der eigenen geschichtlichen Gegenwart“ diagnostizieren,³⁹ beteuern die anderen den Nutzen einer erweiterten Quellenbasis. Immerhin war die Frage gestellt: was hat eigentlich als „Konkretisation“, als Rezeptionsgestalt zu gelten? Jede Äußerung, Laien- oder Sachverständigen-Urteile, Aussagen mit oder ohne Publizitätswert? Und welche Art der Öffentlichkeit sollte es denn sein, die universitäre, literarische⁴⁰ oder multimediale?⁴¹ Diese Frage ist nicht peripher, sie ist zentral.

Man kann ja allen Ernstes nicht auf Dauer auf die Forderung nach adäquater Sinnggebung verzichten, ohne sich den Vorwurf unkontrollierter Willkür einzuhandeln.⁴² Schließlich steht

hier die Verbindlichkeit von Normen überhaupt auf dem Spiel. Und Meinungsvielfalt ist ja auch kein Synonym für standpunktlose Beliebigkeit, sowenig wie Offenheit für Projektionswillkür. Legen wir also gleich den Finger auf diesen „wunden Punkt rezeptionsästhetischer Theoriebildung“,⁴³ bevor wir weiterhin der Chronistenpflicht nachkommen.

Mit der Enttabuisierung der Wirkungsproblematik⁴⁴ auf breiter Front und dem neuen Marktbewußtsein der Wissenschaftler erschien jetzt alles gleich als Programm. Das fing an bei der Gegenstandswahl: „Klassischer Kanon“ kontra „Massenlektüre“, „Einzelinterpretation“ kontra „Gattungsgesetze“. Bevorzugte Zielscheibe wird die „zeitlose Gegenwart“ der großen Dichtung.⁴⁵ Betont wird dagegen die Geschichtlichkeit des Verstehens, um so die vernachlässigte, wo nicht gelegnete gesellschaftliche und kommunikative Funktion der Literatur einzuholen. So mußte es weitertreiben zur Frage der Sinnbildung und den (auch institutionellen)⁴⁶ Bedingungen der Urteilsbildung. An die Stelle subjektiver Unverbindlichkeit oder numinoser Selbstverständlichkeit sollte die transparente Verbindlichkeit eines dialogischen Prozesses treten. Intersubjektivität wird zwangsläufig zum Hauptanliegen.

Wie aber, und vor diesem Problem hatten seit KANT schon viele gestanden, war sie einzulösen? Die Einigkeit in der Ablehnung war auch hier größer: kein „blindes“ Sammeln mehr, keine pluralistische Gleichberechtigung der Methoden mehr, keine Irrationalismen mehr, und das heißt Intuition, Erlebnis, Betroffenheit, Genialität, Überzeitlichkeit sind unzeitgemäße Kategorien, Substanzialismen, Metaphysik.⁴⁷ Substanz wird zum Totschlag⁴⁸ —, Funktion zum Lösungswort.

Freilich, die positive Neubestimmung machte da verständlicher Weise schon mehr Schwierigkeiten. Zunächst und tendenziell noch immer gilt: Theorieprimat vor Objektbezug. Überall erscheint das Konkrete aufgehoben vom Modell, im Typ, in der Gattung, der Textsorte, kurz im System. Von der richtigen Methode verspricht man sich konstatier-, vielleicht sogar berechenbare Intersubjektivität. Methode aber ist, wie jede Definition, Konstitution und Reduktion des Gegenstandes. Oder anders: in Ermangelung einer universalen Heilmethode und nach der Verabschiedung der liberalen Pluralität liegt die Forderung nach Partialität nahe. Partialität ist Programm: der gezielte Einsatz mehrerer Methoden, hierarchisch gestuft nach dem Leistungswert für ein festgelegtes Erkenntnisziel: hier die Wirkung und Rezeption von Literatur in der Gesellschaft. So wird Partialität auch der Versuch in gezielte Interdisziplinarität.

Die Reaktion ist leicht vorhersehbar. Zwei entgegengesetzte Vorwürfe stehen geradezu bereit: Dogmatismus und Subjektivismus. Die Hierarchisierung von an sich gleichberechtigten Methoden auf ein gesellschaftspolitisches Erkennungsspiel hin wirkt vor dem Hintergrund des vorherrschenden, allerdings durchaus bewußt reflektierten Eklektizismus⁴⁹ zwangsläufig als Rückfall in dogmatischen Ungeist.⁵⁰ Partialität, verstanden als vorgegebene Parteilichkeit, bricht mit der Erkenntnis, daß es eine „universale Methode des Verstehens nicht geben kann.“⁵¹ Apologien auf die — lediglich mißverständene — Pluralität können da nicht ausbleiben.⁵² Anders die Marxisten (vor allem in der DDR). Sie sehen in der Rezeptionsästhetik zunächst einen besonders subtilen Angriff auf den objektiven Charakter der Literatur.⁵³ Wer die Produktionsverhältnisse als Erklärungsgrundlage aufgibt, gerät in den Strudel unkontrollierbarer und unverbindlicher Meinungen.

Aber gleichviel, ob der Vorwurf nun Dogmatismus oder Unverbindlichkeit heißt, das eigentliche Verdikt lautet in beiden Fällen gleich: Unwissenschaftlichkeit. Indes, wie wenn die unterschiedliche Begründung dieses Vorwurfs Hinweis auf ein Mißverständnis wäre? In der Tat ist die Partialität der Rezeptionsästhetik doch kein autonomes methodisches Paradigma. Eine axiomatische Disziplin will sie gerade nicht sein, sondern eine „partiale, anbaufähige und auf Zusammenarbeit angewiesene methodische Reflexion!“⁵⁴ Anders gesagt: Partialität schließt Methodenvielfalt nicht aus, wenn nur erst der Fundierungsanspruch der rezeptiven Erfahrung gesichert ist. Aber genau an dieser Stelle muß die Befürchtung einer „rezeptionsorientierten

Einseitigkeit“ laut werden. Von der Hand zu weisen ist die Gefahr einer Hypostasierung der Leserperspektive jedenfalls nicht. Dazu ist sie zu deutlich erkennbar an einer doppelten (Ab-)Neigung: einer Unterschätzung der Produktionsaspekte und der Werkgestalt. Gewiß, niemand wird die Produktionsgeschichte noch länger ungefragt als Grundlage der Wirkung und Rezeption ansetzen. Aber gegen eine Verabsolutierung des einen oder anderen Pols spricht, daß beide, Produktion und Rezeption, Formen sozialen Handelns sind.⁵⁶ Und als solche müssen sie auch übergreifend vermittelbar bleiben. Und zweitens: man wird das Überleben der großen Kunstwerke in Zukunft weniger unbefangen ihrer genuinen Kraft zuschreiben.⁵⁷ Aber der Feldzug gegen die Substanzialismen, hier gegen die Autonomie der Literatur, darf nicht zu der Formel vorkommen: alle Macht dem Leser. Oder wäre die „Klassizität“ der Literatur allein das Ergebnis ideologisch taktierender Leser? Und wie radikal ist eigentlich die vielbemühete „Objektlosigkeit“ der hermeneutischen Wissenschaften? Konkretisation gilt ja doch gemeinhin als Resultat einer Vermittlung zwischen Werk und Leser. Insofern kann Rezeptionsästhetik sehr wohl zum Impuls für die Textbeschreibung werden, generell zu einer nach der Verabschiedung der Darstellungsästhetik erneuten Aufwertung der literarischen Schreibpraxis. Möglich aber auch, daß die für den Rezeptionsdialog als elementar aufgewertete Größe der Erfahrung zu einer erneuten Betonung der existentiellen Betroffenheit führen wird, ja zur Betonung der letztlich unhistorischen Kategorie der Eigentlichkeit und so zu einer Wiederbelebung fundamentalontologischer Textkonzeptionen.

Doch lassen wir diese dialektischen Möglichkeiten auf sich beruhen. Denn Partialität fordern heißt ja zunächst einmal die Vorstellung vom Werk revidieren. Seine Totalität, Autonomie, Kommentarunbedürftigkeit werden geleugnet oder zumindest ausgeklammert. Kunst ist ja nicht mehr total, sondern partial. Und das gilt generell, nicht nur für das Serienprodukt. Denn das Werk ist nicht, es wird. Ansichtig ist es immer nur im Vollzug, im Prozeß des Lesens. Und in diesem Prozeß treiben die Dispositionen des Lesers das Bedeutungspotential des Textes zu faßbaren Konkretisationen. Nunmehr untrennbar vom Text geworden, müssen sie (primär) Gegenstand des wissenschaftlichen Fragens werden.

Merken wir noch an: die Nähe der Rezeptionsästhetik zur aktuellen Kunstpraxis. Sie ist evident. Um so erstaunlicher daher die Tatsache, daß dieser Zusammenhang bislang nur peripher thematisiert worden ist.⁵⁸ Und dies, obwohl doch gerade über diesen Bezug auch die Historizität des eigenen Fragens faßbar würde.

Dennoch: die Verlagerung ist ohnehin beachtlich genug. Sie betrifft die Vorstellung vom Werk ebenso wie die Historizität des Verstehens. Die Forderung nach Partialität impliziert in der Tat ein funktionales Textverständnis. Verankert sie doch die eigene Theoriebildung explizit im Bereich der vorwissenschaftlichen Erfahrung der Lebenspraxis.⁵⁹ Und sie siedelt die „gesellschaftsbildende“ Funktion der Literatur denn auch gerade dort an, wo eine am Totalitäts- und Autonomie-Konzept orientierte Literaturbetrachtung in der Regel innehält: an der Sinnbildung und ihren gesellschaftlichen und historischen Voraussetzungen. Daher auch der zentrale Stellenwert der Tradition.

Allerdings das Bild vom Traditionsfluß wird nunmehr zwangsläufig als Substanzialismus verabschiedet. An seine Stelle tritt die Vorstellung eines Prozesses selektiver Abneigung heteronomer Möglichkeiten. Eindeutig wissenschaftlich beschreibbar ist diese Konflikt-Metapher damit indes noch nicht. Die Marxisten suchen die Antwort im Rahmen der „Erbe“-Theorie.⁶⁰ Daneben gewinnt die Sozialtechnologie von NIKLAS LUHMANN zunehmend an Boden. Tradition, Systembildung setzt sinnkonstituierende Reduktion voraus. Ein Prozeß der Verjüngung, der, von der Ökonomie ständiger Verkürzung geleitet, immer bezogen bleibt auf die Imperative der eigenen Gegenwart. Der Bruch mit der Objektbezogenheit des Historismus ist offenkundig. Der explizit als konstitutiv angesetzte Gegenwartsbezug dieser neuen Historizität ist allgemein anerkannt. Unterschiede stellen sich dort ein, wo es um den Ereignischa-

rakter der Geschichte geht, um Kontinuität oder Diskontinuität.⁶¹ Am Erkenntnisprimat des Subjekts gegenüber der Objektorientierung des Positivismus ändert dies nichts.⁶² Aber das ist nicht gleichbedeutend mit subjektiver Unverbindlichkeit. Sind doch bereits die Prädispositionen des Lesers transpersonal konditioniert. Intersubjektivität muß über die Rückkoppelung der Leserreaktionen an die erkenntnisleitenden Interessen erfolgen, oder, mit einem Terminus der Wissenssoziologie, durch Korrelierung mit dem jeweiligen Erwartungshorizont. In eben dieser Korrelation wird dann die gesellschaftliche Funktion der Literatur erkenn- und analysierbar.

Halten wir fest: Rezeption ist hier nicht passive Konsumption, sondern aktive Aneignung. Wenn Sie so wollen, Reaktion des Wissenschaftlers gegen die Alltagspraxis der Berieselung. Im übrigen auch eine Situation, die die Schriftsteller der experimentellen Avantgarden schon seit Jahrzehnten realisiert hatten.⁶³ Lesen gilt jetzt als eine mit der konkreten historischen Situation korrelierende Selektion und als solche als eine Form sozialen Handelns. Für den Literaturwissenschaftler ist damit eine doppelte Richtung gewiesen: die Abneigung von Tradition zu begreifen als einen von den Interessen der Gegenwart geleiteten selektierenden Verjüngungsprozeß und die Rezeption der Literatur zu bestimmen als Form gesellschaftlicher Praxis. Diese Aufgabe ist sinnvoll. Seine Erforschung verspricht beides: Gegenwartsbezug und Applizierbarkeit. Verstanden freilich als partiale, interdisziplinäre Aufgabe.

Bleibt zunächst noch der andere Pol: das Werk. Der Text war seit langem von unterschiedlichen, aber gleichgerichteten Positionen her als Funktionsmodell definiert und analysiert worden. Diese funktionsrhetorische Textbestimmung ließ sich leicht in die Leserdiskussion einbringen. Text verstanden als Wirkungspotential zur Leserlenkung. Entsprechend dem (zunächst) ahistorischen Modellansatz lautete das Ziel: Distinktion und Klassifikation der möglicherweise je nach Textsorte unterschiedlichen Intentionalität. Der Lesevorgang selbst erscheint hier als unumgängliches Implikat des Textes. Mit ebenfalls einer Konstanzer Antrittsvorlesung des Anglisten WOLFGANG ISER „*Die Apellstruktur der Texte*“ sind die vorhandenen Ansätze dann systematisch eingebracht worden.⁶⁴ Wichtig ist dabei: diesem wirkungsästhetischen Ansatz geht es primär um die vom Text ausgehenden Einstellungslenkungen des Leseprozesses, um das implizite Repertoire der Lesersteuerung oder neuerdings, mit einem Terminus von MANFRED NAUMANN, um die „Rezeptionsvorgabe“ des Textes.⁶⁵ In dieser Position mußte im Verlauf der kontroversen Diskussionen die historisch-gesellschaftliche Dimension erst entfaltet werden. So wird denn auch zunehmend dieses Repertoire von Einstellungslenkungen bereits selbst als ein Ergebnis dieses Selektionsprozesses literarischer und außertextualer Normen begriffen.⁶⁶ Er, der Leser, hat die relative Freiheit, dieses Angebot einzulösen, das heißt, die Virtualität der materiellen Textgegebenheit zu aktualisieren. Auch hier ist damit – und zwar diesmal von der Textkonstitution her – die Perspektive auf die gesellschaftliche Praxis, und somit zur Geschichte, geöffnet, oder sagen wir lieber: offengehalten.

Heben wir zunächst hervor: auch hier liegt ein funktionaler Textbegriff zugrunde. Freilich weist seine Verwendung hier eher auf den Prager Strukturalismus⁶⁷ und den *New Criticism*⁶⁸ zurück als auf die Hermeneutik-Tradition des deutschen Idealismus. Totalität wird auch hier verabschiedet. Die Kategorien der Ganzheit, Einheit und Notwendigkeit werden als inadäquat aufgegeben. Der partialen Natur der Werke eignet eher die Frage nach der Leere, Offenheit und Unbestimmtheit. Das „offene Kunstwerk“⁶⁹ stellt dem Leser kein Symbol vor, es bezieht ihn ein, zwingt ihn zum Dialog. Insofern wird auch hier der Blick auf die Erfahrung des Lesers, und damit auf den Gesellschaftsbezug der Literatur frei. Scharf geschieden wird allerdings zwischen voraufliegender Werkstruktur und nachgeordnetem Interpretationssystem.⁷⁰ Eine solche Trennung reduziert indes die Freiheit des Lesers zur Performanz und versteht Struktur als sinngenerierenden Code. Es besteht die Gefahr, daß Funktion bezogen bleibt auf einen letztlich doch geschlossenen Kreis einer vorab konditionierten Auswahl. Ihre historische

und d.h. virtuell auch verändernde Dimension wird dabei nicht recht einsichtig. Dabei wäre gerade sie unverzichtbar, wenn man die „geschichtsbildende“ Funktion der Literatur zum Ausgangspunkt der Überlegung macht.

Zumindest an dieser Stelle wird auch deutlich, daß die von ihren Vertretern selbst sogenannte „Konstanzer Schule“ keineswegs so einheitlich ist. Denn als abgeschlossen kann die Vermittlung zwischen dem strukturalistisch-semiologischen Funktionsmodell und dem historisch-hermeneutischen Dialog-Modell so wohl kaum gelten. Es bleibt abzuwarten, ob die Systemtheorie LUHMANNs hier vermitteln kann. Immerhin bietet sie eine entscheidende Akzentverlagerung: der funktional-strukturelle Ansatz – anstelle des strukturell-funktionalen^{70a} – rückt diese Theorie in die Nähe der hermeneutischen Frage-Antwort-Logik. Doch in der Tat liegt hier neben dem noch ungelösten Wertungsproblem ein weiteres zentrales Dilemma.

Von diesem Dilemma scheint RAINER WARNING auszugehen, wenn er versucht, Rezeptionsästhetik als literaturwissenschaftliche Pragmatik weiterzudenken.⁷¹ Diese funktionale Textbetrachtung besaß bereits in der Literaturwissenschaft eine vorkritische Tradition. Jetzt gilt es, die beiden Aspekte der Konkretisation und der Rekonstruktion in ein pragmatisches Textmodell einzubringen. Wenn Sie so wollen, der Schritt vom Modell zum Akt. Oder etwas altmodischer ausgedrückt: wo hat Literatur ihren Sitz im Leben? Und wie häufig in der Wissenschaftsgeschichte wird hier mit einer alten Frage das Tor zu neuen Schwierigkeiten weit aufgestoßen. Denn der Weg zur System- und Institutionentheorie ist letztlich damit gewiesen und – wie ich vermute – zur Erweiterung des personalisierten Verständnisses des JAUSS'schen Dialog-Modells.

Halten wir einen Moment inne, um die gemeinsamen Kristallisationspunkte der gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Neubesinnung über den Positionsbestimmungen einzelner Richtungen nicht aus dem Blick zu verlieren. Nennen wir sie: Wertung, Funktion und Historizität. Wer will, mag auch Relevanz, Praxis und Veränderung sagen. Verstehbar jedenfalls bleiben sie nur als zusammenhängende Pole. Und mehr noch: hier geht es nicht um das Konstatieren, welche Texte wann und wo für welche Leser welche Funktion haben! Man will auch wissen warum? Oder anders: es geht um nicht mehr als um die Theoretisierbarkeit dieser ternären Relation. Eine sinnvolle Aufgabe, gewiß. Aber eine Aufgabe, die in allen entscheidenden Punkten auch theoretisch erst noch zu leisten ist.

Unter dem Treibhausdach „Rezeption“

Das Bild der Leserdebatte, das ich bislang vor Ihnen aufgestellt habe, trägt in Auswahl und Akzentsetzung die Farben meines Faches. Hieran hat die eigene begrenzte Leserfahrung schuld. Doch ist diese Objekteinstellung vielleicht weniger eng als bei der Hektik der seit einem Jahrzehnt durchaus international und fachübergreifend interdisziplinär geführten Diskussion zu befürchten stünde. Immerhin wird den Romanisten von germanistischen Chronisten die Auslöserrolle zugesprochen.⁷² Dies gilt wohl insbesondere für HANS ROBERT JAUSS. Gewirkt hat er, wo schon nicht als Initiator, so doch sicherlich als Katalysator.⁷³

Erinnern wir uns kurz: Angesichts einer Verhärtung marxistisch-soziologischer und werkimmanent strukturalistischer Konzepte verspricht JAUSS die Vermittlung mit dem Konzept einer Umorientierung von der Produktions- bzw. Darstellungs- auf die Rezeptionsseite. Sein Programm: machen wir die Literaturwissenschaft über den Leser wieder am historischen und gesellschaftlichen Kontext fest. Oder: siedeln wir sie dort an, wo sie ihren Sitz hat: in der Lebenserfahrung und Alltagspraxis. Da offensichtlich ein der Wissenschaft eigentümlicher Abstraktionsprozeß sie immer wieder aus diesem Boden zu lösen versteht, wirkte das Ziel wie eine Wiederentdeckung.⁷⁴ (JAUSS selbst schien zunächst Alltagspraxis mit der berufsmäßigen Leseerfahrung eines Literaturprofessors gleichzusetzen.)⁷⁵ Und in dieser beschriebenen historischen Konstellation schien nur ein Weg ins gelobte Land zu führen. Die beiden zur Antithese verkürzten reputationsmächtigen Strömungen – Marxismus hie und Strukturalismus da –

gaben den gewünschten Initialschub. Die Resonanz gleicht dann einer Schleusenöffnung, d.h. sie wird unkontrollierbar selbst für den, der sie auslöst. Publizität besitzt Eigendynamik. Sie nimmt ihre Träger in Dienst und entfaltet sich notfalls auch gegen deren individuelle Intentionen. Nur zwei Symptome ihrer Macht: der Siegeszug eines neuen modischen Vokabulars und die Abgrenzungen, Richtigstellungen, Warnungen der Hauptakteure.

Die objektive Steuerungsfunktion der Publizität ist auch im Wissenschaftsbereich unverkennbar. Ablesbar wird sie zumindest in drei Richtungen. Zunächst wertet sie um. Zuvor an der Peripherie angesiedelte Richtungen rücken stärker ins Zentrum. So die Buch-, Geschmacks- und Sozialgeschichte. Diese seit langem am ehrwürdigen Stamm der Literaturgeschichte selbst entwickelten Triebe treiben nun als „Rezeptionsforschung“ mächtig aus. So die zuvor nur unter ökonomischen Gesichtspunkten betriebene Buchmarktforschung.⁷⁶ Und schließlich reagieren die aus dem Zentrum Vertriebenen ihrerseits mit dem Versuch der Integration. So suchen Vertreter der Produktions- und Darstellungsästhetik den Rezeptionsaspekt am traditionellen Fundament festzumachen.⁷⁷ Und unter dem Druck dieser Verschiebungen bilden sich dann auch neue Frageschwerpunkte heraus. Der Kulturbetrieb wird zunehmend als Institution gesehen.⁷⁸ Produktions-, Distributions- und Konsumptionsmechanismen werden dabei als Rahmenbedingungen für den Kreislauf Autor – Werk – Leser bestimmend. Die beteiligten Institutionen – auch die Universität – rücken als Sinnbilder und Multiplikatoren ins Licht. Laut wird der Ruf nach einer Lesergeschichte der Wissenschaftler.⁷⁹ Die Hermeneutik treibt in diesem sozio-ökonomischen Umfeld zwangsläufig ihr implizites politisches Substrat als Ideologiekritik hervor. Und endlich bringt die Ausgangsfrage nach der gesellschaftlichen Funktion der Literatur die neue, präzisere und zugleich umfassendere Aufgabenstellung hervor: welchen Stellenwert hat denn das Subsystem Kunst innerhalb des gesamtgesellschaftlichen Kontextes? So treibt denn die Frage nach dem Leser zwangsläufig auf die Suche nach einer tragfähigen System- und Handlungstheorie zu,⁸⁰ wenn denn die allgemeinen Funktionsbestimmungen über Literatur über das Stadium von Absichtserklärungen hinauskommen sollen. Und spätestens dann wird auch die Empirie wieder an die Tür klopfen.

Positivismus galt eine Zeitlang als der gemeinsame Buhmann. Doch die neuen Fragestellungen verlangen ja nicht weniger Material, sondern mehr. Oder wie soll sonst die Metapher vom Erwartungshorizont konkret operationalisiert werden? Und wie will man denn anders vom Idealkonstrukt des Lesers herunterkommen? FRITZ NIES hat daher schon früh die Rezeptionsfrage an konkrete Lesergruppen festzumachen versucht. Die zu diesem Zweck in seiner Studie über die Briefe der Madame DE SÉVIGNÉ erschlossenen neuen Quellenbereiche führen ihn eingeständenermaßen an die Grenzen des von Einzelnen noch zu überschauenden Materials.⁸¹ Mit dem Plan einer Sozialgeschichte der Gattungen hat er dann den Schritt zur kollektiven Projektforschung getan.⁸² Der inzwischen lauter werdende Ruf nach einer „theoriegeleiteten Empirie“ könnte Signal werden.⁸³ Signal zum Anbruch des Industriezeitalters in der Philologie unter der Flagge des Lesers.

Schließlich sind dies alles kaum mehr als Ansätze, erste Hinweise vielleicht zur Überwindung eines gravierenden Mankos der Rezeptionsdebatte: gemeint ist das bislang nahezu vollständige Ausklammern der seit langem vorhandenen Massenkommunikationsforschung, ganz zu schweigen von der psychologischen Wirkungsforschung. Hier bestätigt sich erneut das oben beschriebene Krisensyndrom als Hintergrund der Leserdebatte: der idealistische Ansatz als Reaktion auf äußere Veränderungen, die Theoriefaszination in der ehrgeizigen Erwartung eines ökonomisch funktionierenden Erklärungsmodells verbunden mit einem Anti-Positivismus-Affekt, und, nicht zuletzt, die Orientierung an relevanter, und das hieß Ende der 60er Jahre: an „emanzipativer“ Literatur. Wobei in aller Regel der alte Kanon neu legitimiert wurde.

Es wird klar: die Leserdebatte hat sich inzwischen längst nach verschiedenen Richtungen

aufgefächert. Unter dem reputationsmächtigen Einheitsdach „Rezeption“ läßt sich denn auch das Fehlen eines gemeinsamen Fundamentes nicht mehr verheimlichen. Die Ausgliederung, wo nicht gar der Auszug hat bereits begonnen. Und das ist nur gut so. Denn diese gegenwärtig aufgestellten Bestandsaufnahmen, die unversehens zu Selbstausgrenzungen geraten, tun not.⁸⁴ Sie sind wohl beides: Bestätigung für die Fruchtbarkeit der eingeschlagenen Richtung und Ende der Selbstüberschätzung und Einseitigkeit.

Für eine Kurskorrektur der Leserdiskussion

Eins ist sicherlich festzuhalten: die Rezeptionsästhetik hat sich in all ihren unterschiedlichen Spielarten klar entschieden für den feststellbaren gesellschaftlichen Nutzen, für die intersubjektive Verwendbarkeit. Und diese Entscheidung bleibt so respektabel wie die Tradition, in der sie steht: ich meine die Aufklärung. Denn die Aufklärer waren es, die, unter Schmerzen zwar, die Frage nach der Wahrheit jener anderen nach dem Nutzen nachgeordnet haben. Aber so lobenswert wie Intention – Nachweis der gesellschaftlichen Funktion der Literatur – immer ist, auch die Rezeptologen können sich auf die Dauer nicht vorbeimogeln an den alten Schwierigkeiten. Wie steht es mit der Autonomie der Literatur, der Sinnadäquanz, der Vermittelbarkeit der Methoden, der Interdisziplinarität? Und dort, wo man sich ihnen direkt stellt, hat auch die Funktionsperspektive noch keine befriedigende Antwort geben können. Vieles ist noch mehr Absichtserklärung, Programm statt Aufklärung oder gar Ergebnis.

Auch dies ist kein Vorwurf. Hat man doch schließlich Anspruch auf etwas Geduld. Wenngleich hochgesteckte Ziele, der spektakuläre Bruch mit den Vätern und eine neue Sprache Erwartungen geweckt haben, die sich nun – so schnell? – nicht einlösen lassen. Wichtig ist, daß man dieses Verhalten weniger personell sieht als vielmehr strukturell. Denn dieses Verhalten gehört wohl zum Funktionieren eines nicht staatlich verordneten Wissenschaftsbetriebes. Mode, marktwirksame Publizität spielt in der Wissenschaftsgeschichte eine wesentliche, wohl auch legitime Rolle. Immerhin erleichtert sie den Aufbruch neuer Richtungen und Fragestellungen, ohne indes ihren Durchbruch auf Dauer zu garantieren. In dieser ersten Phase einer fast zwangsläufigen Polarisierung wird man versuchen, sich auch hochschulpolitisch zu etablieren, Schulen zu bilden, Stellen zu besetzen, Lehrpläne aufzustellen. Erst die gegenwärtig bei der Realisierung sich (bei Protagonisten und Beobachtern) zwangsläufig einstellende Ernüchterung signalisiert die zweite Phase. Und sie ist entscheidend. Denn die Reputation des Nachbarn kann nicht länger Kompensation sein für das eigene defizitäre Ansehen. Und so nimmt man sich zunehmend der entscheidenden Frage an: was kann Literatur, was kann ein Text überhaupt leisten? Und zwar auch und gerade im Unterschied zu allen übrigen Möglichkeiten der Kommunikation?

Ich greife hier nur eine zentrale Antwort heraus. Sie geht aus von einem Spannungsverhältnis von Werk und Gesellschaft. Diese Spannung ist konstitutiv. Denn sie begründet die ästhetische Distanz, d.h. den Abstand zwischen zwei Horizonten, dem des Werkes und dem des Rezipienten. Infolge der als positiv gesetzten Antinomie wird die Durchbrechung des Erwartungshorizontes des Lesers durch das Werk geradezu zum Gradmesser für die Authentizität der ästhetischen Erfahrung. Negation, Innovation und Emanzipation – so formelhaft umschrieben, die gesellschaftsbildende Leistung der Literatur. Und die affirmativen Funktionen der Literatur? Zunächst nahezu vergessen, werden sie inzwischen wenigstens ansatzweise eingeholt.⁸⁵ Die Positionsbestimmung der produktiven Negativität der Kunst ändert sich jedoch nicht. Im Gegenteil: der funktionelle Primat von Negation und Negativität für das sinnkonstituierende Erleben rückt gerade erst eigentlich ins Zentrum auch interdisziplinärer Fragestellungen.⁸⁶ Schauen wir genauer hin: Literatur und Kunst werden verstanden als fiktionaler Spielraum. Eben den defizitären Realitäten, Realitäten unter dem Imperativ zweckrationaler Zwänge, verdankt sie die Möglichkeit zur distanzierten Vergegenständlichung des menschlichen Han-

delns. Literatur also gesehen als Simulationsraum zur experimentellen Auslotung menschlichen Verhaltens. Überraschen kann eine solche Funktionsbestimmung den Philologen nicht. Zu unverkennbar ist sie der modernen Kunstpraxis verpflichtet. Der Hinweis auf diese Nähe ist freilich hilfreich. Er kann immerhin beitragen zur Bestimmung des Stellenwertes der Rezeptionsdebatte. Rezeptionsästhetik erscheint dann, so gesehen, auch als theoretische Antwort auf eine spezifisch moderne Kunstpraxis. Und in der Tat haben die von ihr formulierten Kategorien dort auch unbestritten Erkenntniswert. Doch, gilt etwa der Negativitätsprimat in gleicher Weise für die Klassik oder das Mittelalter? Aber beschränken wir uns auf die Gegenwart. Die verschiedenen Bewegungen der Avantgarde repräsentieren doch nur eine Richtung von Schreibarten, selbst wenn man in ihnen die avanciertesten sehen will. Sie setzen sich zwar häufig absolut, aber ihrem Wesen nach sind sie Protest und Anti-Haltungen. Und das heißt doch: sie sind überhaupt nicht adäquat beschreibbar ohne die Einbeziehung dessen, was sie gerade auszuschließen versuchen.

Und was für die experimentellen Schreibarten gilt, gilt auch für die bislang überwiegend an ihnen orientierte Leserdiskussion. Und so drohen denn auch Innovation und Negativität ohne definierten Realitätsbezug rein formal zu werden.⁸⁷ Experimentelle Offenheit droht dort zur Beliebigkeit zu werden, wo sie ausschließlich auf ein hypothetisches Leserkonstrukt bezogen wird. Und was geschieht mit der überwiegenden Fülle der nicht avantgardistischen Literatur? Es ist als Kontrastfolie aufgerufen und – ausgeklammert. Die alte Scheidung von Kunst und Nicht-Kunst lebt hier als Dichotomie verschärft fort. Der Verdacht entsteht, daß sich professionelle „Kulturräsonnierer“ auf diese Weise versichern, keine bloßen „Kulturkonsumenten“ zu sein.⁸⁸ So wird denn Lesen auch verstanden als ein Akt „nicht entfremdeter Arbeit“.⁸⁹ Aber wie denn: lassen sich Kunst und Leben tatsächlich so voneinander trennen? (Hier würde wohl selbst ein Teil der Avantgarde widersprechen.) Und weiter: Stünde denn Freizeit als Lesezeit wirklich unter kategorial anderen Bedingungen als die (entfremdete) Arbeitszeit?⁹⁰

Um es klarer zu sagen: die Leserdiskussion bedarf dringend einer Kurskorrektur. Sie hat sich noch immer nicht gelöst aus dem zu Anfang beschriebenen Krisensyndrom. Befragt nach der Funktion, wollte man gleich und ausschließlich die gesellschaftsbildende als gesellschaftsverändernde Funktion nachweisen, als Ausweis der „emanzipativen“ Tätigkeit des Literaturwissenschaftlers. Die Folge war vorhersehbar: eine weitgehende Beschränkung auf die bereits kanonisierten Werke der Vergangenheit und eine Orientierung an der avantgardistischen Literatur der Gegenwart – eine Literatur mit geringer Auflagenhöhe. Dem widerspricht nicht, daß die Leserdiskussion auch der Debatte um die sogenannte Trivalliteratur unzweifelhaft Impulse gegeben hat. Nur: in Wahrheit war die Wirkung der Rezeptionsdebatte in diesem Punkt ambivalent. Denn die gleichzeitig weitverbreitete Fixierung auf die „gesellschaftsbildende“, „emanzipatorische“ Wirkung einer „Negations“-Literatur hat die Beschäftigung mit der massenhaft verbreiteten Literatur zugleich auch gehemmt. Und sie hemmt noch.⁹¹

Dies wird hoffentlich nicht als Plädoyer für eine ausschließliche Beschäftigung mit auflagenstarker Literatur mißverstanden. Es will nur Hinweis sein: Hinweis nämlich auf eine möglicherweise auch mit der zu einseitig berücksichtigten Schreibpraxis zusammenhängende Verengung der theoretischen Fragestellung. Denn die Aufgabenstellung sollte bescheidener und genereller zugleich gefaßt werden: als Frage nach den gesellschaftlichen Funktionen, zu denen auch die kulinarischen Aspekte des Lesens gehören. Das möglicherweise bei Spezialisten ausgeprägte emanzipatorische Kritikbedürfnis muß sich auch selbst relativieren lernen an den „affirmativen“ Formen des Leseverhaltens.

Diese Veränderung der Einstellung könnte in zweifacher Hinsicht fruchtbar werden: sie würde die Annäherung der Leserdiskussion an die Massenkommunikationsforschung ebenso beschleunigen wie die Überwindung der exklusiven Buchorientierung. Ich will hier nicht nach

den Gründen der erstaunlichen Medienscheu des Literaturwissenschaftlers fragen. Auf die Folgen aber will ich hinweisen. Sie hat blind gemacht vor der inzwischen eingetretenen Relativierung des Führungsanspruches des Buches. Seit langem, massiv aber seit dem Zweiten Weltkrieg, ist das Buch nicht nur selbst ein Massenmedium geworden. Es steht auch selbst im Zeichen einer komplementären Konkurrenzsituation zu anderen Massenmedien. Diese Multimedialität ist auch der eigentliche Reflexionsrahmen für die Rezeptionsdebatte in der Gegenwart. Und gerade als solcher ist er überhaupt noch nicht erkannt. Die Existenz der anderen Medien verändert ja nicht nur die Distribution des Buches oder rein quantitativ den Anteil des Lesens am „Freizeitbudget“ des Kulturkonsumenten. Multimedialität verändert auch das Leseverhalten. Wer liest, der ist ja gleichzeitig auch Kinogänger, Radiohörer oder er sieht fern. Dieses unvermeidliche Medienabonnement des Zeitgenossen affiziert aber sein Wahrnehmungssensorium als Ganzes.⁹²

Der Beweis für diese Behauptung ist vielleicht gar nicht so schwer zu führen. Denn die Produktion in den einzelnen Medien verläuft ja nicht parallel. Im Gegenteil! Die zeitgenössische Literatur ist bereits durch und durch multimedial strukturiert. Und dies um so bewußter, je „avantgardistischer“ die Schreibpraxis.⁹³ Sie muß auch gelesen werden als Versuch einer Integration oder, im Gegenteil, einer Dissoziation von den Konkurrenzmedien. Schon der Schreibakt selbst ist multimedial situiert. Wer heute ein Buch schreibt, will kein Drehbuch schreiben oder kann es nicht.⁹⁴ Oder aber er legt es im Gegenteil von vornherein im Blick auf das zukünftige Drehbuch an. Häufig genug war es auch zunächst ein Drehbuch, bevor es ein Buch wurde.⁹⁵ Gar ein Bilder-Buch neuen Typs, angelegt auf die Integration des Visuellen in den Leseakt.⁹⁶ Schreiben ist zunehmend – und bereits in aller Regel – eine Alternativentscheidung. Und die Schreibart dann zwangsläufig auch! Adäquat erklärbar ist sie nur noch multimedial.

So gesehen, trägt der bisherige Verlauf der Rezeptionsdebatte auch einen leicht quijotesken Zug. In der Tat mutet er stellenweise an wie der – vergebliche – Versuch, die Leserfrage künstlich einzugrenzen auf den Lichtkegel der Schreibtischlampe.⁹⁷ Und um diesen Vorwurf zu erheben, braucht man wahrhaftig kein Neuerer zu sein. Es genügt schon, Philologe zu sein. Randbemerkung eines Philologen

Der Philologe hat – neben vielen nachgesagten Untugenden, die er möglicherweise auch hat – denn doch eine unverzichtbare Grundtugend: er ist nämlich – *rara avis* – selbst noch Leser. Er reflektiert nicht nur über Literatur und Leser, er nimmt Literatur auch in die Hand, sieht sie an und liest, häufig sogar mit Genuß. Ja, so etwa sieht sie auch aus, seine sprichwörtliche Liebe zum Gegenstand, gegenwärtig gern als altväterlich belächelt, nicht zuletzt von den „Wissenschaftlern“ in der Philologen-Zunft. Nun, Liebe macht nicht notwendig blind. Immerhin schützt sie davor, das Objekt ganz aus den Augen zu verlieren. Und diese Gefahr ist angesichts der gegenwärtigen Theoriebesessenheit allen Ernstes nicht länger von der Hand zu weisen.⁹⁸

Vielleicht ist dies der Moment, auf die eigene philologische Fachtradition auch einmal positiv zu sprechen zu kommen. Dies mag ungewöhnlich geworden sein im Zusammenhang mit der Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz der Literatur. Hat man sich doch gerade erst daran gewöhnt den Legitimationsnachweis der eigenen Arbeit dadurch glaubwürdiger zu machen, daß man ihn mit stereotyper Verachtung des verrotteten Philologentums würzt. Etwas voreilig oder aber unredlich, wie mir scheint. Doch überzeugen Sie sich selbst.

Ich will diesen Rückgriff hier im Blick auf die 1954 geschriebenen „Epilegomena zu Mimesis“ von ERICH AUERBACH wagen.⁹⁹ Man müßte die wenigen Seiten dieses selbstbewußten Philologen ganz und in aller Ruhe lesen. Und sei es nur, um sich vor dem törichten Geschrei über die Theorieblindheit unserer Lehrer zu immunisieren.¹⁰⁰ Hier greife ich nur den Punkt heraus, wo es um die Situierung seines Buches *Mimesis Dargestellte Wirklichkeit in der abend-*

ländischen Literatur (1946) zur deutschen Literatur und Kultur geht. „Das Vorwiegen des Romanischen in *Mimesis* erklärt sich nicht nur aus der Tatsache, daß ich Romanist bin, sondern vor allem daraus, daß in den meisten Perioden die romanischen Literaturen für Europa repräsentativer sind als die deutsche. (Ich überbringe die angeführten Gründe.) Es gibt noch eine andere Seite der Sache: *Mimesis* versucht Europa zu umfassen, aber es ist nicht nur wegen der Sprache ein deutsches Buch. Wer die Struktur der Geisteswissenschaften in den verschiedenen Ländern ein wenig kennt, sieht das sofort. Es ist aus den Motiven und Methoden der deutschen Geistesgeschichte und Philologie entstanden.“¹⁰¹

Was AUERBACH hier umschreibt, rührt zentral an das traditionelle Selbstverständnis des Romanisten. So ist es mit wechselnden Akzenten immer wieder beschrieben worden: Als eine Zwischenstellung, die akzeptiert wird als fruchtbare, bisweilen auch schmerzliche Spannung zwischen dem Eigenen und dem Fremden.¹⁰² Der von FRIEDRICH DIEZ und GUSTAV GRÖBER gewiesene Rahmen: Einheit der Romania als Äste am Stamm der Antike hat dann einen besonderen Sinn für Tradition und für das Geschichtliche hervorgebracht. (Die Betonung gerade der Romanisten auf dem Aspekt der Rezeptionsgeschichte ist wohl nicht ganz ablösbar vom konkreten Gewicht des antiken Nachlebens in Quellenlage und Forschung.) Gemeint ist ein Sinn, der um die Spannung, aber auch um den Zusammenhang zwischen dem Einen und dem Vielen weiß.¹⁰³ So war hier der Blick auf das mögliche (komplementäre) Andere im doppelten Sinne selbstverständlich. Und so ist auch das Eingreifen von HANS ROBERT JAUSS in die Leserdebatte symptomatisch. Sein Ausgangspunkt: Strukturalismus kontra Marxismus war ja nicht so sonderlich typisch für die deutsche Universitätslandschaft. Wohl aber für Frankreich! Dort hatte diese Frage seit langem die Geister polarisiert, und zwar weit über den universitären Rahmen hinaus.¹⁰⁴ Aber JAUSS holt diese Alternative in die deutsche Universitätstradition hinein, indem er sie vor dem Hintergrund der idealistischen Hermeneutik aufzuheben sucht. Fügen wir noch hinzu, daß JAUSS bei seinen Überlegungen in Frankreich auf einen breiten Strom avantgardistischer Schreibpraxis rekurrieren konnte, die zeitweilig von der gleichen Polarität zwischen *littérature engagée* und *écriture expérimentale* bestimmt zu sein schien.

Das konkrete Gewicht einer besonderen Schreibpraxis, so läßt sich verallgemeinernd sagen, ist auch in der methodischen Ausrichtung vieler Romanisten nicht zu übersehen. Zumindest graduell läßt sich feststellen: hier hat der Kult der großen Dichterpersönlichkeit selten den Blick verstellt auf das Fußvolk – heute gern Trivilliteratur genannt –, also auf die „unbekannten Soldaten der Aufklärung“.¹⁰⁵ Die Trennung von Literatur und Dichtung konnte sich kaum verabsolutieren, und stufenreich verlaufen die Übergänge zwischen Lyrik und Gebrauchsliteratur. So war denn auch die den romanischen Literaturen besonders wichtige Moralistik längst ein zentraler Forschungsgegenstand,¹⁰⁶ als das Etikett „expositorische“ Texte noch nicht gefunden war. Und die in besonderem Maße für die romanischen Literaturen charakteristischen europäischen Strömungen von Humanismus, Klassik und Aufklärung haben eine Literatur hervorgebracht, die sich zentral aus dem Gesellschaftsbezug heraus definierte. So gesehen, kann die lange Reihe von Romanisten kaum überraschen, die alle geradezu explizit das historische Verhältnis zwischen Textgestalt und Publikum thematisiert haben, und zwar auch dies längst vor der „Rezeptions“-Debatte. Es genügt hier, Namen wie AUERBACH, BARON, DIECKMANN, HESS, KÖHLER, KRAUSS, KRISTELLER . . . oder SCHALK lediglich aufzurufen.¹⁰⁷ Und weiter: das im romanischen Bereich stärkere Prestige der Literaturkritik hat dazu beigetragen, daß auch in der deutschen Romanistik ästhetische Reflexion und Literaturkritik stets eng aufeinander bezogen bleiben. Weniger der geschichtsphilosophische Entwurf, sondern die Neigung, die Theorie in den Dienst der Erkenntnis literaturwissenschaftlicher Praxis, der konkreten historischen Vielfalt zu stellen, scheint mir charakteristisch.¹⁰⁸

Jedenfalls läßt sich wohl in diesem Respekt vor der historischen Besonderheit ein einigendes Band sehen zwischen methodisch so unterschiedlichen Arbeiten wie der Stilforschung von SPITZER, LEO¹⁰⁹ und HATZFELD, der Toposforschung bei CURTIUS, den typologischen Arbeiten von PETRICONI¹¹⁰ oder den wortsemantischen Studien von SCHALK.¹¹¹ Und auch die „Zeitlosigkeit“ der großen Kunst konnte sich hier nicht aus ihren historisch materiellen Bedingungen lösen.¹¹² Für diese häufig begegnende Schwebelage zwischen Historisierung und klassischem Wahrheitsanspruch ist die Umdeutung von GADAMER durch JAUSS nur das letzte Beispiel. Die horizontverschmelzende „Teilhabe“, das „Sich-in-der-Sache-Befinden“ wird bei JAUSS verstanden als horizontdurchbrechender Dialog, der in historisch faßbaren Konkretisationen die Spur seiner Veränderung hinterläßt. In diesem Licht erscheint seine Position wie ein Vermittlungsversuch zwischen Geschichte und Ästhetik.

Es wird deutlich: die hier skizzierte Fachtradition wirkt unmittelbar in die eigene Rezeptionsästhetik hinein. Jedenfalls ist die Leserdebatte eins nicht: der (aus welchem Grund auch immer) viel beschworene Bruch des Wissenschaftlers mit der Philologie. Und wenn gegenwärtig die Romanisten unter den Rezeptologen vor blindem Theorie-Hochmut warnen,¹¹³ so ist auch das lange Tradition. Es ist die Warnung des Philologen vor totalem Objektverlust. Gewiß, in der Objektbestimmung liegt die eigentliche Schwierigkeit. Nur, als Philologe wird er sie nicht lösen wollen, ohne einen intensiven Umgang mit der Literaturpraxis. Zu groß ist sein Respekt vor dem Konkreten – sein Respekt, aber wohl auch seine Freude am konkreten Einzelnen. Sie prägt seine spezifische Lesart. Eine Lesart, die das Recht des Individuellen vor dem Allgemeinen betont. Denn als Philologe ist er überzeugt von der intellektuellen Fruchtbarkeit des Andersartigen, des sperrigen *casus*, der sich nicht leicht als *exemplum* ins systematische Modell fügt. Ihm ist die konkrete Fülle immer auch Versprechen für unbegrenzte Entdeckungen. Insofern ist er, mit der Formel HUGO FRIEDRICHs, ein „genießender Wissenschaftler“.¹¹⁴ Über der – berechtigten – Faszination für das ökonomische, weil transferierbare Modell vermag er sich auch noch die Freude am nicht reduzierbaren Besonderen einzugestehen. Und dies ohne schlechtes Gewissen! Als Philologe lesen, das ist – vor dem Hintergrund des latenten Absolutheitsanspruchs der Theorie und des Systems – ein Stück individueller Freiheit. Mehr noch: ein Stück unverzichtbarer Freiheit gerade auch für den Systemanspruch des Wissenschaftlers, es sei denn er verzichtet explizit auf den historisch unabschließbaren Horizont des Möglichen. Der Literaturwissenschaftler tut daher gut daran, die „Eigenart des philologischen Wissens“ nicht gering zu achten.¹¹⁵ Zudem: Philologie hält jung, weil sie empfänglich macht für konkrete Veränderungen. Der Hinweis etwa auf eine multimediale Schreibpraxis könnte von einem Philologen stammen.¹¹⁶ Für den Philologen gibt es keinen Ersatz. Der Literaturwissenschaftler, den ich mir vorstelle, wird das auch als Lehrer nicht vergessen – hoffentlich.

Anmerkungen

- ¹ In der deutschen Universitätstradition hat die Philologie eine umfassendere Bedeutung als in der französischen. Hier ist der Philologe zuständig für Sprache und Literatur in Vergangenheit und zunehmend auch Gegenwart sowie für alle Methoden der Texterstellung und -auslegung. Häufig impliziert Philologie eine besondere Art der Erkenntnis.
- ² Noch Ende der 60er Jahre erschien die Linguistik vielen als Rettungsanker der Literaturwissenschaft. Vgl. P. HARTMANN, „Linguistik und Hochschulreform“, in *Linguistische Berichte* 3 (1969), I.T. PIIRAINEN, „Zur Linguistisierung der Literaturforschung“, in *Linguistische Berichte* 1 (1969), J. IHWE, *Linguistik in der Literaturwissenschaft. „Zur Entwicklung einer modernen Theorie der Literaturwissenschaft“*, München 1972 und ders., „What is wrong with the Theory of Literature?“, in *Linguistische Berichte* 23 (1973), R. KLOEPFER, „Kann die Literaturwissenschaft Wissenschaft werden?“, in *Sprache im*

technischen Zeitalter 38 (1971), W. RAIBLE, „Eingrenzung der Freiheit des Lesers durch linguistische Interpretation“, in *Linguistik und Didaktik* 2 (1971); Eine von Annektionen gelüste freie Bestandsaufnahme versucht jetzt B. SPILLNER, *Linguistik und Literaturwissenschaft. Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik*, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1974. Das Ende der rasch eingetretenen „Linguistikmode“ signalisiert das Vorwort von J. KOLBE zu *Neue Ansichten einer künftigen Germanistik*, München 1973 (RH 122). Die gesellschaftspolitische Ausrichtung der Beiträge markiert auch zugleich symptomatisch den inzwischen eingetretenen Abstand zu den vielbeachteten Reformvorschlägen des ersten Bandes *Ansichten einer künftigen Germanistik*, München 1969 (RH 29) bis 1971 5 Auflagen.

- ³ Im Unterschied zur französischen Tradition gilt der „historien des lettres“ und der „critique littéraire“ in Deutschland auch als Wissenschaftler“. Freilich scheint er ständig bemüht, diesen Status auch zu begründen. Die gegenwärtige Diskussion um den Wissenschaftsbegriff ist daher partiell auch ablesbar an der Distanz, um die es vielen zu gehen scheint, gegenüber dem „Literaturhistoriker“ oder „Literaturkritiker“. Eine Tendenz im übrigen, die Frankreich zwar etwas später, dann aber um so heftiger erreicht hat. Vgl. R. FAYOLLE, *La critique littéraire*, Paris 1964 (Coll. U.), R. E. JONES, *Panorama de la nouvelle critique en France*, Paris 1966, *Les Chemins actuels de la critique*, Paris 1968 (10/18 no. 389/390). W.-D. LANGE (Hg.), *Französische Literaturkritik der Gegenwart in Einzeldarstellungen*. (KRÖNER Taschenausgabe 445) Stuttgart 1975.
- ⁴ H. R. JAUSS, „Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft?“, in *Linguistische Berichte* 3 (1969).
- ⁵ H. U. GUMBRECHT, „Soziologie und Rezeptionsästhetik. Über Gegenstand und Chancen interdisziplinärer Zusammenarbeit“, in *Neue Ansichten*, a.a.O., S. 48.
- ⁶ So der Titel von H. U. GUMBRECHT, Salamanca 1971.
- ⁷ M. KESTING, „Auf neuen Wegen. Literaturwissenschaft vom Leser“, in *Die Zeit* (23.3.1973).
- ⁸ E. LÄMMERT, „Über die zukünftige Rolle der Literaturkritik. Ein Entwurf.“ in O. SCHWENKE (Hg.), *Kritik der Literaturkritik*, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1973 (Sprache und Literatur 84) S. 122.
- ⁹ Ein konstantes Motiv steht hinter den unterschiedlichen Ansätzen: der Literaturwissenschaft das verlorene öffentliche Interesse wiedergeben. Vgl. z.B. H. U. GUMBRECHT, „Thesen zur Literaturkritik“, in *Literatur und Didaktik* 7 (1971) oder H. GÜNTHER, „Funktionsanalyse der Literatur“, in *Neue Ansichten*, a.a.O., S. 184.
- ¹⁰ Der Rat HUGO FRIEDRICHs an junge Gelehrte, gerade die „eventuellen methodologischen Ergebnisse (ihrer) Arbeiten tunlichst mehrere Jahre hindurch still (aufzubewahren), weil sie mit dem Anwachsen der Erfahrung selber auch nur anwachsen und sich klären können“, wirkt wie der Sirenengesang vom anderen Ufer. *Romanische Forschungen* 74 (1962), S. 144.
- ¹¹ N. LUHMANN, „Selbststeuerung der Wissenschaft“, in ders. *Soziologische Aufklärung*, Opladen ²1971 bes. S. 237 ff.
- ¹² Fragmentarisch muß dieser Versuch schon deshalb bleiben, weil es eine Wissenschaftsgeschichte des Faches nicht gibt. Und die Romanistik steht hierin leider nicht allein. Vgl. V. ŽMEGAČ, *Methoden der deutschen Literaturwissenschaft. Eine Dokumentation*, Frankfurt 1971 (Schwerpunkt Germanistik 1) S. 7. Wertvolle Hinweise mit reicher Bibliographie enthalten: J. HERMAND, *Synthetisches Interpretieren. Zur Methodik der Literaturwissenschaft*, München 1968, L. POLLMANN, *Literaturwissenschaft und Methode*, Frankfurt 1971 (Schwerpunkte Romanistik 2 und 3) und W.-D. LANGE (Hg.), *Französische Literaturkritik*, Stuttgart 1975.
- ¹³ R. WARNING spricht gar von einer „chaotischen Situation“. *Rezeptionsästhetik Theorie und Praxis*, München 1976 (UTB 303), S. 16.

- ¹⁴ Symptomatisch ist die Auseinandersetzung um die „Trivilliteratur“. Vgl. Ch. BÜRGER, *Textanalyse als Ideologiekritik. Zur Rezeption zeitgenössischer Unterhaltungsliteratur*, Frankfurt 1973 (FAT 2063). So erfreulich die Beschäftigung mit der Massenkultur ist, so unvermeidlich ist gegenwärtig wohl der Anti-Kanon-Affekt, der vielfach als besonders „demokratisch“ gilt. Vgl. G. GRIMM, „Einführung in die Rezeptionsforschung“, in ders., (Hg.) *Literatur und Leser, Theorien und Modelle zur Rezeption literarischer Werke*, Stuttgart 1975, S. 12 f.
- ¹⁵ Für W. ISER z.B. ist die Literaturwissenschaft erst „auf dem Wege“, eine Wissenschaft zu werden. „Im Lichte der Kritik“, in R. WARNING, *Rezeptionsästhetik*, a.a.O., S. 332. Im übrigen haben solche Auseinandersetzungen um den Wissenschaftsbegriff gerade vor dem Hintergrund der Zwei-Kulturen-Diskussion – hie Geistes-, dort Naturwissenschaften – eine ins 19. Jh. zurückreichende Tradition.
- ¹⁶ Hier geht es offenbar um die „Existenzberechtigung“ der Literatur. H.R. JAUSS, „Paradigmawechsel?“ in *Linguistische Berichte* 3 (1969), S. 51.
- ¹⁷ H. U. GUMBRECHT spricht vom „chronisch schlechten Gewissen“, das die Literaturwissenschaft gegenüber der Gesellschaft befallen habe. „Soziologie und Rezeptionsästhetik“, in *Neue Ansichten*, a.a.O., S. 53.
- ¹⁸ „Positivismus“ heißt die neue *bête noire*. Vielleicht eine Kompensation der wachsenden Verdinglichung der eigenen Tätigkeit, die Ohnmacht und Angstgefühle erzeugt. Vgl. W. GAST, in *Wirkendes Wort* 1975, S. 116. Neu ist dieses Unbehagen jedoch nicht. Vgl. z.B. L. SPITZERs Verspottung einer bloßen „Anmerkungswissenschaft“ oder seine „Etude a-historique d'un texte: ‚Ballade des dames du temps jadis‘“ (1938), in ders., *Romanische Literaturstudien* (1936 – 1956), Tübingen 1959, S. 113 ff.
- ¹⁹ Beispielhaft seien erwähnt: Humanismus-, Aufklärungs- und Barockforschung.
- ²⁰ Vgl. P. HARTMANN, „Linguistik und Hochschulreform“, a.a.O., S. 12. Zum Spannungsverhältnis der Philologen zum ökonomisch berechenbaren Nutzen vgl. auch E. R. CURTIUS, *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*, Bern 1948, ³1961, Kap. 1, und H. FRIEDRICH, „Strukturalismus und Struktur in literaturwissenschaftlicher Hinsicht“, in H. FRIEDRICH und F. SCHALK (Hg.) *Europäische Aufklärung, HERBERT DIECKMANN zum 60. Geburtstag*, München 1967, S. 85. Als Gegensatz zwischen schön und nützlich besitzt diese Diskussion im übrigen eine ins 18. Jh. zurückreichende Tradition. Vgl. J. SCHULTE-SASSE, „Literarischer Markt und ästhetische Denkform. Analysen und Thesen zur Geschichte ihres Zusammenhangs“, in *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 6 (1972). Freilich verschärft sich diese Spannung seither ständig und dringt nun auch in die universitäre Methodendiskussion. Vgl. R. GRIMMINGER, „Das intellektuelle Subjekt der Literaturwissenschaft. Entwurf einer dialektischen Hermeneutik“, in *Neue Ansichten*, a.a.O., S. 15 ff.
- ²¹ H. WEINRICH, „Kommunikative Literaturwissenschaft“, in ders., *Literatur für Leser, Essays und Aufsätze zur Literaturwissenschaft*, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1971 (Sprache und Literatur) S. 7–11.
- ²² V. ŽMEGAČ, *Methoden*, a.a.O., S. 7 oder R. FAYOLLE, *La critique littéraire*, a.a.O., S. 178.
- ²³ Vgl. z.B. E. AUERBACH, „Epilegomena zu *Mimesis*“, in *Romanische Forschungen* 54 (1965), S. 17; E. WOLFF, „Der intendierte Leser“, in *Poetica* 4 (1971), S. 143; H. FRIEDRICH, „Strukturalismus“, a.a.O., S. 78; P. SZONDI, „Über philologische Erkenntnis“, in ders., *HÖLDERLIN-Studien*, Frankfurt 1970 (SV 379) S. 34.
- ²⁴ Vgl. immerhin die Beiträge zu F. KNILLI und E. REISS in *Neue Ansichten*, a.a.O., S. 290 ff. und 334 ff. und H. SCHANZE, *Medienkunde für Literaturwissenschaftler*, München 1974 (UTB 302) und a. *Jahrbuch für internationale Germanistik* Jg. 5 H. 1 (1973).

- ²⁵ Vgl. H. KREUZER, *Veränderungen des Literaturbegriffs. Fünf Beiträge zu aktuellen Problemen der Literaturwissenschaft*. Göttingen 1975 (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1398).
- ²⁶ K. R. MANDELKOW, „Probleme der Wirkungsgeschichte“ (1970), wieder abgedruckt in P. U. HOHENDAHL (Hg.) *Sozialgesichte und Wirkungsästhetik. Dokumente zur empirischen und marxistischen Rezeptionsforschung*. Frankfurt 1974, S. 95.
- ²⁷ Vgl. G. SIEBENMANN, „Über das problematische Verhältnis von Literatur und Wissenschaft“, in *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 20 (1970), S. 121, G. STÖTZEL, „Fachgeschichte und Reformprobleme“ in *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte des Stuttgarter Germanistentages 1972*, München 1974, S. 633.
- ²⁸ *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*. Konstanz 1967. Verändert in ders., *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt 1970 (SV 418).
- ^{28a} Doch keineswegs so naiv, wie man immer behauptet. Vgl. z.B. F. SCHALK, „HEGEL und DILTHEYs Kritik der historischen Vernunft“, in *Festschrift für LEO BRANDT*, Köln und Opladen 1968, S. 432 ff.
- ²⁹ Vgl. zur Kritik am Historismus a. W. MOMMSEN, *Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus*, Düsseldorf 1971.
- ³⁰ Eigens hervorgehoben sei allerdings: im Lichte der ästhetischen Theorie ADORNOs erscheint die Rezeptionsperspektive als Irrweg. „Kunst und Gesellschaft konvergieren im Gehalt, nicht in einem dem Kunstwerk Äußerlichen“. *Ästhetische Theorie*, Frankfurt 1973, (STW 2) S. 338. So auch der frühe W. BENJAMIN: „Denn kein Gedicht gilt dem Leser, kein Bild dem Beschauer, keine Symphonie der Hörschaft.“ (1922) in ders., *Schriften*, Frankfurt 1955, Bd. 1, S. 40.
- ³¹ K. O. CONRADY, „Deutsche Literaturwissenschaft und Drittes Reich“ in *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*, Frankfurt 1967 (SV 204) S. 87 f.
- ³² Vgl. LA FAYE, „Methodes d’analyse et théories littéraires au XXe siècle. Formalisme contre sociologisme: Aporie?“, *Jahrbuch der Universität Düsseldorf* 1975/76.
- ³³ W. KRAUSS, „Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag“, in ders., *Aufsätze zur Literaturgeschichte*, Leipzig ²1968, S. 59.
- ³⁴ Vgl. E. LÄMMERT, „Germanistik – eine deutsche Wissenschaft“, in a.a.O., S. 15 ff.
- ³⁵ So H.M. ENZENSBERGER, „Baukasten zu einer Theorie der Medien“, in *Kursbuch* 20 (1970). Er übersieht die in Frankreich seit langem bewußt akzeptierte multimediale Produktion.
- ³⁶ So H. BÖLL, „Ende der Bescheidenheit. Zur Situation der Schriftsteller in der Bundesrepublik“, in W. KUTTENKEULER (Hg.), *Poesie und Politik. Zur Situation der Literatur in Deutschland*, Stuttgart 1973, S. 347 ff.
- ³⁷ Vgl. Vf. „Der Mythos vom Leser. Zur Theorie der politischen Dichtung im heutigen Frankreich“, in *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 48 (1974) S. 228 ff.
- ³⁸ J. HERMAND, „Vom Gebrauchswert zur Rezension“, in O. SCHWENKE (Hg.) *Kritik der Literaturkritik*, a.a.O., S. 36. Allerdings gibt es in Deutschland keine dem Institut von R. ESCARPIT vergleichbare Einrichtung zur Durchführung universitärer „Feldarbeit“ zur Literatursoziologie.
- ³⁹ K.R. MANDELKOW, „Probleme der Wirkungsgeschichte“, a.a.O., S. 98. Vgl. P. BÜRGER, „Ideologiekritik und Literaturwissenschaft“, in ders., (Hg.) *Vom Ästhetizismus zum Nouveau Roman*, Frankfurt 1975, S. 13.
- ⁴⁰ H. R. JAUSS, „Zur Fortsetzung des Dialoges zwischen ‚bürgerlicher‘ und ‚materialistischer‘ Rezeptionsästhetik“, in R. WARNING (Hg.) *Rezeptionsästhetik*, a.a.O., S. 349.
- ⁴¹ Die Rezeption von Literatur in den Massenmedien findet bislang noch keine adäquate Berücksichtigung. Vgl. P. U. HOHENDAHL, „Literaturkritik und Öffentlichkeit“, in *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 1 (1971), S. 11 – 46.

- ⁴² *Gesellschaft, Literatur, Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht*, Berlin, Weimar ²1975, S. 17 u.ö.
- ⁴³ R. WARNING, „Rezeptionsästhetik als literaturwissenschaftliche Pragmatik“ in *Rezeptionsästhetik*, a.a.O., S. 12.
- ⁴⁴ Vgl. dagegen die Behutsamkeit, mit der noch W. MÜLLER-SEIDEL dieses Thema angeht: *Probleme literarischer Wertung. Über die Wissenschaftlichkeit eines unwissenschaftlichen Themas*, Stuttgart 1965.
- ⁴⁵ Vgl. z.B. H. R. JAUSS, „Geschichte der Kunst und Historie“, in R. KOSELLECK und W.-D. STEMPEL (Hg.) *Geschichte – Ereignis und Erzählung*, München 1973 (Poetik und Hermeneutik 5) S. 193 ff.
- ⁴⁶ Vgl. W. BARNER, „Wirkungsgeschichte und Tradition. Ein Beitrag zur Methodologie der Rezeptionsforschung“, in G. GRIMM (Hg.) *Literatur und Leser*, a.a.O., S. 85 ff.
- ⁴⁷ R. WARNING, *Rezeptionsästhetik*, a.a.O., S. 9 f.
- ⁴⁸ So stellen sich „bürgerliche“ und „marxistische“ Literaturwissenschaftler vornehmlich gegenseitig unter Substanzialismusverdacht. Vgl. H. R. JAUSS, „RACINES und GOETHES Iphigenie“, in R. WARNING, *Rezeptionsästhetik*, a.a.O., S. 389.
- ⁴⁹ Vgl. z.B. L. SPITZER, *Romanische Literaturstudien (1936 – 1956)*, a.a.O., S. 5 und die Nachbemerkung von N. MILLER zu L. SPITZER, *Texterklärungen. Aufsätze zur europäischen Literatur*, München 1969, S. 276.
- ⁵⁰ Vgl. F. SENGLÉ, „Zur Überwindung des anachronistischen Methodenstreits“, in *Historizität*, a.a.O., S. 160.
- ⁵¹ H. FRIEDRICH, „Dichtung und die Methoden ihrer Deutung“, in *Romanische Literaturen. Aufsätze 1 Frankreich*, Frankfurt 1972. S. 22.
- ⁵² J. HERMAND, *Synthetisches Interpretieren*, a.a.O., S. 9 ff. oder L. POLLMANN, *Literaturwissenschaft und Methode*, a.a.O., Bd. 2, S. 135 f.
- ⁵³ Vgl. K. H. BARCK, „Zur Kritik des Rezeptionsproblems in bürgerlichen Literaturauffassungen“, in *Gesellschaft, Literatur, Lesen*, a.a.O., S. 101 ff. Vgl. a. M. NERLICH, „Romanistik und Antikommunismus“, in *Das Argument* 14 (1972), S. 276 ff. und B. J. WARNEKEN, „Zu HANS ROBERT JAUSS' Programm einer Rezeptionsästhetik“ in P. U. HOHENDAHL (Hg.) *Sozialgeschichte*, a.a.O., S. 360 ff.
- ⁵⁴ H. R. JAUSS, „RACINES und GOETHES Iphigenie. Mit einem Nachwort über die Partialität der rezeptionsästhetischen Methode“, in R. WARNING (Hg.) *Rezeptionsästhetik*, a.a.O., S. 384.
- ⁵⁵ H. U. GUMBRECHT, „Konsequenzen der Rezeptionsästhetik oder Literaturwissenschaft als Kommunikationssoziologie“, Tischvorlage zum Kongress des deutschen Romanistenverbandes. 10.–12. Okt. 1975 in Mannheim, S. 20. Vgl. auch R. MANDELKOW in P. U. HOHENDAHL (Hg.) *Sozialgeschichte*, a.a.O., S. 96 und W. HAUBRICH, „Zur Relevanz von Rezeption und Rezeptionshemmung“, in *Historizität*, a.a.O., S. 106.
- ⁵⁶ P. RICOEUR versteht Lesen geradezu als Paradigma sozialen Handelns. Vgl. a. K. H. STIERLE, *Text als Handlung*, München 1975 (UTB 423)
- ⁵⁷ So noch H. FRIEDRICH, *Romanische Literaturen*, a.a.O., Bd. 1, S. 21, S. 19 f. oder R. WELLEK, „The Fall of Literary History“ in *Geschichte – Ereignis und Erzählung*, a.a.O., S. 435.
- ⁵⁸ Vgl. P. BÜRGER, *Theorie der Avantgarde*, Frankfurt 1974 (SV 727) S. 21.
- ⁵⁹ H. R. JAUSS, *Provokation*, a.a.O., S. 6 f.
- ⁶⁰ R. WEIMANN, *Literaturgeschichte und Mythologie. Methodologische und historische Studien*, Berlin 1974.
- ⁶¹ Z.B. H. R. JAUSS, „Partialität“, in R. WARNING, *Rezeptionsästhetik*, S. 387.
- ⁶² P. U. HOHENDAHL, *Sozialgeschichte*, a.a.O., S. 20.

- ⁶³ Vf., „Der beschimpfte Leser. Zur Analyse der literarischen Provokation“ in *Romanische Forschungen* 86 (1974), S. 95 ff.
- ⁶⁴ *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*, Konstanz 1970, ²1971, vgl. ders., *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von BUNYAN bis BECKETT*, München 1972.
[Jetzt ders., *Der Akt des Lesens*. München 1976 (UTB).]
- ⁶⁵ M. NAUMANN, „Einführung in die theoretischen und methodischen Hauptprobleme“, in *Gesellschaft*, a.a.O., S. 35.
- ⁶⁶ Vgl. W. ISER, „Wirklichkeit der Fiktion. Elemente eines funktionsgeschichtlichen Textmodells der Literatur“, in R. WARNING, *Rezeptionsästhetik*, a.a.O., S. 312 ff.
- ⁶⁷ R. WARNING, *Rezeptionsästhetik*, a.a.O., S. 10.
- ⁶⁸ R. WEIMANN, „*New Criticism*“ und die Entwicklung bürgerlicher Literaturwissenschaft, Halle ²1974.
- ⁶⁹ So lautet der Titel des Buches von U. ECO, Frankfurt 1973. vgl. in diesem Zusammenhang a. ders., *Einführung in die Semiotik*, München 1972 (UTB 105), S. 213 ff.
- ⁷⁰ W. ISER, „Im Lichte der Kritik“, in R. WARNING, *Rezeptionsästhetik*, a.a.O., S. 330.
- ⁷¹ R. WARNING, *Rezeptionsästhetik*, a.a.O., S. 31 ff.
- ⁷² Vgl. z.B. G. GRIMM, *Literatur und Leser*, a.a.O.
- ⁷³ Vgl. z.B. MÜLLER-SEIDEL über die Rolle von JAUSS auf dem Germanistentag 1972, *Historizität*, a.a.O., S. 9 oder P. U. HOHENDAHL, *Sozialgeschichte*, a.a.O., S. 31.
- ⁷⁴ Vgl. z.B. H. WEINRICH, Für eine Literaturgeschichte des Lesers, wieder abgedruckt in ders., *Literatur für Leser*, a.a.O., S. 24 ff.
- ⁷⁵ So empfiehlt JAUSS für die Rekonstruktion des Erwartungshorizontes vornehmlich literaturgeschichtliche Daten und denkt vornehmlich an die Stellung des Textes innerhalb der literarischen Reihe.
- ⁷⁶ Wenn es auch in Deutschland kein dem von R. ESCARPIT vergleichbares literatursoziologisches Institut gibt, so ist doch an die Bibliothekswissenschaften zu denken. Vgl. z.B. A. C. BAUMGÄRTNER, *Lesen. Ein Handbuch*, Hamburg 1973 und W. STRAUSS, „Leserforschung in Deutschland“ in *Der Leser als Teil des literarischen Lebens*, Bonn ²1972 (Forschungsstelle für Buchwissenschaft an der Universitätsbibliothek in Bonn. Kleine Schriften 8)
- ⁷⁷ Vgl. z.B. B. J. WARNEKEN, „Zu HANS ROBERT JAUSS' Programm einer Rezeptionsästhetik“ in P. U. HOHENDAHL (Hg.), *Sozialgeschichte*, a.a.O., S. 290 ff. und U. WYSS, „Zur Kritik der Rezeptionsästhetik“ in *Historizität*, a.a.O., S. 143 ff. Vgl. a. die bereits erwähnten Arbeiten von M. NAUMANN, C. TRÄGER und R. WEIMANN.
- ⁷⁸ Vgl. z.B. P. BÜRGER, *Theorie der Avantgarde*, a.a.O., Teil I.
- ⁷⁹ Symptomatisch ist die Gründung einer Arbeitsstelle für die Geschichte der Germanistik 1972 in Marburg.
- ⁸⁰ Vgl. die Einleitung von R. WARNING zu *Rezeptionsästhetik* oder auch die Tischvorlagen von H. U. GUMBRECHT und K. H. STIERLE auf dem Romanistentag in Mannheim 1974.
- ⁸¹ *Gattungspoetik und Publikumsstruktur. Zur Struktur der Sévignébriefe*. München 1972 (Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste 21) S. 16.
- ⁸² F. NIES, „Die ausgeklammerte Hauptsache. Vorüberlegungen zu einer pragmatischen Systematik des literaturwissenschaftlichen Gegenstandsbereiches.“ in *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 24 (1974).
- ⁸³ P. BÜRGER, *Avantgarde*, a.a.O., S. 12.
- ⁸⁴ Vgl. die bereits mehrfach erwähnten Sammelbände von R. GRIMM, P. U. HOHENDAHL und R. WARNING.
- ⁸⁵ H. R. JAUSS, *Kleine Apologie der ästhetischen Erfahrung*, Konstanz 1972.
- ⁸⁶ Dazu H. WEINRICH (Hg.) *Positionen der Negativität*, München 1975 (Poetik und Hermeneutik 6).

- ⁸⁷ Davor warnt z.B. R. WELLEK „The Fall of Literary History“, in *Geschichte – Ereignis und Erzählung*, a.a.O., S. 436.
- ⁸⁸ Freilich im Sinne von J. HABERMAS ohne öffentliche Resonanz. *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, Berlin, Neuwied 1969, S. 210.
- ⁸⁹ H. R. JAUSS, „Zur Fortsetzung des Dialogs zwischen ‚bürgerlicher‘ und ‚materialistischer‘ Rezeptionsästhetik“, in R. WARNING, *Rezeptionsästhetik*, a.a.O., S. 346.
- ⁹⁰ B. J. WARNEKEN, „Die relative Autonomie der Literatur“, in *Historizität*, a.a.O., S. 607.
- ⁹¹ Arbeiten wie die von H. J. NEUSCHÄFER, „Mit Rücksicht auf das Publikum“ in *Poetica* 4 (1971) S. 478 ff. oder A. ADLER, *Möblierte Erziehung*, München 1970 sind doch eher noch Ausnahmen.
- ⁹² Vgl. O. NEGTA/A. KLUGE, *Öffentlichkeit und Erfahrung*, Frankfurt ³1974 (SV 639) S. 242.
- ⁹³ Dies hoffe ich in Kürze in Form einer eigenen Arbeit zu belegen.
- ⁹⁴ Vgl. z.B. L. ARAGON, „La suite dans les idées“ als Vorwort zu *Les Beaux Quartiers*, Paris 1965 (Coll. Folio 241) „je suis d’instinct un farouche ennemi des arts collectifs (...)“ S. 8. Dennoch hat ihn die Filmarbeit gezwungen „(...) à une sorte sans précédent de critique du roman écrit, dans ses détails comme dans sa signification dont bénéficie le roman à écrire (...)“ S. 9 f.
- ⁹⁵ Vgl. die *ciné-romans* von ROBBE-GRILLET.
- ⁹⁶ Z.B. E. TRIOLET, *Écoutez voir*, Paris 1968.
- ⁹⁷ Vgl. z.B. H. R. JAUSS, der die Literaturwissenschaft von den Massenmedien als den „geheimen Verführern“ abgrenzen möchte.
- ⁹⁸ An ernstzunehmenden warnenden Stimmen fehlt es erfreulicherweise nicht. Vgl. z.B. MÜLLER-SEIDEL, *Historizität*, a.a.O., S. 7.
- ⁹⁹ *Romanische Forschungen* 65 (1954) S. 1 ff.
- ¹⁰⁰ Dies gilt auch für E. R. CURTIUS, der oft zu Unrecht als abschreckendes Beispiel für Stoffhuberei zitiert wird. Vgl. z.B. ders., *FERDINAND BRUNETIÈRE. Beitrag zur Geschichte der französischen Kritik*, Straßburg 1914, S. 128 oder a. ders., „Die Wandlung“ (1954), abgedruckt in ders., *Kritische Essays zur europäischen Literatur*, Bern, München ³1963, S. 442 f. a.a.O., S. 13 ff.
- ¹⁰¹
- ¹⁰² Vgl. L. SPITZER, „Das Eigene und das Fremde“, in *Die Wandlung*, Heidelberg 1945.
- ¹⁰³ Vgl. F. SCHALK, Einleitung zu ERICH AUERBACH, *Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie*, Bern 1967, Vgl. a. die Sorge von F. SCHALK über die Auflösungserscheinungen im traditionellen Romanistik-Konzept: „Nachruf auf E. GAMILLSCHEG“, in *Romanischen Forschungen* 84 (1972).
- ¹⁰⁴ Einen Eindruck vermittelt G. SCHIWY, *Der französische Strukturalismus. Mode, Methode, Ideologie*, Hamburg 1969, (rde 310/311) und ders., *Neue Aspekte des Strukturalismus*, München 1971 (dtv WR 4135).
- ¹⁰⁵ So eine vielzitierte Formulierung von W. KRAUSS. W. KRAUSS hat in diesem Zusammenhang immer die Bedeutung von D. MORNET hervorgehoben, der in den zwanziger Jahren die Hinwendung zu den *minores* forderte. *Werk und Wort. Aufsätze zur Literaturwissenschaft und Wortgeschichte*, Berlin, Weimar 1972, S. 39 f.
- ¹⁰⁶ Erinntet sei hier nur an die Arbeiten von F. SCHALK und R. HESS.
- ¹⁰⁷ Verwiesen sei hier stellvertretend nur auf: E. AUERBACH, *Das französische Publikum des 17. Jahrhunderts*, München 1933 (Münchner Romanistische Arbeiten 3), ders., *Literatursprache und Publikum der lateinischen Spätantike und im Mittelalter*, Bern 1958; H. BARON, *The Crisis of Early Renaissance*, Princeton 1955; H. DIECKMANN, „DIDEROT et son lecteur“, in ders., *Cinq leçons sur DIDEROT*, Paris 1959; G. HESS, *Gesellschaft – Literatur – Wissenschaft. Gesammelte Schriften 1938 – 1966*, München 1967:

- W. KRAUSS, „Über die Träger der klassischen Gesinnung im 17. Jahrhundert“, in ders., *Gesammelte Aufsätze zur Literatur- und Sprachwissenschaft*, Frankfurt 1949; P. O. KRISTELLER, „Der Gelehrte und sein Publikum im späten Mittelalter und in der Renaissance“ in *Medium Aevum Vivum Festschrift für W. BULST*, 1960. F. SCHALK, *Das Publikum im italienischen Humanismus*, Opladen 1955 (Schriften und Vorträge des Petrarca Institutes Köln 6) „Das Vertrauen in die gesellschaftsbildende Kraft der Literatur ist unser aller Sache“. So HESS (S. 13) in der Tat stellvertretend. Das neuartige Werk, das seinen Einklang mit einem neuen Publikum sucht oder dieses partiell erst schafft, ist früh gesehen worden. (Vgl. F. SCHALK, S. 21 oder E. AUERBACH, *Mimesis*, Kap. 12) Dies gilt auch für die Dialektik von Produktion und Rezeption. „Das Schriftwerk zeugt nicht nur vom Willen dessen, der es schuf, sondern nicht weniger von der Gesinnung derer, für die es geschaffen wurde.“ (KRAUSS S. 321). Zu erinnern wäre auch an die einflußreichen Arbeiten von B. GROETHUYSEN zur Aufklärung.
- 108 Vgl. z.B. die Antwort des Philologen L. SPITZER an G. POULET: „A propos de la vie de Marianne (Lettre à M. GOERGES POULET)“, in ders., *Romanische Literaturstudien*, a.a.O., S. 248 ff.
- 109 Jetzt zugänglich gemacht von F. SCHALK (Hg.). ULRICH LEO, *Humanistische Aufsätze aus drei Jahrzehnten*, Köln, Graz 1966.
- 110 Teilweise neu ediert von M. KRUSE. *Metamorphosen der Träume. Fünf Beispiele zu einer Literaturgeschichte als Themengeschichte*, Frankfurt 1971.
- 111 *Exempla romanischer Wortgeschichte*, Frankfurt 1966
- 112 Vgl. die Einleitung von E. KÖHLER zu H. FRIEDRICH, *Romanische Literaturen*, a.a.O., S. VIII.
- 113 Vgl. E. KÖHLER, ebda. S. IX; W. PABST, *Das moderne französische Drama. Interpretationen*, Berlin 1971, S. 15; R. WARNING, *Rezeptionsästhetik*, S. 39.
- 114 *Romanische Literaturen I*, a.a.O. S. 22.
- 115 P. SZONDI, *HÖLDERLIN-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis*, Frankfurt 1970 (SV 379) S. 13.
- 116 Ich verweise nur auf den Vollblut-Philologen SPITZER, der als „Chamäleon“ — in dieser Anverwandlungsfähigkeit sieht er eine Grundgemeinschaft des Philologen — schon 1949 den Aufsatz schreibt: „Amerikanische Werbung — Verstanden als populäre Kunst“, wiederabgedruckt in ders., *Eine Methode, Literatur zu erklären*, München 1966, (Literatur als Kunst) S. 79 ff.

Diskussion

Diskussionsteilnehmer: GELDSETZER, JÜTTNER, KÖNIG, MERCIER, NIES, SCHRADER, STROSETZKI, WINDFUHR

In der Diskussion über den Vortrag von JÜTTNER wurde zunächst die Frage aufgeworfen, ob der Referent in seinem wissenschaftsgeschichtlichen Aufriß den Einfluß geisteswissenschaftlicher Strömungen, etwa den DILTHEYs, auf die Philologien des 19. und 20. Jahrhunderts nicht etwas überschätzt habe. Das große „Loch“, in das JAUSS seit 1967 mit seiner Hinwendung zum Leser stoßen konnte, sei doch nicht zuletzt dadurch entstanden, daß z.B. die ältere Romanistik sich zwar unbestritten auf hohem Niveau bewegt, daß sie die damalige Philosophie aber kaum zur Kenntnis genommen habe. Dazu stellte der Referent fest, daß bei Germanisten und Romanisten äußerst heterogene DILTHEY-Rezeptionen anzutreffen seien; einige Romanisten — u.a. SCHALK und WERNER KRAUSS — hätten den Kategorien der *Praxis* und der *Erfahrung*, die bei DILTHEY eine wichtige, wenngleich oft übersehene Rolle spielten,

schon geraume Zeit vor JAUSS Beachtung geschenkt. — In einem weiteren Diskussionsbeitrag wurde auf die unterschiedliche Akzentuierung des Wissenschaftsverständnisses von ANTON (der Literaturwissenschaftler „deutet“) und von JÜTNER (der Literaturwissenschaftler „liest“) hingewiesen. Der Referent verdeutlichte, daß er die wissenschaftliche Analyse der Lektüre als Antwort und Alternative zu der gegenwärtig immer stärker anwachsenden „Theorieschwemme“ in der Literaturwissenschaft verstanden wissen wolle. Im weiteren Verlauf der Diskussion wurde ihm daraufhin der Vorwurf gemacht, auch er habe seinen Vortrag ausschließlich theoretischen Grundsatzfragen, nicht aber konkreten Problemen der Rezeptionsforschung gewidmet. Der Referent hielt dem entgegen, daß er auf eine Reihe solcher Fragen in anderen Arbeiten bereits eingegangen sei; in seinem Vortrag sei es ihm vordringlich um die Analyse des historischen Prozesses gegangen, der die Determinanten für einen weithin begrüßten „Paradigmawechsel“ der Literaturwissenschaft geschaffen habe.

Protokoll: REHBEIN, REICHEL.

SIEMENS

Gibt es an unseren Hochschulen bald die 60-Stunden-Woche?



Das Wissensangebot wird immer größer. Auf manchen Gebieten verdoppelt es sich schon innerhalb von 7 bis 10 Jahren. Die Frage heißt daher: mehr Zeit aufwenden oder andere Lehr- und Lernmethoden einführen?

Wenn Sie Wissen aktuell vermitteln wollen, sind audiovisuelle Medien eine ausgezeichnete Ergänzung des Direktunterrichts. In kürzerer Zeit als bisher kann mehr Wissen konzentriert, lebendig und anschaulich gelehrt werden.

Audio-Vision, das wichtige Hilfsmittel für den Pädagogen, entlastet Sie von Routinearbeiten, ergänzt

und vertieft Ihren Unterricht. Siemens hat für Sie ein komplettes Gerätespektrum. Für Aufnahme und Wiedergabe; für Schwarzweiß und Farbe: **Unterrichtsstudios zur Herstellung von Video-Lehrprogrammen.**

Fernseh-Verteileranlagen für Unterrichtsgebäude. Aufnahme- und Wiedergabegeräte für Unterrichtsräume.

Wenn Sie zu diesem »brennenden Thema« Fragen haben, wenden Sie sich bitte an die nächste Siemens-Geschäftsstelle oder an Siemens Aktiengesellschaft, 4000 Düsseldorf, Postfach 1115.

Audio-Vision im Unterricht von Siemens

E 6412/7502a

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

ÖFFENTLICHE VORTEILE



Warum der öffentliche Dienst am besten zur öffentlichen Bausparkasse geht.

Die LBS ist die größte öffentliche Bausparkasse. Sie ist für alle da und bietet entscheidende Kundenvorteile. Daher betreut sie wesentlich mehr Bausparer in Nordrhein-Westfalen als jede andere Bausparkasse. Ihre Leistungsfähigkeit und die Kundendichte ermöglichen den optimalen Service:

- 257 LBS-Beratungs- und alle Sparkassenstellen betreuen Sie überall in Ihrer Nähe.
- Die Darlehen der LBS werden auch von den Sparkassen, also in Ihrer Nähe, bewilligt und ausbezahlt. Dadurch sparen Sie Zeit und Geld.
- Ein Telex-Sofortauskunftssystem verbindet Sie in der Beratungsstelle direkt mit der kontoführenden Zentrale.
- Den zentralen Großcomputer können Sie kostenlos auch für die Ermittlung Ihrer Steuer- und Prämienvorteile und für die Erstellung eines individuellen Finanzierungsplanes in Anspruch nehmen.
- Die Wahlmöglichkeit zwischen zwei Tarifen: 4,5 oder 5% für das Baugeld und 2,5 oder 3% für das Spargeld ist günstig für jeden. Ihre Einzahlungen leisten Sie nach freier Wahl.
- Mit der Inanspruchnahme des LBS-Bauspardarlehens ist eine günstige Risikoversicherung verbunden.

Nutzen Sie das „Marken-Angebot“ der LBS, der öffentlichen Bausparkasse, die für alle da ist.

----- LBS-Service-Check für den Öffentlichen Dienst ----- ✂
Wir bieten Ihnen umfassendes Informationsmaterial: Die mehrteilige

Bauspar-Bibliothek

gibt es nur bei uns. In unseren Beratungsstellen oder auf Anforderung mit diesem Service-Check.

Gewünschter Band zum Thema: _____

(z. B.: Finanzierung, Hausbau, Grundstückskauf, Eigentumswohnung, Hausmodernisierung, Steuer- und Prämienvorteile)

Name/Adresse: _____

Bausparer bei der LBS? ja nein

Bitte senden Sie den Service-Check aufgeklebt auf eine Postkarte oder im Briefumschlag an: LBS - (Info. OD) - Himmelreichallee 40, 4400 Münster.

LBS

Landes[Ⓜ]
Bausparkasse

Ⓜ Bausparkasse der Sparkassen

Widersprüche des Humanismus – Antike und Christentum

MARIE-MADELEINE PAYEN DE LA GARANDERIE

Das Wort *Humanismus* umfaßt heutzutage so vielfältige und unscharfe Verwendungsmöglichkeiten, daß es jeglichen Wert als begriffliches Instrument verloren hat. Man ist daher versucht, seinem Ursprung nachzugehen, d.h. der Geisteshaltung, welche die Renaissancegelehrten kennzeichnete. Diese Haltung mag mit Hilfe solcher Termini wie *humanitas* (sowohl im Sinne eines „menschlichen Werts“ als in dem einer „Kultur“) sowie *studia humanitatis* bzw. *bonae literae* umrissen werden, Termini, die jene Kultur näher bezeichnen. Doch verlagert sich die Schwierigkeit damit nur, da der so umschriebene Begriff des Humanismus Widersprüche impliziert, welche die Entwicklung der abendländischen Kultur belasteten und deren Krisen zum großen Teil erklären können.

Den Humanismus des 16. Jahrhunderts kennen wir eher aus polemischer denn aus objektiver Perspektive. Bekanntlich spöttelten die Humanisten über das „sophistische Theologenvolk der Sorbonne“, während – was weniger bekannt ist – letztere sich ihrerseits über die Humanisten lustig machten, die sie als nicht ernstzunehmende „kleine Literaten“ ansahen, weil diesen die damals als Basis jeden Forschens geltende philosophische, d.h. scholastische Bildung fehlte. Zwei Lager von Intellektuellen standen einander gegenüber: die traditionsgebundene Universität – konsolidiert durch ihre bewährten Methoden und durch den Respekt, den man ihr als jahrhundertealter Institution zollte –, und jene Neuankömmlinge, die Anspruch auf die gesamte antike Kultur erhoben und die zehn dazwischenliegenden Jahrhunderte ignorierten. Da wir im allgemeinen die Lektüre eines ERASMUS und eines RABELAIS derjenigen eines HOCHSTRAT oder BÉDA vorziehen, haben wir sicherlich ein relativ günstiges Vorurteil vom Humanismus. – Kurz: das Wort *Humanismus* ist anfangs gegen die Universität gerichtet, und nur die ausgedehnte spätere Universitätstradition hat uns gelehrt, es in einem lobend auszeichnenden Sinn zu verstehen.

Die traditionsgeprägte Universität vermittelte eine streng logische Bildung, lehrte eine unbezweifelbare Verfahrensweise und gewährleistete durch die kirchliche Autorität die Übereinstimmung der Lehrmeinungen mit dem rechten Glauben. Der Studienkanon stellte ein abgeschlossenes System christlicher Prägung dar, denn die in ihm enthaltenen profanen Elemente waren längst assimiliert und durch die Kirche verbürgt. Der Humanismus indessen strebte eine freie, offene Bildung an, die sich auf die Lektüre und Analyse von Texten gründete. (Die

Philologie wurde also zur Grundwissenschaft.) Das Textkorpus stellte eine halb profane, halb religiöse Mischung aus dem Erbe der griechisch-lateinischen Antike sowie des jüdisch-christlichen Gottesvolkes dar.

Dieser Mischcharakter des Humanismus steht am Ursprung der Gegensätze, die wir oben angesprochen haben. Die einheitliche Botschaft fehlte ebenso wie die geistige Einheit. Freilich übertönten der Enthusiasmus und der Eifer, welche den Renaissancegelehrten kennzeichneten, diesen Konflikt meistens. Jedoch ändert dies nichts an der Tatsache, daß in gewissem Sinne die Kultur der Renaissance auf kürzere oder längere Sicht eine explosive Mischung darstellte.

Es mag verwundern, daß die Theologen (die damaligen „Reaktionäre“), die den höchsten Rang in der sozio-intellektuellen Skala einnahmen, nicht gegen dieses Problem angingen. Sie beschränkten sich darauf, Frontstellung gegen die Einmischung der Humanisten in theologische Dinge zu beziehen, um die Rechtgläubigkeit zum einen, ihre Privilegien zum andern zu verteidigen. Besessen von der möglichen Gefahr eines zweiten LUTHER, entbehrten sie des nötigen Scharfblicks.

Gleichzeitig spürte man im Lager der Humanisten die der neuen Kultur innewohnenden Widersprüche, schätzte sie richtig ein und versuchte gar, sie zu überwinden. Bei diesem Bemühen bot sich ein Modell als Vorbild an: das der Kirchenväter. Tatsächlich erfuhren die Humanisten einen Konflikt, der geradezu das Spiegelbild der Situation war, in der sich die griechischen und lateinischen Kirchenväter befunden hatten. Schöpften jene zugleich aus der Bibel und der heidnischen Antike, die sie in ihrer Authentizität und folglich in ihrer Andersartigkeit rehabilitiert hatten, so lebten diese als Christen inmitten einer heidnischen Kultur. Hieraus leitet sich auch die hervorragende Bedeutung der patristischen Schriften für die Renaissance ab: Die Kirchenväter stellen nicht nur einen bedeutenden Anteil der humanistischen Kultur, sie spiegeln vor allem die Unruhe des humanistischen Bewußtseins wider und weisen auf Lösungsmöglichkeiten hin (*Admonitio ad iuniores* des hl. BASILIUS, *Epistula ad Magnum* des hl. HIERONYMUS, *De doctrina christiana* des hl. AUGUSTINUS, usw.).

Das Interesse, welches ERASMUS den Kirchenvätern entgegenbringt, wird durch den umfangreichen Beitrag bezeugt, den er in Form von Editionen und Übersetzungen zur Erneuerung der patristischen Lehre leistet. Der Geist der Kirchenväter leitet sein Denken seit seinem *Enchiridion militis christiani*, mit dem er die profanen Studien als notwendige Vorstufe zu den geistlichen herausstellen will. Später, als ihn im *Convivium religiosum* die Bewunderung vor der Tugend der Heiden ergreift, will er „fast ein: ‚Heiliger SOKRATES!‘ ausrufen“. Doch um 1528 bedeutet ihm die Tendenz in Italiens intellektuellen Kreisen zum Heidentum Anlaß zu fieberhafter Unruhe; er erblickt in der Form, mit der man dort CICERO bewundert, die gefährlichste Häresie seiner Zeit. Von nun an wacht er ängstlich an der Front gegen die Heiden. „Der Christ darf sich nicht unterwerfen lassen“, schreibt er. „Den Alten darf nichts entlehnt werden, ohne es umzubilden; die Schriften müssen den Geist CHRISTI atmen und ertönen lassen!“

Noch überraschender ist das Beispiel GUILLAUME BUDÉs, denn bei ihm wird gerade die Frage der Beziehung zwischen Weltlichem und Geistlichem innerhalb einer Kultur zum Gegenstand der unablässigen philosophischen Reflexion. Den Kerngedanken drückt er bereits 1515 im Epilog zu seiner Schrift *De asse* aus, in der ihm eigenen, ungewöhnlichen Sprache — BUDÉ bedient sich nämlich der Dialektik der Gegensätze. Die weltlichen Schriften, meint er einerseits, seien von großem Wert, und man könne sie, den Andersdenkenden zum Trotz, keinesfalls entbehren. Zum anderen gälten die profanen Texte nichts im Angesicht der Bibel, die Gottes Wort sei. Erwiesen sie sich unter dem ersten Aspekt als in einem bewundernswerten Maße menschlich, so seien sie unter dem zweiten jedoch nur allzu menschlich. Für die *studia humanitatis* müsse daher ein Status der weltlichen Schriften bestimmt werden, der dieser verti-

kalen Rangfolge Rechnung trage. 1532 führt BUDÉ in seiner Schrift *De studio literarum recte et commode instituendo* seine Gedanken zu diesem Thema genauer aus; und auch in seinem *De transitu Hellenismi ad Christianismum* von 1535 leugnet er sie nicht — zu einem Zeitpunkt, da sich die Humanisten, angesichts einer ständig wachsenden Häresie, wie sie sich schließlich in der tragischen „Affaire des Placards“ (Anschlag antipäpstlicher Pamphlete an der Schlafzimmertür des Königs FRANZ I. zu Amboise am 18. Oktober 1534) manifestiert, besorgt die Frage nach ihrer Verantwortlichkeit stellen. Es ist die gleiche Zeit, in der CALVIN mit dem Humanismus bricht. BUDÉ versucht hingegen, ihn zu retten, ihn umzugestalten und auf Gott auszurichten. Die Bedingung dieser Umgestaltung ist die Konversion (*transitus*) des einzelnen Christen, eine geheime Alchimie, die aus dem „alten Menschen“ den „neuen“ bildet und die „tönernen Krüge zu solchen aus Gold und Silber“ umwandelt, „würdig des Hauses unseres Herrn“.

Keine Alchimie ist vollkommen... Aber vor allem in den nachfolgenden Jahrhunderten mußte die vertikale Dimension aus dem Blickfeld verlorengehen, so daß die humanistische Kultur zu einer Kultur des Kompromisses wurde, in der die widerstreitenden Keime sich gegenseitig zersetzten und erstickten. Das Heidentum setzt innerhalb des Christentums die Vielfalt der Meinungen durch, aus der MONTAIGNE und manch anderer nach ihm ihren Skeptizismus schöpfen; es ruft den Christen auf, Freude und Ruhm zu suchen, und flößt ihm die Liebe zum Irdischen ein. Hingegen nimmt das Christentum dem Heiden die Freiheit und Unbeschwertheit seines Heidentums („Ich bin ein Sklave meiner Taufe“, wird ARTHUR RIMBAUD schreiben); eine bestimmte Form irdischen Glücks geht verloren. Auf halbem Weg, weder Heide noch Christ, aber selbstzufrieden, ichbezogen und feinfühlig, begegnet man dem *honnête homme*, jenem vom Glauben nur angehauchten Skeptiker, unserem „Ebenbild und Bruder“ (BAUDELAIRE), dem humanistischen Bürger.

Übersetzung aus dem Französischen: RAINER STILLERS

Wir danken

*allen Unternehmen, die unsere Bestrebungen zur Förderung der
Universität Düsseldorf durch Anzeigenaufträge unterstützt haben.
Unsere verehrten Leser bitten wir, die Anzeigen zu beachten. Das
Inserentenverzeichnis finden Sie am Schluß des Buches.*

Waschrohstoffe, Emulgatoren
Rohstoffe zur Herstellung
pulverförmiger, flüssiger, pasten-
förmiger Wasch- und Reinigungs-
mittel sowie von Emulsionen
jeder Art

**Glykole, Polyglykole,
Glykolderivate**
Rohstoffe für Gefrierschutz-
mittel, Feuchthaltemittel,
Hautcremes, Salben

Organische Erzeugnisse
Chlorierte Kohlenwasserstoffe,
organische Säuren und deren
Salze, Aminoalkohole und andere
organische Erzeugnisse, an-
organische Erzeugnisse,
technische Gase, Armeisen-,
Essigsäure

Kunststoffe
VESTOLIT® Polyvinylchlorid,
VESTOLEN® A*
hochdichtes Polyäthylen,
VESTOLEN® P* Polypropylen,
VESTYRON® Polystyrol,
VESTYRON® TSG Polystyrol für
den thermoplastischen Schaum-
spritzguß, VESTYPOR expandier-
bares Polystyrol, VESTAMID®
Polyamid 12, VESTOPAL®
ungesättigtes Polyesterharz
**Weichmacher für die
Kunststoffverarbeitung**

Lackrohstoffe, Dispersionen
Lösemittel, Ester, Glykol-
äther, Kunstharze, Dispersionen
für Anstrichfarben, Teppich-
Textil- und Papierbeschichtung
und -ausrüstung

Synthese-Kautschuk
BUNA® hüls** Styrol-Butadien-
Kautschuk, BUNA® AP* Äthylen-
Propylen-Kautschuk,
BUNA® CB** Cis-Polybutadien-
Kautschuk

*Produkte der VESTOLEN GMBH
**Produkte der BUNAWERKE HÜLS GMBH

Für die Zukunft gerüstet

Für die Arbeit von morgen sind 3 Partner entscheidend: Sie – wir – der Kunde. Das ist ein Partnerkreis, der verantwortliches Denken und Handeln voraussetzt. Die konsequente Durchführung dieses Partnerschaftsgedankens sichert allen Beteiligten den Erfolg für morgen. Auf der Basis von heute: mit über 1000 Verkaufsprodukten, 15000 Mitarbeitern, 2,7 Mrd. DM Jahresumsatz und einer weltweiten Vertriebsorganisation. hüls ist für die Zukunft gerüstet!

hüls CHEMISCHE WERKE HÜLS AG
D-4370 Marl

Gutes Geld gut anlegen.



Er überlegt... auch bei der Art seiner Geldanlage. Und er weiß, daß es nicht einfach ist, aus den vielen Anlagemöglichkeiten eine sichere und

gewinnbringende herauszufinden. Da muß man sich schon auskennen. Unsere Anlageberater kennen sich aus. Nutzen Sie unser Wissen und unsere Verbindungen, wenn es um Ihre Geldanlage geht.

wenn's um Geld geht



KREISSPARKASSE
DÜSSELDORF

Mitten
im Herzen der Altstadt
(und im modischen Herzen
der Düsseldorfer)



ERST MÜHLENSTIEBEN

Antrittsvorlesung

ERNST MÜHLENSIEPEN

*Das große Weinhandelshaus
mit über 90 Jahren Erfahrung.
In eigener Kellerei und Weingut
an Mosel und Rhein
ist die Kennerschaft
im Umgang mit Wein
verpflichtende Tradition.
Unsere Mitarbeiter in über 150 Filialen
bekennen sich zu ihr
durch fachmännische Empfehlungen.*

Ernst Mühlensiepen G.m.b.H. u. Co. Kommanditgesellschaft
Hauptverwaltung Düsseldorf
Bonner Straße 177 · Telefon 79 22 81

Zum Problem des Wiener Antisemitismus im ausgehenden 19. Jahrhundert. Die Krise des „Koalitionsministeriums“ im Jahre 1895

CHRISTOPH WEBER

Antrittsvorlesung am 2. Dezember 1975 *

I.

„Eine Frage drängt sich längst auf die Lippen und wir möchten die milde Stimmung des Festes benützen, um sie ohne Vorwurf und Bitterkeit auszusprechen. Wir fragen: Wann wird der Führer des deutschen Volkes in Österreich auferstehen?“ – Diesen Satz lasen in der Donaumonarchie am Morgen des Ostersonntages, 14. April 1895, wahrscheinlich die meisten Angehörigen der, wie man sich ausdrückte, gebildeten Klassen; denn es war der Anfang des Leitartikels der betreffenden Nummer der „Neuen Freien Presse“, des Leib- und Magenblattes aller deutschsprachigen liberalen Bürger Österreich-Ungarns. Diese Zeitung behauptete nicht nur eine Monopolstellung in allen kulturellen, literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Epoche – der Zeit zwischen 1866 und 1918 –, sondern war auch politisch das mit Abstand einflußreichste Organ in der Monarchie und machte fast im selben Ausmaße Politik, als sie diese widerspiegelte. Über ihren kulturellen Einfluß hat STEFAN ZWEIG in seinen Erinnerungen gesprochen, und das enorme Prestigekapital, das sie besaß, hervorgehoben. Wer war der Autor dieses Leitartikels, und worauf wollte er mit seinem Ruf nach einem Führer hinaus? HEINRICH BENEDIKT war ein Wiener Jude der Generation, die das Erlebnis der Emanzipation schon hinter sich hatte und die sich mit dem mehr oder weniger, aber prinzipiell doch immer liberal regierten Staat vorbehaltlos indentifizierte. Die Zeit der großen innenpolitischen Kämpfe schien beinahe schon vorüber zu sein, und das Blatt als Exponent des deutschen und jüdischen Liberalismus hatte allerdings heftige Kämpfe ausgefochten, z.B. 1870/71 gegen das Ministerium des Grafen HOHENWART, der mit Hilfe des schwäbischen Staatsrechtlers und Soziologen ALBERT SCHÄFFLE versucht hatte, die ewige Nationalitätenfrage im Sinne echter, substanzieller Zugeständnisse an die Tschechen zu lösen, und zwar durch die Einführung eines alle einzelnen Länder umfassenden Föderalismus. Damals hatte die „Neue Freie Presse“ im Konzert mit allen anderen deutschen, jüdischen und liberalen Kräften eine starke Propagandakampagne gegen HOHENWART inszeniert, der dann binnen kurzem auf den Druck von Straßendemonstrationen hin zurückgetreten war. Die

* Der Text ist hier um einen Abschnitt erweitert.

Reminiszenz an diese Dinge, die nun schon 25 Jahre zurücklag, ist nicht überflüssig; denn diese Wunde war nie verheilt: seitdem war die Kluft zwischen Deutschen und Tschechen, zwischen Liberalen und Konservativen, aber auch die zwischen Juden und Antisemiten nie mehr geschlossen worden. Die eben genannten Gegensatzpaare waren 1895 im Grunde ebenso virulent wie 1870 und werden uns in verschiedenem Ausmaße hier beschäftigen. HEINRICH BENEDIKT und sein Blatt vertraten nun eine Richtung, die, wie erwähnt, dem Denken der übergroßen Mehrzahl der Akademiker, Beamten, Künstler, Freiberuflichen usw. entgegenkam: er hielt streng an einem deutschen Zentralismus fest, oder wie man sich jetzt vorsichtiger auszudrücken pflegte, an der „historischen Stellung des Deutschtums in Österreich“, am liberalen Rechtsstaat, was sich in erster Linie als Forderung nach einer völlig interventionsfreien Wirtschaftsverfassung niederschlug, und an der völligen Assimilierung der Juden in das Deutschtum, wie sie in der 100%igen Identität von deutsch-liberaler und jüdisch-liberaler Geisteskultur in seinem Blatt schon paradigmatisch vorgeführt wurde.

Worauf zielte aber der Ruf nach einem Führer an diesem Ostermorgen? BENEDIKT fuhr fort: „Wir fragen mit der Pflicht, stets der treue Ausdruck öffentlicher Bedürfnisse und Strömungen zu sein, mit dem Rechte, welches alte Waffengemeinschaft und persönliche Verehrung verleihen: Ist das Finanzportefeuille ein politischer Sargdeckel, der Herrn VON PLENER hindert, das deutsche Bürgertum zu leiten und zu schützen?“ Und nun folgte eine bewegte Klage, ja unter dem Mantel vornehm-kritischer Analyse ein unbarmherziges Requisitorium zu der Frage, warum der Einfluß der deutschen Liberalen in der letzten Zeit so erschreckend abgesunken sei, während doch ihr Chef, ERNST VON PLENER, der eigentliche Regierungschef neben der mehr dekorativen Figur des Ministerpräsidenten Fürsten WINDISCHGRAETZ war. Zwei Vorgänge waren es, die HEINRICH BENEDIKT zu seinem Alarmruf veranlaßt hatten, und daß es nur zwei waren und das dritte Element fehlte, wird sich noch als bezeichnend herausstellen. Die ersten beiden großen Streitfragen des Jahres 1895 waren: der Sieg der Antisemiten in Wien und der Kampf um die slowenischen Parallelklassen am Gymnasium der südsteirischen Stadt Cilli. Das dritte, von BENEDIKT nicht einmal angedeutete Problem war hingegen die Auseinandersetzung um die Erweiterung des Wahlrechtes in Richtung auf eine erstmalige Vertretung der Arbeiterklasse im Reichsrat. In meinen folgenden Ausführungen werde ich an Hand dieser drei Konfliktpunkte die politischen Kämpfe nachzeichnen, die 1895 zum Sturz der ersten voll parlamentarischen Regierung Österreichs führten. Die Regierung, die ERNST VON PLENER als Führer der „Vereinigten Deutschen Linken“ de facto leitete, bestand erst seit eineinhalb Jahren. An der Spitze stand Fürst ALFRED WINDISCHGRAETZ, ein insignifikanter Kavalier, der bloß als Verbindungsstück zu dem schwierigsten Koalitionspartner, dem Konservativen Klub des Grafen HOHENWART, diente. Das Verhältnis der „Vereinigten Deutschen Linken“ zu einer irgendwie linken Politik war allerdings das eines reifen Mannes zu sehr lange zurückliegenden jugendlichen Eskapaden: vor 40 Jahren hatten die Vorläufer dieser großbürgerlichen Partei einmal auf der linken Seite des 1848er Parlamentes gesessen, und seitdem mit Obstination an dieser Bezeichnung wie an einem Markenetikett festgehalten. Tatsächlich war es die Partei der Industrie- und Handelsinteressen, und mehr als viele Analysen der Programme sagt die Tatsache aus, daß die führenden Mitglieder, so auch PLENER, als Delegierte der Handelskammern in den Wiener Reichsrat einzogen, denen eine der vier Kurien dieses Parlamentes zustand. In seinen dreibändigen Erinnerungen – den einzigen großen Memoiren eines Parlamentariers dieser Ära – schildert PLENER, wie er Reichsratsabgeordneter wurde: er bereiste die Städte des Handelskammerbezirkes Eger und stellte sich den dortigen Fabrikanten vor, die ihn dann, insbesondere da er der Sohn eines Finanzministers war, erwartungsgemäß nominierten. Viel Hohn mußte er dafür einstecken, und die radikalen Jungtschechen fragten ihn, wieviele Wähler ihn denn gewählt hätten. Es waren etwa 30. PLENER war als junger Mann Attaché bei der österreichischen

Botschaft in London gewesen und hatte dort GLADSTONE im Parlament erlebt. Sein Ideal war ein liberal geführter Parlamentarismus, so wie in London, und das wilde Treiben, das sich vom böhmischen und kroatischen Landtag ausgehend, auch auf den Reichsrat auszudehnen drohte, widerte ihn an. Ein durch und durch trockener, in Finanz- und Wirtschaftsproblemen vollständig aufgehender, jedem Nationalismus, auch dem deutschen, vollständig abgeneigter Charakter, war er der klassische Vertreter eines sehr vernünftigen, sehr praktischen, allerdings auch sehr egozentrischen Liberalismus, der den immer mehr ansteigenden Wogen nationalistischer Leidenschaften nichts entgegenzusetzen hatte als völlig richtige, aber ganz wirkungslose Ermahnungen zur Mäßigkeit. Sein Antipode war Ministerpräsident Graf TAAFFE gewesen, vom dem das Wort stammte, er sehe seine Aufgabe darin, alle Völker der Monarchie in einer wohltemperierten Unzufriedenheit zu halten, und der von 1878 bis 1893 das kaum Glaubliche geleistet hatte, gegen die Opposition der „Vereinigten Deutschen Linken“ an der Regierung zu bleiben, welche seine Versuche, mit den slawischen Nationalitäten zu einem Ausgleich zu kommen, als den Anfang des Untergangs betrachtete. TAAFFE hatte sich auf die drei großen Fraktionen der Alttschechen, der Polen und der deutschen Konservativen gestützt, doch war er kein eigentlich parlamentarischer Regierungschef gewesen, da seine Stärke letztlich im persönlichen Vertrauen des Kaisers gelegen hatte. Nach 1890 war seine Stellung immer schwieriger geworden, und als er 1893 gezwungen war, trotz seiner tschechenfreundlichen Politik in Prag den Ausnahmezustand zu verhängen, und damit im Grunde das Scheitern seiner Politik offenbar wurde, glaubte er, sich nur durch eine Art Husarenritt die schwankende parlamentarische Basis erneuern zu können. Er legte über Nacht, ohne irgendeinem der mit ihm verbündeten Parteiführer etwas zu sagen, einen Gesetzentwurf vor, der das allgemeine Wahlrecht vorsah. Gleichgültig, ob man darin eine Art bonapartistischen Schlag, ein bloßes Ablenkungsmanöver, oder aber, wofür einiges spricht, einen Durchbruch nach vorne zu längst in ihrer Notwendigkeit erkannten Reformen erblickt — die nun eintretende Reaktion fast aller Parteien machte deren politische Verkarstung offenbar. Ein einziger Aufschrei der Entrüstung aller Parteiführer fegte in wenigen Tagen TAAFFE hinweg, und PLENER als Leiter der größten Fraktion wurde ebenso schnell Chef des sog. „Koalitionsministeriums“, der ersten voll parlamentarisch gebildeten Regierung Österreichs (Oktober 1893)¹. Das Gemeinsame der drei Koalitionsparteien, nämlich der „Vereinigten Deutschen Linken“, der deutschen Konservativen und der Polen, welche letztere sich keine Koalition oder sonstige Regierung gegen Zahlung fetter Sonderzuwendungen an Galizien entgehen ließen, war rein negativ: Kein allgemeines Wahlrecht! Aber welches dann? Irgend etwas mußte geschehen, schon um den sich allmählich steigernden sozialistischen Agitationen etwas entgegenzusetzen. Vergegenwärtigen wir uns kurz die Situation: von den vier Kurien des Reichsrates (der Kurie des Großgrundbesitzes, der Kurie der Städte, der Kurie der Landgemeinden und der Kurie der Handelskammern) schieden für den nur mäßig begüterten Wähler die Handelskammer- und die Großgrundbesitzerkurie ohnehin aus, und in den Städten und den Landgemeinden wurde ebenfalls mit unterschiedlichem, z.T. hohem Zensus gewählt. Auf dem Lande wurde generell indirekt gewählt, oft darüber hinaus offen, und dazu nur in den größeren Orten, so daß viele selbst wahlberechtigte Bauern den langen Anmarsch zum entfernten Wahllokal scheuten. Solche Wahlkreise waren für die konservativ-kirchlichen Honoratioren das, was die Großgrundbesitzerkurie für den Hochadel und die Städte und Handelskammern für die reiche Bourgeoisie war. Jede Änderung dieses Systems mußte den, wie man es nannte, „politischen Besitzstand“ der Parteien gefährden, und allein die Tatsache, daß ein solcher Begriff in der damaligen Debatte unangefochten allen Überlegungen zugrunde gelegt wurde, zeigt, wie stark die Wiener Parlamentarier im Grunde noch altständisch dachten. Der Besitzstand einer Partei an Wahlkreisen wurde als ihr unantastbares Recht angesehen, das nicht im Kern durch Wahlen in Frage gestellt werden durfte.

Gegen derart krasse Honoratiorenparteien, wie sie mindestens bis 1890 dominant blieben, hatte sich sehr allmählich die Vorstellung von breiter fundierten, die Teilnahme aller Bürger ermöglichenden Massenparteien gebildet. Das erste Signal für das Auftreten einer neuen Generation von politischen Parteien war das „Linzer Programm“ von 1882², welches man als die ideologische Keimzelle der deutschnationalen Partei, aller antisemitischen Gruppierungen, aber selbst der jüngeren Liberalen und ebenso auch der neuen Generation der österreichischen Sozialisten ansehen muß. Die Hauptstoßrichtung, die alle diese schon bald darauf stark divergierenden Gruppen vereinigte, war gegen die ihrer Position allzu sicheren Liberalen gerichtet. Hier tauchten zum erstenmal Forderungen auf wie die nach einer progressiven Einkommensteuer, nach „Organisation der arbeitenden Klassen durch obligatorische Gewerbevereine und Arbeitergewerksvereine, Wirtschaftskammern für Handel, Gewerbe-, Land- und Forstwirtschaft“, Verstaatlichung der Eisenbahnen und des Versicherungswesens, stärkere Banken- und Börsenaufsicht: alles Forderungen, die von den beherrschenden Liberalen als unakzeptabler Rückfall in das Feudalzeitalter schärfstens abgelehnt wurden. Es bedeutete eine gewiß unheilvolle, ja tragische Wende, daß durch das Ferment des Antisemitismus dieser damals noch unter Mitarbeit von Männern wie VICTOR ADLER und HEINRICH FRIEDJUNG erarbeitete Neuanfang der Parteigruppierungen gespalten wurde. Statt einer breiten Volkspartei gab es außer der getrennt marschierenden Sozialdemokratie im Endeffekt noch die Deutschnationalen und die Christlichsozialen, die sich auf das „Linzer Programm“ beriefen, wobei der Antisemitismus selbst in diesem Programm noch nicht auftauchte, aber bald danach in diese noch unstabilen Gruppierungen einströmte.

Es fehlt leider eine österreichische Parteiengeschichte, welche auch nur in knappen Zügen die starke Fluktuation der oft kurzlebigen antiliberalen Parteien und ihre Spaltungen und Fusionen, sei es auch nur in Daten, exakt wiedergäbe. Im Wien der Jahre 1880 bis 1893 gab es eine Menge solcher Splittergruppen, deren Existenz bislang z.T. nur dem Namen nach bekannt ist. Der gebildete Bürger nahm diese in den Wiener Vorstädten rumorenden politischen Sekten nicht ernst: bis 1890 und darüber hinaus waren die heftigen Polemiker der „Vereinigten Christen“ (dies war der ältere Name der Christlichsozialen, als Herausforderung der „Vereinigten Deutschen Linken“), der Deutschnationalen und Sozialdemokraten untereinander und gegen die etablierten Parteien für die Leser der „Neuen Freien Presse“ einfach ekelhaft, indiskutabel und völlig unseriös.

Wer die heutige Literatur zum Problem des Antisemitismus durchsieht, wird enttäuscht, wenn er eine historisch exakte und gleichzeitig psychologisch nachvollziehbare Analyse der Entstehung des organisierten Antisemitismus erhofft. Von allen Antisemitismen ist der österreichische der historisch wirksamste geworden. Seine ursprünglichen Formen waren dabei sehr verschieden. So schrieb der deutsche Botschafter GRAF EULENBURG im Mai 1895 nach einem erneuten Teilwahlsieg dieser Richtung: „Die Antisemiten, deren es hier schwarze, schwarz-gelbe, schwarz-roth-goldene und auch schwarz-weiße gibt, und die, wenn sie ersterer Farbe angehören, sich christlich-sozial nennen, haben nunmehr die Stadt Wien in den Händen“³. Aus dieser Vielfalt von gärenden Bewegungen, bei denen, worauf OSKAR KARBACH zu Recht aufmerksam machte, der Antisemitismus oft nicht zum unentbehrlichen Kern der Ideologie gehörte und deren Abgrenzung zur Sozialdemokratie auf der einen, zum bürgerlichen Linksliberalismus auf der anderen und zum katholisch-konservativen Lager auf der dritten Seite durchaus fließend war, entstanden am Ende zwei Hauptströmungen: der rassistische Antisemitismus, der sich rasch in der deutschnationalen Partei festsetzte und sie je länger, je mehr beherrschte, und die christlichsoziale Partei, welche einen nicht rassegebundenen, sondern wirtschaftlichen Antisemitismus vertrat und sich seit 1907 bis heute mit dem Sozialismus in der Regierung des österreichischen Staates abwechselte.

Es ist hier nicht der Ort, in eine kritische Auseinandersetzung mit den verschiedenen Interpre-

tationsmustern, die heute meist bei einer Erklärung des Antisemitismus angewandt werden, einzutreten. Wer die konkrete Realität der 80er und 90er Jahre in Wien vor Augen hat, dem fällt es schwer, von hier eine Brücke zu den psychoanalytischen, gruppenpsychologischen, aber selbst den sozio-ökonomischen Antisemitismustheorien zu finden. Es scheint mir gerade im Interesse einer definitiven Überwindung des Antisemitismus und jedes Rassismus ein falscher Weg zu sein, den Antisemiten als Geisteskranken oder Psychopathen hinzustellen (mögen Grenzfälle auch durchaus gegeben sein – z.B. SCHÖNERER selbst mit seiner destruktiven Streitsucht), noch scheint es belegbar, nur die „große Depression“ im wirtschaftlichen Sektor – mit ihren sozialpsychologischen Folgen – als wesentliche Ursache des erneuerten Antisemitismus zu sehen, wie dies ROSENBERG und seine Epigonen tun. Es scheint mir vielmehr unumgänglich, immer wieder auf die politischen Konflikte – deren Zusammenhang mit wirtschaftlichen Problemen selbstverständlich war – einzugehen, bei denen die Antisemiten meinten, im Juden eine greifbare Gruppe ihrer allgemeinen kapitalistisch-liberalen Gegnerschaft attackieren zu können.

Ein Beispiel, wie falsche Psychologisierung des Antisemitismus in die Irre führt, ist der häufig gebrachte Topos vom Bierkeller, in dem sich die Antisemiten getroffen hätten. Dabei wird gerne die Assoziation lärmender Rabauken, die nach etlichen Bieren sich ihrer Ressentiments entledigt hätten, erweckt. Man kann diese Bierhallen durchaus identifizieren und feststellen, was dort wirklich geschah. So schildert RICHARD KRALIK, der wertvolle Notizen zu den wenig erforschten frühen Jahren der christlichsozialen Partei zusammengestellt hat, öfters die Versammlungen, die in den verschiedenen Lokalen der Wiener Vororte Leopoldstadt, Margareten, Landstraße usw. stattfanden. Die eigentliche Atmosphäre dieser antisemitischen Versammlungen war nicht die eines gesteigerten Alkoholkonsums, sondern einer intensiven, allerdings sehr erbitterten, streckenweise verzweifelten Suche nach einer „Überwindung des Kapitalismus“, dessen reale Gestalt in Wien unlösbar mit der konzentrierten Macht des jüdischen Einflusses im Bank-, Eisenbahn-, Börsen- und Pressewesen verbunden war.

Die zündende und wenig rücksichtsvolle Polemik KARL LUEGERs zog hier allmählich die Massen zu sich herüber. Die Massen – das bedeutete eine mehr als zehnjährige Kleinstarbeit an der „Basis“, und diese Basis traf man nicht in erster Linie in Bierschwemmen, als vielmehr in den vielerlei Versammlungen von Handwerker-, Arbeiter- und kirchlichen Vereinen, sowie den Wahlvereinen der antisemitischen Parteien auf Bezirksebene oder anderen politischen Vereinen, wie z.B. dem „politischen Fortschrittsverein Eintracht“. Wenn jemals die Erforschung des Wiener Antisemitismus einen substanziellen Fortschritt machen soll, dann ist dies nur durch eine gründliche Aufarbeitung all' dieser Vereine und Gruppen möglich.

Da wurden populäre Vortragskurse veranstaltet, in denen auch der kleine Mann intensiv mobilisiert werden konnte. So hielt z.B. PRINZ ALOIS LIECHTENSTEIN im August 1894 einen Kursus für Arbeiter ab, in dem er seinen Zuhörern im einzelnen auseinandersetzte, warum in der kapitalistischen Produktionsweise das Verderben der Völker liege. Einer solchen sehr mühsamen und hauptsächlich mündlichen Propaganda hatte die liberale Seite nur ihr Presse-monopol entgegenzusetzen, welches bei den unteren Schichten aber gerade nicht mehr zur Wirksamkeit kam. GRAF EULENBURG meinte in dem zitierten Bericht: „Der Muth der Liberalen ist gewaltig gesunken. Leider steht auch gerade die Sommerfrische bevor. Was vermöchte wohl ein liberales Gemeinderathsmittglied davon abhalten, ins Bad, ins Gebirg oder ans Meer zu reisen? Die Gegner aber haben hierzu kein Geld, sonst wären sie ja nicht in der Opposition, sondern auch liberal. Diese müssen den Sommer über da bleiben und dann wird die Niederlage der städtischen Regierung unausbleiblich.“

Worauf es hier ankommt: nicht eine psychologische Interpretation vermag den entscheidenden Auftrieb des Wiener Antisemitismus zu erklären, noch eine sozio-ökonomische. Wenn die große Depression von 1873 bis 1896 dauerte: warum kam die große Welle des Antisemitismus

in Österreich, wo der „Krach“ von 1873 am schlimmsten zugeschlagen hatte, erst nach 20 Jahren? Wer die Entwicklung des Wiener Antisemitismus im einzelnen studiert, findet keine Parallellität mit den Aufschwungs- und Abschwungsphasen, wie sie ROSENBERG als generell gültiges Erklärungsmuster verwendet. Warum auch erlebte der deutschnationale Antisemitismus erst nach 1896 seinen Durchbruch zur „Massenbasis“? Auch ist zu bemerken, daß bei ROSENBERG verschiedene Argumentationsebenen (psychologische, wirtschaftliche, historisch-theologische) kreuz und quer durcheinanderlaufen – ohne daß ihn gerade das in Anbetracht der unbestreitbaren Komplexität der Vorgänge vorgeworfen werden soll. Nur mit seiner Theorie der Abhängigkeit von Depression und Antisemitismus vermag es nicht übereinzustimmen.

Den entscheidenden Auftrieb erhielt der Antisemitismus in dem Augenblick, als in der Koalition der „Vereinigten Deutschen Linken“ mit den Konservativen alle Gegensätze aufgehoben, oder besser, ausgeklammert wurden und für eine unabsehbare Zukunft alle Alternativen abgeschnitten schienen. Damit erkläre ich selbstverständlich nicht das Auftreten oder das Wesen des Wiener Antisemitismus, wohl aber seine überraschenden Erfolge in den Jahren nach 1893. Sie erfolgten in einer Situation, die man als Panik vor der großen Koalition bezeichnen kann.

II.

Bedeutete der christlichsoziale Wahlsieg in den Gemeinderatswahlen vom April 1895 auch noch nicht die Übernahme des Oberbürgermeisterpostens – noch hielten die Liberalen die 1. Wählerklasse und eine schwache Mehrheit der zweiten –, so galt doch jetzt der Schreckruf: „LUEGER ante portas.“ Die liberale Regierung bzw. ihre Minister hatten aber nach der Meinung der „Neue Freie Presse“ zu wenig getan, um den Antisemitismus zu bekämpfen. Denn ein Großteil der Wähler der 2. und 3. Klasse waren kleine städtische Beamte und Lehrer sowie andere von der liberalen Stadt- und Staatsregierung Abhängige: daß auf diese Leute, denen die Christlichsozialen eine wesentliche Verbesserung ihrer Lage versprochen hatten, seitens der Obrigkeit nicht genügend Druck ausgeübt wurde, vermerkte die jüdische Seite jetzt bitter. Gerade in Wien und den angrenzenden Landschaften, besonders Mähren, war über Jahrzehnte hinweg das Judentum der sicherste Verbündete des Deutschtums gewesen. SIEGMUND MAYER schreibt in seiner Geschichte des Wiener Judentums dazu: „Die Juden in den Sudetländern haben seit mehr als einem halben Jahrhundert vom ersten Momente des politischen Kampfes zwischen Deutschen und Tschechen die treuesten, festesten und opferfähigsten Genossen der Deutschen gebildet. Auch der kleinste Jude im letzten Dorfe war immer ein Kämpfer für den deutschen Kandidaten, trotzdem er oft genug seine ganze Existenz, welche von der tschechischen Umgebung abhing, auf's Spiel setzte.“ Aber in liberalen Kreisen begann man nun zu zögern, sich als bedingungslos philosemitisch zu zeigen. Zu sehr war der Impuls des aufgeklärten, kosmopolitischen Liberalismus unter dem Sperrfeuer der neu entfachten Nationalismen in die Defensive gedrängt worden. Die „Vereinigte Deutsche Linke“ mußte auch aus einem anderen Grunde versuchen, das ihr immer mehr entgleitende Kleinbürgertum nicht ganz zu verlieren: seit TAAFFEs Sturz schleppte man sich ja notgedrungen mit einer Wahlrechtsreform herum.

Wahlreform – das hieß auf jeden Fall einen Versuch der Quadratur des Zirkels. Auf der einen Seite standen die Erben des Linzer Programms von 1882, die alle ohne Einschränkung das allgemeine gleiche Wahlrecht forderten, auf der anderen Seite die Regierungsparteien und die ältere Opposition, deren Sorge es war, nicht in einer solchen Reform unterzugehen. Man hatte sich ja schon im Schoße der Koalition darauf geeinigt, als Grundsatz allen Projekten die Maxime voranzustellen, daß die bestehenden politischen Besitzverhältnisse nicht angetastet werden sollten. Die Regierung entwarf nun ein Modell, nach dem die vier bestehenden Kurien

gänzlich unberührt bleiben sollten und für die Arbeiter eine fünfte Kurie mit 43 Sitzen zu den bisherigen 345 Sitzen hinzutreten solle. Wahlberechtigt sollten dazu die Mitglieder der Arbeiterkrankenkassen werden. Es ist hier nicht der Platz, auf alle Details der ausgetüftelten Vorlage PLENERs einzugehen; es genügt zu sagen, daß er mit seinen vielerlei Einschränkungen und teilweise indirekten Wahlverfahren Zeugnis von seiner Ängstlichkeit und defensiven Grundhaltung ablegte. Häufige Demonstrationen der Arbeiter auf der Ringstraße, die von der Polizei immer erst dann, wenn sie sich der Hofburg näherten, abgedrängt werden konnten, machten PLENER dabei noch die meiste Sorge. Der Kaiser war in puncto Demonstrationen sehr empfindlich und machte die Minister persönlich dafür verantwortlich, daß solche möglichst selten stattfanden. Auf der anderen Seite meinte der hochkonservative Ackerbauminister GRAF FALCKENHAYN, der für die liberalen Kabinettsmitglieder der schwierigste Gesprächspartner war, man solle den Arbeitern statt des Wahlrechtes den 8-Stunden-Tag geben, dann wäre schon bald wieder Ruhe im Land. Aber dagegen protestierten die Liberalen heftig, weil der 8-Stunden-Tag ihren Interessen noch mehr widersprach.

Im März 1894 veröffentlichten die Konservativen dann einen eigenen Gesetzentwurf, welcher das ganze parlamentarische System Österreichs von Grund auf geändert hätte. Die Zahl der Abgeordneten sollte die gleiche bleiben, aber drei prinzipielle Änderungen Platz greifen: erstens sollten die vier Kurien durch eine neue erweitert werden, die von den Gewerbekammern zu delegieren war, zweitens sollten die Abgeordneten der Städte und der Landgemeinden statt wie bisher durch einen hohen Zensus nunmehr ziemlich gleich und allgemein gewählt werden, und drittens sollte ein großer Teil der Mandate statt wie bisher direkt, nunmehr durch die Landtage delegiert werden. Diese auf den ersten Blick etwas widersprüchlichen Pläne des Grafen HOHENWART wurden von den Liberalen schnell durchschaut: die Verabschiedung dieses Entwurfes wäre quasi ihre Vernichtung gewesen. In allen Einzelheiten hätte das besitzende Bürgertum seine Privilegien verloren: z.B. lag in der Einrichtung der Gewerbekammern eine Bevorzugung der, wie PLENER es nannte, „reaktionären Kleingewerbetreibenden“, in der Erweiterung des Wahlrechtes in den Städten hingegen „ein Anschlag gegen die in der Linken vertretenen Interessen, wie er nicht feindseliger gedacht werden konnte“, denn die meisten liberalen Abgeordneten kamen ja aus den Städten mit ihren hohen Zensuschranken. Zutiefst zuwider war den Liberalen auch der Gedanke an eine Wiedereinführung der Delegierung der Abgeordneten aus den Landtagen und den damit verbundenen Rückfall, wie sie es sahen, in den Föderalismus. HOHENWART war mit seinem Entwurf einem Rat SCHÄFFLEs gefolgt, der ein ähnliches Reformprogramm in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaften veröffentlicht hatte. Der schwäbische Professor war auch jetzt noch der spiritus rector der konservativen Partei, so wie im Jahre 1871, und der befremdliche Vorschlag der Delegation aus den Landtagen war durchaus sinnvoll, wenn man berücksichtigt, daß die damit verbundene Aufwertung der Landtage zu den dringendsten Forderungen der Tschechen zählte, die damit ihrem Prager Parlament endlich wieder den Schimmer von Souveränität hätten verleihen können, auf den es ihnen so sehr ankam. Dementsprechend war SCHÄFFLE für die Liberalen ein rotes Tuch. SCHÄFFLE gehörte zur historischen Schule der Sozialwissenschaften und hat dort einen beachtlichen Stellenwert. Aber diese Schule konnte sich — wie aus der Kontroverse SCHMOLLERs mit MENGER bekannt — in den österreichischen Universitätskreisen absolut nicht durchsetzen. Selten wird bei diesem bekannten Gegensatz auf die spezifisch österreichischen Hintergründe dieser auf den ersten Blick wissenschaftstheoretisch aussehenden Kontroverse geachtet. Die harte Betonung des rein systematischen Aspektes und die Ablehnung der historischen Methode in den Sozialwissenschaften, wie sie von MENGER und der ganzen Wiener Schule ursprünglich vertreten wurde, hat einen sehr machtpolitischen, ja eng parteipolitischen Hintergrund. „Historische Methode“ — das implizierte letzten Endes auch Hochschätzung der sog. „historisch-politischen Individualitäten“, so wie sie im Gefolge des Grafen

LEO THUN die österreichischen und böhmischen Konservativen konzipiert hatten. Das bedeutete konsequenterweise Föderalismus im Staatsrecht und Traditionalismus im sozialen Bereich, insbesondere auch eine Kontrolle, ja eine Lenkungsgewalt des Staates über die sozialpolitischen Kämpfe und damit soviel wie „Kathedersozialismus“. Auch spielte das Problem des Antisemitismus hinein. Die Wiener Sozial- und Wirtschaftstheoretiker, oft jüdischer Abstammung, hatten nun einmal nichts für das Mittelalter übrig: für sie war die Atmosphäre des reinsten Wirtschaftsliberalismus die einzige Luft, in der sie sich frei von Alpträumen fühlten, jede Sozialpolitik des Staates und jede Berufung auf historische Rechte weckte in ihnen nur Ghetto-Assoziationen. So war zwischen der „Vereinigten Deutschen Linken“ und den Konservativen von vorne herein ein Kompromiß in der Wahlrechtsfrage kaum zu erhoffen. Die nun von Herbst 1894 bis zum Sommer 1895 sich abspielenden Auseinandersetzungen boten ein trauriges Bild gegenseitiger Übervorteilungsversuche der Parteien, wobei sich auch nachteilig bemerkbar machte, daß die tschechischen ebenso wie die radikalen deutschen Fraktionen ausgeschlossen blieben. Vom Wahlrechtsreformausschuß wurde das Problem an ein Subkomitee weitergereicht, in dem die sich nun häufenden Projekte und Abänderungsvorschläge ansammelten. Nachdem auch die Polen ein eigenes Projekt veröffentlicht hatten, verwirrte sich das politische Spiel und versandete schließlich gänzlich. Der Eindruck, den das völlige Stocken der Reformpläne zu Beginn 1895 auf die Öffentlichkeit machte, war niederschmetternd. Da hatte man also den als gewissenlosen Spieler und leichtsinnigen Aristokraten denunzierten TAAFFE gestürzt, weil er angeblich mit seinem allgemeinen Wahlrecht die Fundamente des Staates erschüttert hatte, und nun saßen die klugen Parteiführer nach eineinhalb Jahren da und hatten nichts erreicht als sich gegenseitig Fallen zu stellen oder in greisenhafter Hartnäckigkeit den status quo zu beschwören. Wenn das Scheitern der Wahlreform auch nicht unmittelbar den Sturz der Koalitionsregierung verursachte, so stellte das uneingelöste Versprechen einer Wahlreform doch eine von Monat zu Monat schwerer zu tragende Hypothek dar, die im Juni 1895 dann den Zusammenbruch ungemein erleichterte.

III.

In dieser Situation wachsender Bedrängnis kam die Koalition auf die Idee, es könnte vielleicht gelingen, die Christlichsozialen in Rom „verurteilen“ zu lassen. Diese Idee war insofern gar nicht so schlecht, als ja die konservative Partei und mit ihr der Episkopat zur Koalition gehörte und den konservativen Parteiführern der vulgäre Ton der LUEGER-Anhänger nicht weniger widerstrebte als den Liberalen. Das Verhältnis der katholischen Parteichefs älterer Prägung zu dem ja ursprünglich vorwiegend aus dem Linksliberalismus erwachsenden Wiener Antisemitismus war schlecht und schien damals auch immer schlechter zu werden. Allerdings hatten Teile des katholischen Lagers bereits mit dem Begriff „christlichsozial“ eine Einigungsformel mit daran interessierten antisemitischen Kräften gefunden. Aber von einer Fusion der Christlichsozialen mit den Konservativen war man noch zehn Jahre entfernt. Vorläufig reichten solche langfristigen Perspektiven nicht aus, die konkrete Animosität der leitenden Personen und etablierten Klub-Interessen zu überwinden. Auch fanden einige konservative Ideologen, daß sich die Vorstellungen der LUEGERianer keinesfalls mit dem scholastischen Naturrecht versöhnen ließen und hielten es für nötig, hier ein „Wehret den Anfängen“ zu statuieren.

So kam es im Mai 1895 zu der schon von NORBERT MIKO, allerdings oberflächlich, behandelten sog. Mission SCHÖNBORN, d.h. der Reise des Kardinalerzbischofs von Prag, Grafen SCHÖNBORN, des Bruders des damaligen Justizministers, in Begleitung eines gelehrten und ihm die Argumente präparierenden Dominikaners nach Rom — mit dem Zwecke, den Papst zu einer Verdammung des christlichsozialen Unwesens zu bewegen. In diesen Jahren war es übrigens international soweit gekommen, daß hier eine Entscheidung dringend anstand. Nicht nur aus Österreich, auch aus Belgien, Deutschland, Frankreich, England und den USA kamen

Klagen der Episkopate über „rote Kapläne“, welche eine Versöhnung von Sozialismus und Kirche betrieben oder wenigstens marxistisches Gedankengut übernahmen. Der Schatten eines wachsenden amerikanisch-demokratischen Sozialismus im jüngeren Klerus beschäftigte auch den Botschafter VON EULENBURG in Wien, der Kaiser FRANZ JOSEF davon zu überzeugen suchte, daß seinem Staat von den amerikanisierten Priestern besondere Gefahr drohte – er fand ihn aber nur wenig informiert über diesen unerwarteten neuen Schatten über seinem Reich.

Ein anderer Diplomat, der österreichische Botschafter am Vatikan, GRAF REVERTERA, schilderte das Dilemma Roms ganz treffend, wenn er die Alternative aufstellte, daß der Papst, wenn er eine Verurteilung verweigere, die Autorität der österreichischen Bischöfe empfindlich schwäche, wenn er aber die erwünschte Verurteilung vornehme, die Christlichsozialen aus der Kirche hinausdrängt würden. „Vor diesem Dilemma also steht der Papst heute. Er kann die bischöfliche Autorität, die ein Teil der seinigen ist, nicht preisgeben und will Elemente nicht ganz zurückstoßen, die noch halb auf kirchlichem Boden stehen. Die Idee des christlichen Sozialismus würde durchaus nicht ausgerottet und das Aufgehen der ganzen Partei im religionslosen Lager der Sozialdemokratie um so wahrscheinlicher.“⁴

Über die weitreichenden Folgen einer Entscheidung in dieser Angelegenheit waren sich also alle im klaren. Es ist darum jetzt an der Zeit, die Programmatik dieser Bewegung, von der wir bislang fast nur als antisemitischer gesprochen haben, etwas näher anzusehen. Als Quelle ersten Ranges steht uns dafür ein 10-Punkte-Programm zur Verfügung⁵, welches der Nuntius in Wien, AGLIARDI, im selben Augenblick, als GRAF SCHÖNBORN aufbrach, von sich aus zum Zwecke der Verteidigung der Christlichsozialen nach Rom sandte.

Dieses Programm wurde einer Kommission von Kardinälen zur Begutachtung vorgelegt, die unter den Freunden und Feinden des christlichen Sozialismus sorgsam ausgewogen war und in deren Hand auch die Beschwerden Kardinal SCHÖNBORNs gelegt wurden. Im ersten, allgemeinen Punkt heißt es so: „Wir wollen die Wiederherstellung der durch den Atheismus und Materialismus und durch den daraus entstandenen Kapitalismus im hohen Grade gestörten sozialen und wirtschaftlichen Ordnung“. Wie man weiß, gibt es ganz andere historische Ableitungen des modernen Kapitalismus; wir können diese Frage hier nicht diskutieren, begnügen uns vielmehr, in diesem Punkt einen Lieblingsgedanken des christlichen Sozialismus wiederzuerkennen – Kapitalismus als ein in ein letztes System gebrachter Egoismus, als ein Sich-Abtrennen vom Strom zwischenmenschlicher Liebe, als ein luziferisches Sich-Erheben des Einzelnen über die Mitmenschen, als ein gigantisches und perfektioniertes „Non serviam.“

Im zweiten Punkt, dem bei weitem längsten, geht das Programm auf den Vorwurf des Antisemitismus ein. Denn der Antisemitismus war neben dem Ungehorsam gegen die Bischöfe der zweite Hauptvorwurf, der in Rom zur Verhandlung anstand. An der Kurie gab es zwar einige ganz prononciert antisemitische Kreise, viele Indifferente, allgemein aber galt der Antisemitismus wegen seiner Rassenlehre, welche der christlichen Schöpfungslehre widersprach, als unzulässig und hatte auch einige engagierte Gegner, wie den Kardinal GALIMBERTI. Um nun dieser im Ganzen dem Antisemitismus ungünstigen Mehrheit in der Kommission zu entsprechen, betonte die Apologie sehr deutlich – weit stärker wohl als es der Realität der Wiener Vorstädte entsprach –, daß „keineswegs die israelitischen Mitbürger von den Pflichten der Liebe auszuschließen seien.“ Man wünschte vielmehr, sie mögen „die rechtmäßig erworbenen Güter friedlich genießen.“ Dann aber betonte die Denkschrift, daß in Wien es Juden seien, welche die Führung in der „Untergrabung des christlichen Glaubens und der guten Sitten“ hätten, und sich deshalb einige unter den Christlichsozialen „Antisemiten“ nannten, „um schon durch die Bezeichnung den Abscheu vor dem Kapitalismus und atheistischen Materialismus auszudrücken, dem sie jetzt die Juden in erster Linie dienen sehen.“ „Wenn es vorkommt, daß in diesem Kampfe gewisse Katholiken das rechte Maß überschreiten, so mag

sie der Ernst des Kampfes und seine lange Dauer und das nicht genug zu beklagende Elend des Volkes entschuldigen; nicht Haß, sondern Liebe treibt sie.“

Ist in dieser Erklärung das rassistische Element überwunden, so interessieren nicht weniger die positiven politischen Programmpunkte, von denen ich nur wenige herausgreifen will. Der Hauptunterscheidungspunkt zwischen Christlichsozialen und Sozialdemokraten war demnach damals derjenige, daß die Christlichsozialen das Handwerk retten wollten, letztere aber von einer tiefen geschichtsphilosophisch bedingten Abneigung gegen diesen Gewerbezug erfüllt waren. Ich kenne hier nur die Wiener Verhältnisse, ob es allgemein so war, weiß ich nicht. Ein großer Teil des Programms beschäftigt sich daher mit der Rettung des Handwerks. Am entschiedensten aber waren die Vorstellungen bezüglich der Industrie. Hier wurde klipp und klar gefordert: „Nach unserer Auffassung geschieht die Regelung der Warenerzeugung und der Wareneinfuhr am besten durch Korporationen, die Unternehmer und Arbeiter umfassen und die unter den Auspizien der Regierung Beschlüsse fassen können, die den Bedürfnissen aller warenverbrauchenden Mitbürger entsprechen und dem Monopol einiger weniger Produzenten oder Händler wehren . . . können.“ Bezüglich der Arbeiter hieß es: „Möglichst zu fördern sind die dahingehenden Bestrebungen, daß die Arbeiter Anteil haben sollen am Eigentum der Handels- und Fabrikunternehmungen, in denen sie arbeiten, oder daß wenigstens einigermaßen nach Maßgabe der Jahre ihrer Beschäftigung im Betriebe ihr Lohn wachse und ihnen eine höhere Stelle zugewiesen werde.“ Ich lasse die vielen anderen Forderungen, die dem Stand der damaligen Sozialpolitik Deutschlands und Österreichs — also der damals sozialpolitisch fortschrittlichsten Länder Europas, was auch andere dazu sagen mögen — entsprachen, der Kürze halber weg. Nur am Rande möchte ich diejenigen, die sich am verpönten Begriff der Korporationen stoßen, fragen, ob es in West und Ost noch irgendeinen Industriestaat gibt, der nicht längst, unter welchem Begriff auch immer, inzwischen sehr viele und kräftige Schlucke aus der korporativistischen Pulle getan hat.

Zur maßlosen Enttäuschung der österreichischen Regierung erreichte Kardinal SCHÖNBORN nichts.

Die Auseinandersetzungen in der Kardinalskommission waren zwar sehr heftig — wir haben darüber gute Berichte —, am Ende aber setzte sich der Kardinalstaatssekretär RAMPOLLA, wohl unter Beratung des deutschen Jesuitenkardinals STEINHUBER, mit seiner den Christlichsozialen günstigen Politik durch. Unter der Bedingung, daß der Antisemitismus aufzugeben und die Partei den Bischöfen immer Gehorsam zu leisten habe, wurde sie approbiert. Ein Schreiben RAMPOLLAs⁶ an den Wiener Nuntius enthielt aber auch einige grundsätzliche Bemerkungen zur Wirtschaftstheorie dieser Partei. So fand RAMPOLLA zwar die Bemühungen zur Hebung der von Vernichtung bedrohten Schichten lobenswert, warnte aber davor, sich in volkswirtschaftlich völlig kontroversen Fragen festzulegen. „Ich werde ein Beispiel anführen: das Programm ruft wiederholt die Einflußnahme des Staates an. Aber ist eine solche Ingerenz immer gerecht, nützlich und wünschenswert? Eine schwierige und heikle Frage. Zwischen denen, die beinahe alles der privaten Initiative überlassen möchten, und denen, die alles vom Staat erwarten, ist es außerordentlich schwer, die gerechten Grenzen zu ziehen, wo zum Vorteil des ökonomischen und sozialen Lebens die private Tätigkeit und wo die des Staates sich entfalten kann.“ Ähnlich stand RAMPOLLA einer Beteiligung der Arbeiter am Unternehmungsgewinn, ja auch am Betriebsvermögen selbst nicht ablehnend gegenüber — nur sah er zur Zeit noch keinen Weg, wie dies politisch durchzusetzen sei. Ganz deutlich aber tritt seine Vorliebe für eine Art Familien- und Investivlohn zutage. Wie RAMPOLLA im einzelnen auch differenziert Stellung genommen hat, eines stand für ihn wie für den Nuntius außer jeder Frage: daß ein einfaches Fortschreiben der bisherigen kapitalistischen Produktionsweise auf gar keinen Fall mehr diskutabel sei und daß es auch nicht um bloße Schutz- oder Förderungsgesetze gehen könne. Daß aus diesen Hoffnungen und Bestrebungen nichts

wurde, darf ich als bekannt voraussetzen. Es erübrigt sich, die anderen Einzelheiten der Instruktion RAMPOLLAs zu erörtern. Wichtig ist nur noch, daß der Antisemitismus als solcher völlig ausgeschlossen blieb, ohne daß allerdings hier letzte programmatische Klarheit erreicht worden wäre. Eine ausdrückliche Verurteilung des Antisemitismus hätte nämlich implizit soviel bedeutet wie eine generelle Anerkennung des liberalen Gesamtkomplexes, und diese Folgerung kam nicht in Frage.

IV.

Den entscheidenden Stoß versetzte der ersten voll parlamentarischen Regierung Österreichs aber der dritte große Streitfall, an dem die Gegensätze 1895 zusammenprallten: Der „Fall Cilli“. Der „Fall Cilli“ ist wegen seiner verfassungsrechtlich weniger komplizierten Implikationen besser geeignet als die bekanntere, aber doch ganz ähnliche BADENI-Krise des Jahres 1897, die Strukturen des österreichischen Nationalitätenproblems aufzuzeigen. Cilli war ein kleines Bezirkshauptstädtchen in der rein agrarischen Südsteiermark (heute in Jugoslawien), in dem um 1890 etwa 4500 Deutsche und 1600 Slowenen lebten. Dieses Mehrheitsverhältnis hat man aber auf dem Hintergrund zweier anderer Daten zu sehen, nämlich der Statistik des Gerichtsbezirkes Cilli, in dem neben 36000 Slowenen nur 1000 Deutsche lebten, und die Zahlen der Bezirkshauptmannschaft Cilli, die 125000 Slowenen gegen nur 4000 Deutsche auswies. Die deutsche Stadt Cilli war also eine Sprach- und Kulturinsel inmitten des Siedlungsraumes des slowenischen Volkes, welches trotz seiner Bevölkerung von eineinhalb Millionen praktisch bis 1848 im Schatten der Geschichte gelebt hatte. Wer den heutigen ganz unverständlich scheinenden Ortsschilderstreit in Kärnten verstehen will, kann dies an Hand des Falles Cilli lernen. ROBERT KANN nennt in seinem Werk über das „Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie“ die Slowenen das „klassische Beispiel einer Volksgruppe ohne unabhängige nationale Geschichte, ein Volk, das niemals, nicht einmal in unvollständiger Form, ein eigenes politisches Schicksal besaß.“ Im Gegensatz etwa zu den Tschechen und Polen, und selbst noch in klarer Weise im Vergleich zu den Kroaten, bildeten die Slowenen keine sog. „historisch-politische Individualität“, keinen sog. „historischen Volksstamm“, und besaßen dementsprechend z.B. auch keinen eigenen Adel, der in der vorbürgerlichen Epoche ihre nationale Identität hätte sichern können. Dennoch hatte sich auch hier, wie KANN im einzelnen zeigt, ein nationaler Aufschwung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gezeigt, der sich nach 1848 auch politisch artikuliert. Der Wunsch, der damals dem Kaiser zu Füßen gelegt worden war, die alten „historischen“ Kronländer Steiermark, Kärnten, Krain und Görz aufzulösen und ein slowenisches Staatsgebilde zu schaffen, war natürlich a limine zurückgewiesen und seitdem nie mehr ernsthaft in Erwägung gezogen worden.

Der slowenische Nationalismus hatte stets etwas verhältnismäßig sehr Maßvolles an sich, ein Umstand, der erst verständlich wird, wenn man sich die Verhältnisse der sozialen Schichtung vor Augen führt, die hier herrschten und die ROBERT KANN, der in seinem ganzen, sonst so wertvollen Opus angestrengt bemüht ist, eine mehr oder weniger vollständige Kulturunabhängigkeit der slawischen Nachbarvölker von den Deutschen nachzuweisen, einfach verschweigt. Bei aller Anerkennung der Kulturarbeit der Slowenen im 19. Jahrhundert blieb doch die fundamentale Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß dem slowenischen Volk aus den erwähnten Gründen heraus eine politische und eine Bildungs-Elite weitgehend fehlte. Der Adel in seinem Siedlungsgebiet war völlig deutsch, und dasselbe galt für das Bürgertum im Sinne des älteren eingesessenen Stadtbürgertums, mit seinen handwerklichen und freiberuflichen Schichten. Nur der katholische Klerus rekrutierte sich — hier ganz ähnlich wie in Böhmen — zunehmend exklusiv aus dem slowenischen Anteil. Die Slowenen waren also im Grunde ein rein bäuerliches Volk, und dieser im 19. Jahrhundert unnatürliche Zustand, diese Amputation, spiegelte das Schicksal, nicht zu einem eigenen Staat gekommen zu sein, wider.

Der politische Niederschlag dieser Grundgegebenheit war, auf unsere Zeit bezogen, der Umstand, daß das slowenische Gebiet lange Zeit in politischer Hinsicht die eigentliche Privatdomäne des Grafen HOHENWART war, der, selbst in der Krain begütert, als parteipolitischer Statthalter bestimmte leitende slowenische Geistliche hatte, die über die öffentliche Meinung Sloweniens ein unumschränktes Imperium ausübten. Die Politik dieser agrarisch-konservativen und streng kirchlichen Kräfte war, der schwierigen Gemengelage der Interessen folgend, stets sehr vorsichtig. Unter alle Slawen Altösterreichs stellten die Slowenen die am leichtesten zu erfüllenden Forderungen, das ständige Drohen wenigstens von Teilen der Tschechen mit einer Sprengung der Monarchie lag ihnen völlig fern. Das konkrete Ziel hieß vielmehr: die Deutschen einholen, besonders auf dem Bildungssektor. Der politische Gegner waren die deutschen Liberalen, die, am Zentralismus und der Präponderanz des Deutschtums festhaltend, voller Verachtung auf die „Windischen“ herablickten.

Für das österreichische Nationalitätenproblem war es charakteristisch, wie sich die Gegensätze der Völkerschaften mit gegensätzlichen Verfassungsideen (Zentralismus contra Föderalismus) und gegensätzlichen politischen Weltanschauungen (Liberalismus contra Konservatismus) verknüpften und wie sich diese kombinierten Gegensatzpaare gegenseitig „aufblühen“ und steigerten, bzw. mit fataler Konsequenz noch nicht vorhandene Elemente dieser Gegensätze beim Aufbrechen eines Konfliktfeldes zwangsläufig mitinduziert wurden. Da die deutsche politische Führungsschicht ihre liberalen Zielsetzungen nur auf zentralistischem Wege durchsetzen zu können meinte, polarisierte sich das Slowenentum automatisch in die Richtung der föderalistischen, kirchenfreundlichen, konservativen Politik HOHENWARTs. Andererseits induzierte das kirchliche Element bei den Slowenen in die Deutschen der Steiermark und Kärntens geradezu ein antiklerikales Ferment, das sich fugenlos in die deutschnationale Richtung des Protonationalsozialisten GEORG v. SCHÖNERER einfügte.

Hier verklammerte sich wiederum auf fatale Weise der Antisemitismus – auch außerhalb Wiens – mit der Nationalitätenfrage: weil die Slowenen politisch im klerikal-konservativen Lager standen, die deutschen Liberalen hingegen traditionell antiklerikal oder mindestens josephinisch waren, in den 80er und 90er Jahren aber das Nationalitätenproblem an die erste Stelle des Interesses trat, verbreitete sich von den jüngeren Parteien in diesen Grenzlandschaften nicht die christlichsoziale Richtung, sondern der Deutschnationalismus, der keinerlei querliegender klerikaler, und damit slawophiler Tendenzen verdächtig war. Automatisch übernahm damit aber das nationalgesinnte Deutschtum auch den Antisemitismus in seiner schärfsten Tonart. Dieser Antisemitismus war also über zwei Ecken, aber durchaus „folgerichtig“ in der komplizierten Parteienlandschaft Österreichs übernommen worden, in dem „Land der Unwahrscheinlichkeiten“, wie es der Reichskanzler BEUST einmal genannt hatte: die Deutschen der nationalen Grenzlandschaften wollten eine entschiedener nationale Richtung als sie die Liberalen, die immer an der Idee festzuhalten suchten, daß die Vorzugsstellung der Deutschen der nationalen Grenzlandschaften wollten eine entschiedener nationale Richtung, als sie zuführen bereit waren; zweitens glaubten sie ihre neue Vertretung unter gesicherten antiklerikalen Gruppen suchen zu müssen (wegen der katholisch-konservativen Slowenen): daraus ergab sich unabweislich die Übernahme der Grundtendenzen SCHÖNERERs. Und nun war es geradezu unvermeidlich, daß sie zu den beiden ersten Komponenten (Nationalismus und Antiklerikalismus) auch die dritte, den scharfen Antisemitismus, mitübernahmen. In Folge dieser Konstellation war die Steiermark, wie B. SUTTER in seinem großen Werk über die BADENI-Krise dargelegt hat, ein Boden heißer nationaler und weltanschaulicher Konflikte geworden: und nur auf diesem Hintergrunde wird es verständlich, warum die Forderung der Slowenen nach einigen Parallelklassen an einem Gymnasium zu einem sehr folgenreichen Sturz einer Regierung führen konnte.

Die slowenischen Parlamentarier verlangten nämlich, daß am Gymnasium von Cilli in der

Unter- und Mittelstufe slowenischsprachige Parallelklassen eingerichtet würden – oder aber, falls die Deutschen dies nicht wollten, ein eigenes slowenisches Untergymnasium errichtet würde. In Cilli gab es damals 210 slowenische und 125 deutsche Gymnasiasten, die bislang ausschließlich in deutscher Sprache unterrichtet wurden. Dieses System war durchaus praktikabel, und sein Endeffekt bestand darin, daß am Ende der Schulzeit der junge Slowene perfekt deutsch sprach und überall in dem Großstaat beruflich verwendungsfähig war. Wenn man vom Standpunkt des Nationalismus absieht und die Interessen der Individuen berücksichtigt, war dies zweifellos die einzige wirkliche Lösung: Übergang zur Zweisprachigkeit in der frühen Jugend. Aber für die Slowenen bedeutete sie eben die Zementierung des Sachverhaltes, daß die gesamte Elite des Landes deutsch sprach und nur die Bauern slowenisch.

Nun hatte sich aber nach 1848, speziell unter dem Regime TAAFFEs unter Mitarbeit HOHENWARTs, in sich rasch steigendem Maße eine national empfindende Intelligenzschicht gebildet, die zwar deutsch sprach, aber trotzdem slowenisch dachte, und dies war der für die Deutschen in ihren provinziellen Kleinstädten beunruhigendste Faktor. So eroberten slowenisch-zweisprachige Notare und Advokaten, Ärzte und Apotheker schrittweise ihre Selbstverwaltungsorgane und danach die politischen Selbstverwaltungskörperschaften unterer Instanz, ja am Ende sogar mit Hilfe einer von TAAFFE inszenierten Wahlreform den Krainer Landtag. Jetzt erst, als sich deutsche und slowenische Intelligenz getrennt gegenüber standen und die Sprache nicht mehr bloß in erster Linie Merkmal der sozialen Schichtenzugehörigkeit war, begann der nationale Kampf in sein ernstes Stadium zu treten. Jetzt auf einmal – es war ein Prozeß, der sich in nur etwa 12 bis 15 Jahren (ca. 1880–95) abspielte – wurden aus den deutschen Städten, die bis dahin die natürlichen Bezugspunkte der slowenischen Bauern für alle gesellschaftlichen Funktionen gebildet hatten, kleine gefährdete Exklaven des deutschen Volkstums, die ihren eigentlichen Wert eingebüßt hatten.

Doch wäre es irrig anzunehmen, die Frage der slowenischen Parallelklassen in Cilli hätte die koalitierten Parteien und die hinter ihnen stehenden führenden Kräfte Österreichs an und für sich erregt. ERNST VON PLENER schildert in seinen Memoiren eindeutig, und die Berichte des Grafen EULENBURG bestätigen dies, daß die „Vereinigte Deutsche Linke“ diese Frage als durchaus zweitrangig ansah, was sie im Vergleich zu anderen ungelösten nationalen Problemen auch zweifellos war. Was die Frage Cilli zu einem „Fall Cilli“ machte und schließlich zum Auslöser einer schweren Krise, war der symbolische Wert, der ihr im Laufe des Jahres 1894 zugesprochen wurde, und zwar besonders von der „Neuen Freien Presse“, welcher die deutsch-liberale Provinzpresse blindlings folgte. Die Koalition zwischen Liberalen, Konservativen und Polen beruhte auf der ausdrücklichen Ausklammerung aller Fragen von prinzipieller Bedeutung. War Cilli von prinzipieller Bedeutung? Die „Vereinigte Deutsche Linke“ neigte an sich nicht dazu, dies anzunehmen, und Freiherr von CHLUMETZKY, ein hochangesehener Veteran dieser Partei, entwickelte, wie öfters in solchen Krisensituationen, eine Reihe von Vermittlungsvorschlägen zwischen Deutschen und Slowenen, etwa der Art, daß die Deutschen als Kompensation in Cilli eine zusätzliche Realschule erhalten sollten. Aber, wie PLENER sich ausdrückte, „Cilli lastete wie ein Alp über der Linken“, und immer deutlicher wurde die Taktik der Deutschnationalen, im Grenzgebiet zum großen Propagandaschlag gegen die als schwächlich diffamierten Liberalen auszuholen.

Zu allem Überfluß kam es nun noch zu einem „zweiten Cilli“ in der istrischen Hafenstadt Pirano, wo sich Italiener und Slowenen feindlich gegenüberstanden. Nichts demonstriert deutlicher die extreme Verwickeltheit der Situation als dieser neue Konflikt. Hatten die Slowenen, wie erwähnt, den Krainer Landtag erobert, so hielten im Landtag von Istrien die Italiener, obwohl sie nur 38% der Bevölkerung ausmachten, die Majorität noch fest in den Händen, und während sie in Tirol und Görz ihre Forderungen nach einem Anschluß an den Nationalstaat mit den modernen Argumenten des Nationalismus und der Selbstbestimmung begründeten,

waren sie in Istrien und Dalmatien eifrige Verfechter der historischen Rechte. In Istrien waren, wie PLENER berechnete, die Italiener wesentlich intoleranter gegenüber den Slowenen als die Deutschen in ihrem Grenzgebiet, eben weil sie auch viel schwächer waren und alles zu verlieren hatten, und konsequenterweise gehörte der „Coronini-Club“, eine mehrheitlich italienische Fraktion im Reichsrat, mit zur Koalition der „Vereinigten Deutschen Linken“.

Als nun die Slowenen durchsetzten, daß in Pirano und anderen Küstenstädten zweisprachige Amtsschilder angebracht wurden – mit Unterstützung der Konservativen –, kam es im Frühjahr 1895 zu Tumulten und den üblichen Straßendemonstrationen. Der Fall Pirano, an sich noch weniger substantiell als der Fall Cilli, steigerte die Alarmierung, um nicht zu sagen Hysterie der Deutschnationalen, bzw. die Nervosität der Liberalen, die sich von diesen zu Recht in ihrer Existenz bedroht fühlten, und so schloß der zu Beginn dieses Aufsatzes zitierte Osterartikel der „Neuen Freien Presse“ auch mit der kategorischen Aufforderung an die liberale Führung, aus Cilli eine Koalitionsfrage zu machen. PLENER, der in dieser Situation wohl allzu vorsichtig, allzusehr als über dem Gezänk stehender Staatsmann auftrat, entglitt die Führung seiner Partei immer mehr. Zwischen Mai und Juni 1895 erschienen fast täglich, wie er es nannte, „antislawische Brandartikel“ in der „Neuen Freien Presse“, und während die Fraktion der „Vereinigten Deutschen Linken“ allmählich ihre feste gemäßigte Richtung verlor und ins Fahrwasser der Deutschnationalen geriet – selbst ein Mann vom Format CARL MENGERs sprach sich in den entscheidenden Sitzungen der Parlamentsausschüsse gegen die Bewilligung der Cillier Forderung aus –, verhärtete sich die Haltung der Konservativen, die nunmehr im Juni 1895 von Vermittlungsversuchen nichts mehr wissen wollten. Am 18. Juni 1895 fand die Schlußsitzung des Budgetausschusses statt. Der Posten Cilli wurde mehrheitlich in den Etat des Unterrichtsministeriums aufgenommen, die Ausschußmitglieder der Linken traten aus, und die Regierung mußte, da die Koalition auseinandergebrochen war, demissionieren. Mit Bitterkeit vermerkte PLENER, daß die meisten Vertreter der „Vereinigten Deutschen Linken“ sich über dieses Ende der Krise gefreut hätten oder wenigstens erleichtert gewesen seien, und beklagte zu Recht die Verblendung, die in einer solchen Haltung lag.

Die gemäßigten Parteien des Reichsrates waren von ihren extremen oder jedenfalls schärferen Flügeln und Nachbarparteien her überrollt worden: die Konservativen traten gegenüber den Christlichsozialen und den slawischen Nationalisten in den Hintergrund, und für die Liberalen begann die lange Agonie, die ihnen ihre deutschnationalen Halbbrüder dort bereiteten, wo sie nicht schon durch Sozialdemokraten und Christlichsoziale aufgerieben wurden. Der Versuch, die erste voll parlamentarische Regierung zu bilden, war nach weniger als 2 Jahren gescheitert. Der innere Zusammenhang zwischen dem Anwachsen des Antisemitismus und dem Fall Cilli war ein vermittelter, doch durchaus effektiver: die Deutschnationalen konnten die „verjudeten“ Liberalen um so wirkungsvoller diffamieren, je mehr diese sich in den brennenden Fragen des „nationalen Besitzstandes“ als schwächlich, nachgiebig, unzuverlässig erwiesen. Daß die Liberalen in der Krain überdies noch vor notorischen klerikalen Feudalen kapitulieren zu wollen schienen, schlug dem Faß den Boden aus. „Ohne Juda, ohne Rom, bauen wir den deutschen Dom!“ war doch das Schlagwort der SCHÖNERianer, und die Steiermark sollte einige Jahre später neben dem Sudetenland die empfänglichste Landschaft für die „Los-von-Rom“-Bewegung werden. Der Antisemitismus in seiner Vielgestaltigkeit war hier in das Gewand des Antiklerikalismus geschlüpft und bildete in dieser Aufmachung für die Liberalen sowohl verführerische Verlockung als auch Drohung mit siegreicher Konkurrenz unter den Deutschen der Grenzländer.

Anmerkungen

- ¹ In einem Bericht vom 29. IV. 1895 schilderte PRINZ LICHNOWSKY, deutscher Geschäftsträger in Wien, ausführlich die Koalitionsverhältnisse: „Die Coalition beruht recht eigentlich auf einem Compromiß der staats- und gesellschaftserhaltenden Parteien trotz grundsätzlicher und geschichtlicher Gegensätze, trotz unüberwindlicher Abneigung.“ Man habe sich gegen die Gefahr eines Umsturzes geeinigt. Es fehle aber an einer leitenden Persönlichkeit. WINDISCHGRAETZ sei eine brave Null. „Wenn Biederkeit und Gottvertrauen genügen würden, um Taschenspieler, Seiltänzer oder österreichischer Ministerpräsident zu sein, dann wäre der Fürst der rechte Mann.“ Auf PLENER setzten die Deutschen große Hoffnungen. Aber er sei „mehr gebildet als genial, mehr selbstlosehrenthaft als individuell-kraftvoll“. Seine privaten Ambitionen, nur mehr mit Aristokraten zu verkehren, hätten ihm seine Parteifreunde bereits entfremdet. Im Grunde befinde sich die Koalition in einer Dauerkrise. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn, Österreich 86 Nr. 2, Band 6.
- ² Text in: KLAUS BERCHTOLD (Hrsg.), Österreichische Parteiprogramme 1868 bis 1966, München – Wien 1967, S. 198 ff.
- ³ Bericht EULENBURGS, 15. Mai 1895; Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn, Österreich 70, Band 28 fol. 58 f.
- ⁴ Bericht des Grafen REVERTERA aus Rom, 18. II. 1895, in: N. MIKO, Zur Mission des Kardinals SCHÖNBORN, S. 199.
- ⁵ F. FUNDER, Vom Gestern ins Heute, S. 104 ff.
- ⁶ Ebd., S. 109 ff.

Literatur

- ADRIÁNYI, GABRIEL (Hrsg.): FRIEDRICH GRAF REVERTERA, Erinnerungen (1888 bis 1901). In: Archivum Historiae Pontificiae 10 (1972) 241 – 339.
- CZEIKE, FELIX: Liberale, christlichsoziale und sozialdemokratische Kommunalpolitik (1861 – 1934), dargestellt am Beispiel der Gemeinde Wien (= Schriftenreihe des Arbeitskreises für österreichische Geschichte), München 1962.
- CHARMATZ, RICHARD: Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1895 (= Aus Natur und Geisteswelt 651/52), ³Berlin 1918.
- DUBNOW, S. M.: Weltgeschichte des jüdischen Volkes, Bde IX und X, Berlin 1925/30.
- EBERT, KURT: Die Anfänge der modernen Sozialpolitik in Österreich. Die TAAFFEsche Sozialgesetzgebung für die Arbeiter im Rahmen der Gewerbeordnungsreform (1879 bis 1885) (= Studien zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie, Bd. 15), Wien 1975.
- ENGEL-JANOSI, FRIEDRICH: Österreich und der Vatikan 1846 – 1918, 2 Bde, Graz – Köln 1958/60.
- EULENBURG-HERTEFELD, PHILIPP Fürst zu: Erlebnisse an deutschen und fremden Höfen, 2. Bd. hrsg. von AUGUSTA zu E.-H., Leipzig 1934.
- FRAENKEL, JOSEF (Hrsg.): The Jews of Austria. Essays on their Life, History and Destruction, London 1967.
- FUCHS, ALBERT: Geistige Strömungen in Österreich 1867 – 1918, Wien 1949.
- FUNDER, FRIEDRICH: Vom Gestern ins Heute. Aus dem Kaiserreich in die Republik. ³Wien – München 1971.
- FUNDER, FRIEDRICH: Aufbruch zur christlichen Sozialreform, Wien 1953.
- GOLD, HUGO: Geschichte der Juden in Wien, Tel-Aviv 1967.
- HELLWING, I. A.: Der konfessionelle Antisemitismus im 19. Jahrhundert in Österreich, Wien – Freiburg – Basel 1972.

- JENKS, WILLIAM A.: Austria under the Iron Ring 1879 — 1893, The University Press of Virginia 1965.
- JOHNSTON, WILLIAM M.: Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donaauraum 1848 bis 1938, Wien — Köln — Graz 1972.
- KANN, ROBERT A.: Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie, 2 Bde., ²Graz — Köln 1964.
- KARBACH, OSKAR: Die politischen Grundlagen des deutsch-österreichischen Antisemitismus. In: Zeitschrift für die Geschichte der Juden 1 (1964) 1 — 8, 103 — 16, 169 — 78.
- K. H. RENGSTORF und S. v. KORTZFLEISCH (Hrsg.): Handbuch zur Geschichte von Christen und Juden. 2. Bd., Stuttgart 1970.
- KIELMANSEGG, ERICH GRAF: Kaiserhaus, Staatsmänner und Politiker. Aufzeichnungen. Mit einer Einleitung von WALTER GOLDINGER, Wien und München 1966.
- KLOPP, WIARD: Leben und Wirken des Sozialpolitikers KARL FREIHERR VON VOGELSANG, Wien 1930.
- KRALIK, RICHARD: KARL LUEGER und der christliche Sozialismus. 1. Band: Vom Beginn bis 1900, Wien 1923.
- LACKÓ, MIKLÓS: Ostmitteleuropäischer Faschismus. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 21 (1973) 39 — 51.
- LILL, RUDOLF: Zu den Anfängen des Antisemitismus im BISMARCK-Reich. In: Saeculum 26 (1975) 214 — 31.
- MAYER, SIEGMUND: Die Wiener Juden. Kommerz, Kultur, Politik. 1700 — 1900, ²Wien — Berlin 1918.
- MAIER, HANS: Politischer Katholizismus, sozialer Katholizismus, christliche Demokratie. In: Civitas. Jahrbuch für christliche Gesellschaftsordnung 1 (1962) 9 — 27.
- MIKO, NORBERT: Das Ringen um die christliche Demokratie in Österreich. In: Theologisch-praktische Quartalschrift 103 (1955) 1 — 15.
- MIKO, NORBERT: Zur Mission des Kardinal SCHÖNBORN, des Bischofs BAUER und des Paters ALBERT MARIA WEISS, O.P., im Jahre 1895. In: Römische Historische Mitteilungen 5 (1961/62) 188 — 224.
- MOLISCH, PAUL: Geschichte der deutschnationalen Bewegung in Österreich, Jena 1926.
- PLENER, ERNST VON: Erinnerungen, 3 Bände, Stuttgart — Leipzig 1911 — 21.
- ROSENBERG, HANS: Große Depression und BISMARCKzeit. Wirtschaftsablauf, Gesellschaft und Politik in Mitteleuropa (= Veröffentlichung der Historischen Kommission zu Berlin . . . Bd. 24), Berlin 1967.
- SCHÄFFLE, ALBERT E.: Aus meinem Leben, 2 Bde, Berlin 1905.
- SCHNEE, HEINRICH: GEORG RITTER VON SCHÖNERER. Ein Kämpfer für Alldeutschland, ³Reichenberg 1943.
- SCHNEE, HEINRICH: KARL LUEGER. Leben und Wirken eines großen Sozial- und Kommunalpolitikers, Berlin 1960.
- SILBERBAUER, GERHARD: Österreichs Katholiken und die Arbeiterfrage, Graz — Köln 1966.
- SKALNIK, KURT: Dr. KARL LUEGER, Wien 1954.
- SUTTER, BERTHOLD: Die Badenischen Sprachverordnungen von 1897, 2 Bde, Graz — Köln 1960 — 65.
- TURCZYNSKI, EMANUEL: Nationalism and Religion in Eastern Europe. In: East European Quarterly 5 (1972) 468 — 86.
- WANDRUSZKA, ADAM: Geschichte einer Zeitung. Das Schicksal der „Presse“ und der „Neuen Freien Presse“ von 1848 bis zur Zweiten Republik, Wien 1958.
- WEINZIERL-FISCHER, ERIKA: Aus den Anfängen der christlich-sozialen Bewegung. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 14 (1961) 465 — 86.

- WEINZIERL-FISCHER, ERIKA: Die Stellung der Juden in Österreich seit dem Staatsgrundgesetz von 1867. In: Zeitschrift für die Geschichte der Juden 5 (1968) 89 – 96.
- ZÖLLNER, ERICH, Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 4München 1970.
- ZWEIG, STEFAN: Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers, Stockholm 1942, (Jetzt: Fischer Taschenbuch Nr. 1152, 1970).

Helfen Sie uns,

neue Mitglieder zu gewinnen, die aktiv am weiteren Ausbau unserer Universität und an der Forschungsförderung teilnehmen wollen. Anmeldungen werden erbeten an:

Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V., Vorsitzender Ehrensenaor Dr. Wolfgang Glatzel, Goltsteinstraße 28, 4000 Düsseldorf

Konten:

Commerzbank Düsseldorf, 1780 204 (BLZ 300 400 00)

Deutsche Bank Düsseldorf, 19/65 375 (BLZ 300 700 10)

Stadt-Sparkasse Düsseldorf, 10 170 009 (BLZ 300 501 10) (oder

Postscheckkonto der Stadt-Sparkasse Düsseldorf, Köln 2783-501)

Trinkaus & Burkhardt Düsseldorf, 1214/012 (BLZ 300 308 80)

Bücher für Sie – Bücher zum Schenken

Kleine Geschichte der Stadt Düsseldorf. 6. Auflage. Die bekannte Düsseldorfer Stadtgeschichte von Dr. Hugo Weidenhaupt. 129 Abbildungen, zwei farbige Ausschlagtafeln, 274 S. Kunstdruckpapier, vierfarbiger Einband, DM 29,70.

Düsseldorf in Stein und Bronze. Eine Beschreibung der Düsseldorfer Denk- und Ehrenmäler, Brunnen, Plastiken und Gedenktafeln von Hans Maes und Alfons Houben, Einleitung von Hatto Küffner. 184 Abbildungen, zwölf Wegepläne, 180 S. Kunstdruckpapier, vierfarbiger Einband, DM 29,70.

Geliebte Kö. Ein Prachtband über Düsseldorfs Prachtstraße von Fritz Wiesenberger. 62 z. T. farbige Bilder von Heinz Gräf u. a., 120 S., vierfarbiger Einband, DM 24,80.

Düsseldorf – Ons Stadt op Platt. 4. Auflage. Alle Düsseldorfer Mundartschreiber in einem Band, herausgegeben von Theo Lücker. Viele Abbildungen, 309 S., Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag, DM 29,70.

Düsseldorf schreibt – 44 Autorenporträts. 44 Düsseldorfer Autoren, vorgestellt von Lore Schaumann, mit Textproben und Abbildungen. 210 S., kart., DM 23,80.

Das Düsseldorfer Rathaus. Ein Führer von Fritz Wiesenberger. 2. Auflage. 47 z. T. farbige Bilder, 77 S., Leinen, DM 14,80.

Düsseldorfer Auto-Wanderbuch. 3. Auflage des neuen Wanderführers für Autofahrer und Fußgänger von Paul Herder. 111 Wandervorschläge und viele Zeichnungen. 164 S., kart., DM 7,80.

Führer durch Düsseldorf. 6. Auflage. Zusammenge stellt von Fritz Wiesenberger. 80 z. T. farbige Bilder, Stadtkarte und Straßenverzeichnis. 279 S., kart., DM 9,80.

Gustav Lindemann. Regie am Düsseldorfer Schauspielhaus; die Dumont-Lindemann-Ara. Von M. Linke. 290 S., kart., DM 19,80.

Die Entwicklung der Düsseldorfer Rechtsanwaltschaft 1820 bis 1878. Von Rechtsanwalt Heinz Neuber. 110 S. Fotodruck, kart., DM 28,80.

99mal Düsseldorf. 99mal liebevolle Kritik an Düsseldorf und seinen Bewohnern in Versen von K. J. Paulssohn, mit 13 launigen Zeichnungen von Renate Tritsch. 144 S., vierfarbiger Einband, DM 18,80.

Wildnis hinter Gittern und Gräben. Der „Zoo-Roman“ – ergötzliche Geschichten aus dem ehemaligen Düsseldorfer Zoo von Dr. Rudolf Weber. 200 S., kart., DM 6,80.

Geerschtiaden. 5. Auflage. Humoresken aus dem Leben des Gefängnispastors Gerst in niederrheinisch-plattdeutscher Sprache, erzählt von Theodor Groll, eingeleitet und bearbeitet von Dr. August Dahm. 139 S., kart., DM 6,80.

Ewiger Zeitgenosse Heine. Diese Broschüre von Dr. Hans Lamm versucht, dem Leser ein lebendiges Bild Heinrich Heines zu vermitteln. 117 S., kart., DM 4,80.

Sprich ohne Angst. 14 Kurzgeschichten der Düsseldorfer Sprachheillehrerin Alla Pfeffer. 48 S., kart., DM 12,00.



Das alte Haus in der Bilker Straße. Das höfische Treiben im Schloß Benrath und das bürgerliche Leben des alten Düsseldorf, ein Roman von Heinrich Biesenbach. 271 S., Leinen, DM 14,80.

Wanderwege um Düsseldorf. Die gekennzeichneten Wanderwege in und rund um Düsseldorf. 3., erweiterte Auflage. Im Auftrage des Verkehrsvereins der Stadt Düsseldorf zusammengestellt von Paul Herder. 102 S., 51 Zeichnungen, kart., DM 6,80.

Bilder aus dem Niemandsland. Gedichte des Düsseldorfer Pantomimen „Nemo“ Wolfgang Neuhausen. 55 S., kart., DM 8,50.

Überleben auf See aus medizinischer Sicht. Alle Seerettungen und ihre bestmögliche Überwindung, für Freizeitskipper und Berufsseeleute zusammengestellt und beschrieben von Dr. med. Reinhard G. Matschke, Stabsarzt d. R. der Bundesmarine. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. med. Hans Schadewaldt. 106 S., viele Abbildungen, kart., DM 18,80.

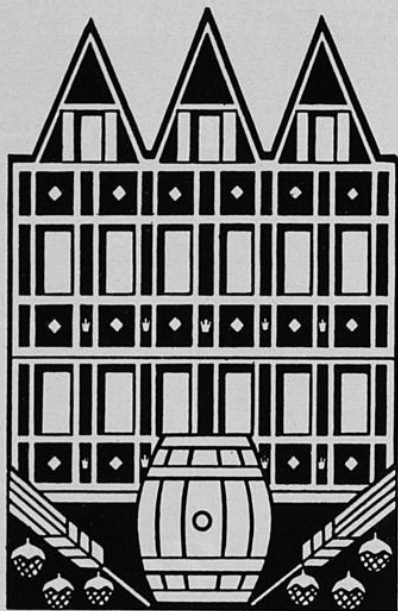
Jahrbücher der Universität Düsseldorf. Herausgegeben von der Universität Düsseldorf, Redaktion Prof. Dr. Hans Schadewaldt. Mit vielen Abbildungen, kart.
1969/70: 442 S., DM 28,00.
1970/71: 488 S., DM 32,00.
1971/72: 328 S., DM 30,00.
1972/73: 416 S., DM 34,00.
1973–75: 394 S., DM 28,00.

Tritsch Druck und Verlag

DEUTSCHE APOTHEKER-
UND ÄRZTEBANK

*Bank
für die
Heilberufe*

DEUTSCHE APOTHEKER- UND ÄRZTEBANK EG
Hauptverwaltung Düsseldorf · Heinrich-Heine-Allee 6
Telefon 0211/83841



Gatzweilers Alt

Das beliebte

Düsseldorfer Altbier

auch in unserer Hausbrauerei



Düsseldorf, Altstadt,
Bolkerstr. 45/49

Chronik



Jahrbuch der Universität Düsseldorf

Herausgegeben von der Universität Düsseldorf mit Unterstützung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf, Redaktion Prof. Dr. Hans Schadewaldt; Format 16,8 x 24 cm, zahlreiche Abbildungen, kart.

Jahrbuch 1968/69, vergriffen

Jahrbuch 1969/70, 442 S., DM 28,—

Jahrbuch 1970/71, 448 S., DM 32,—

Jahrbuch 1971/72, 328 S., DM 30,—

Jahrbuch 1972/73, 413 S., DM 34,—

Jahrbuch 1973–75, 392 S., DM 38,—

Jahrbuch 1975/76, 335 S., DM 27,—

Düsseldorfer Arbeiten zur Geschichte der Medizin

aus dem Institut für Geschichte der Medizin der Universität Düsseldorf, herausgegeben von Prof. Dr. Hans Schadewaldt; Format 14,8 x 21 cm, mit Abbildungen, kart.; von 53 erschienenen Titeln sind noch lieferbar:

- 23 **Prof. Dr. med. dent. h. c. Christian Bruhn und die Begründung der Westdeutschen Kieferklinik** von Dr. Suse-Marie Mayer; 108 S., DM 9,80
 - 25 **Von der Zentralbibliothek der Medizinischen Akademie zur Universitätsbibliothek Düsseldorf** von Werner Lichtner; 26 S., DM 3,80
 - 26 **Die Geschichte der Mund-zu-Mund-Beatmung** von Dr. Imke Bartels; 109 S., DM 9,80
 - 27 **Arthur Schloßmann und die Düsseldorfer Kinderklinik** von Dr. Peter Wunderlich und Dr. Karl Renner; 147 S., DM 14,80
 - 28 **Der Verein der Ärzte Düsseldorfs bis zum Jahre 1931** von Dr. Johannes Chevalier; 108 S., DM 9,80
 - 29 **Albert Neisser — Leben und Werk auf Grund neuer, unveröffentlichter Quellen** von Dr. Sigrid Schmitz; 93 S., DM 9,80
 - 30 **Die Geschichte der Chirurgischen Klinik der Städtischen Krankenanstalten Düsseldorf von 1907 bis 1965** von Dr. Hiltrud Lingmann; 94 S., DM 9,80
 - 31 **Willem Storm van Leeuwen und seine Bedeutung für die Asthmaforschung** von Dr. Hendrik Maria Beumer; 70 S., DM 7,80
 - 32 **Die Geschichte des Pathologischen Instituts der Universität Düsseldorf** von Dr. Gert Zimmermann; 61 S., DM 6,80
 - 33 **Die Geschichte des Instituts für Hygiene an der Universität Düsseldorf** von Dr. Peter Umbach; 100 S., DM 9,80
 - 34 **Chodowiecki und die Medizin** von Dr. Ilka Kleimenhagen; 135 S., DM 15,80
 - 35 **Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde (Zentralverein Deutscher Zahnärzte)** von Dr. Uta Althoff; 201 S., DM 18,60
 - 37 **Die Geschichte der Frauenklinik an der Universität Düsseldorf 1907–1971** von Dr. Dr. Klaus Dusemund; 216 S., DM 17,80
 - 38 **Die Geschichte der Krankenanstalt „Evangelismos“ in Athen** von Dr. Julius Pikoulas; 204 S., DM 17,80
 - 39 **Professor Dr. med. Heinrich Schade, Begründer der Molekularpathologie 1876–1935, Leben und Werk** von Dr. Josef Hadjamu; 125 S., DM 10,80
 - 40 **Die Geschichte des Krankenhauswesens in Grönland** von Dr. Rupert Steiner; 79 S., DM 16,80
 - 42 **Die Krankheit Alfred Rethels** von Dr. Ute Schemuth; 89 S., DM 10,80
 - 45 **Professor Dr. med. et chir. Julius Eugen Schloßberger (1819–1860) — Begründer der physiologischen Chemie in Tübingen — Leben und Werk** von Dr. Fritz Heße; 180 S., DM 18,—
 - 46 **Die Pocken im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71** von Dr. Dr. Oskar Matzel; 81 S., 2 Tafeln, DM 14,80
 - 47 **Seekrankheit in der Antike** von Dr. Hermann Oldelehr; 134 S., DM 16,80
 - 48 **Die Choleraepidemien in Düsseldorf** von Dr. Georg Fliescher; 54 S., DM 14,80
- Beiheft II **Tropenmedizinische Forschung bei Bayer** von Dr. Horst-Bernd Dünschede; 197 S., DM 17,50
- Beiheft III **Vom Röntgenkabinett zur Strahlenklinik** — Beitrag zur Geschichte der Radiologie an den Düsseldorfer Universitätskliniken von Dr. Gerhard Mütter; 101 S., DM 12,80

Düsseldorf und seine Krankenanstalten

von Prof. Dr. Hans Schadewaldt und Irmgard Müller (Sonderdruck aus „Historia Hospitalium“, Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Krankenhausgeschichte); Format 14,8 x 21 cm, 128 S., zahlreiche Abbildungen, kart., DM 8,—

Diagnostik des Erstickungstodes und Bestimmung der Wasserzeit

von Priv.-Doz. Dr. Herbert Reh (Gerichtsmedizinisches Institut der Universität Düsseldorf); Format 15,7 x 22 cm, 188 S., 45 (davon 6 farbige) Abbildungen, kart., DM 48,—

Über die röntgenologische Volumenmessung der linken Herzkammer

von Priv.-Doz. Dr. Berthold Kisseler (Institut für Medizinische Strahlenkunde der Universität Düsseldorf); Format 14,8 x 21 cm, 106 S., 63 (davon 13 farbige) Abbildungen, kart., DM 38,—

Triltsch Druck und Verlag, Herzogstraße 53, 4000 Düsseldorf 1



Chronik der Universität Düsseldorf vom 1. Januar 1975 bis 30. September 1976

(laut Bericht der Pressestelle der Universität)

Universitätsgremien

Rektor: Magnifizenz Professor Dr. phil. HERBERT RAUTER (Anglistik)

Prorektor: Professor Dr. med. Dr. h. c. WILHELM LOCHNER (Physiologie)

Kanzler: Dr. jur. CARL FRIEDRICH CURTIUS

Dekan der Philosophischen Fakultät: Spektabilität Professor Dr. phil. MANFRED HÖFLER (Romanistik) (ab 1. Oktober 1975)

Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät: Spektabilität Professor Dr. rer. nat. KURT SUCHY (Theoretische Physik) (ab 1. Oktober 1975)

Dekan der Medizinischen Fakultät: Spektabilität Professor Dr. med. GUSTAV-ADOLF VON HARNACK (Kinderheilkunde) (ab 1. Oktober 1975)

Verwaltung der Medizinischen Einrichtungen der Universität: Oberverwaltungsdirektor KLAUS-EBERHARD STREBLOW

Staatshochbauamt für die Universität Düsseldorf: Amtsvorstand: Leitender Regierungsbaudirektor FRIEDHELM SIEBEN

Universitätsbibliothek:

Direktor: Ltd. Bibliotheksdirektor Professor Dr. phil. GÜNTER GATTERMANN

Leiter der Medizinischen Abteilung: Dr. med. h. c. WERNER LICHTNER

Rechenzentrum der Universität: Leiter: Akademischer Direktor Dr. rer. nat. JAN KNOP

Universitätsrat: Ministerialdirigent HEINRICH BRENTROP

Personelles

Emeritierungen:

Prof. Dr. med. JOSEF HAGEN, Direktor des Instituts für Arbeitsmedizin, wurde am 30. März 1976 emeritiert.

Prof. Dr. med. FRANZ GROSSE-BROCKHOFF, Direktor der I. Medizinischen Klinik A, erhielt am 21. Mai 1976 seine Emeritierungsurkunde.

Ernennungen:

zum ordentlichen Professor:

Wiss. Rat und Prof. Dr. HANS JOACHIM JESDINSKY (bisher am Institut für Med. Statistik und Dokumentation der Universität Freiburg/Br.) ist zum ordentlichen Professor auf den Lehrstuhl „Medizinische Statistik und Biomathematik“ ernannt worden (1. April 1975).

Prof. Dr. ARTUR BERGMANN, seit 1969 ordentlicher Professor für Mathematik an der Universität Düsseldorf, hat am 4. Juni 1975 den neu errichteten Lehrstuhl „Mathematikdidaktik und Mathematik“ übernommen.

Wiss. Rat und Prof. Dr. GUNTHER ARNOLD (bisher Physiologisches Institut) ist zum ordentlichen Professor für das Fach „Experimentelle Chirurgie“ ernannt worden (21. Oktober 1975).

Prof. Dr. HANS MÖHRLE (bisher Freie Universität Berlin) ist zum ordentlichen Professor für das Fach „Pharmazie“ ernannt worden (31. Oktober 1975).

Wiss. Rat und Prof. Dr. PETER HÜTTENBERGER (bisher Universität Bielefeld) ist zum ordentlichen Professor für das Fach „Neueste Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte des Landes Nordrhein-Westfalen“ ernannt worden (28. Januar 1976).

Prof. Dr. PETER WUNDERLI (bisher Universität Freiburg/i.Br.) ist am 10. März 1976 zum ordentlichen Professor auf den Lehrstuhl Romanistik IV ernannt worden.

Priv.-Doz. Dr. RUDOLF HIESTAND (bisher Universität Kiel) ist am 12. April 1976 zum ordentlichen Professor auf den Lehrstuhl Mittelalterliche Geschichte ernannt worden.

Wiss. Rat und Prof. Dr. KLAUS STEFFEN (bisher Universität Köln) ist am 22. April 1976 zum ordentlichen Professor für das Fach „Reine Mathematik“ ernannt worden.

Wiss. Rat und Prof. Dr. KURT A. SANTARIUS (Botanisches Institut) ist am 3. Juni 1976 zum ordentlichen Professor für das Fachgebiet Botanik III ernannt worden.

Wiss. Rat und Prof. Dr. JOACHIM KRAUTH (Psychologisches Institut) ist am 3. August 1976 zum ordentlichen Professor für das Fach Psychologie IV ernannt worden.

Prof. Dr. WOLRAD VOGELL (bisher Universität Konstanz) ist am 14. September 1976 zum ordentlichen Professor für das Fach „Biophysik und Elektronenmikroskopie“ ernannt worden.

Priv.-Doz. Dr. HANS-KARL JANSSEN (bisher Wiss. Mitarbeiter am Institut für Festkörperforschung der Kernforschungsanlage Jülich) ist am 28. September 1976 zum ordentlichen Professor für das Fach „Theoretische Physik III“ ernannt worden.

Prof. Dr. ADOLF HOPF, Ordinarius für Hirnforschung an der Universität Düsseldorf, ist das Fach „Hirnforschung und Anatomie“ übertragen worden. Er übernimmt als weiterer Direktor des Anatomischen Instituts den Lehrstuhl I als Nachfolger von Prof. Dr. Dr. ANTON KIESSELBACH. Die bisherige Funktion als Direktor des C. und O. Vogt-Instituts für Hirnforschung, das weiterhin als selbständiges Institut besteht, behält Prof. HOPF bei.

zum Honorarprofessor:

Dr. FRANÇOIS WAELBROECK, Geschäftsführender Direktor des Instituts für Plasmaphysik an der Kernforschungsanlage Jülich, ist am 23. September 1975 zum Honorarprofessor ernannt worden.

Dr. GÜNTER GATTERMANN, Leitender Bibliotheksdirektor, ist am 4. Februar 1975 zum Honorarprofessor ernannt worden.

Dr. HANS-JOACHIM GRAF (mit Vorlesungen beauftragt im Fach Germanische Philologie) ist am 12. März 1975 zum Honorarprofessor an der Universität Düsseldorf ernannt worden.

zum Wissenschaftlichen Rat und Professor:

Priv.-Doz. Dr. HORST SCHEIBNER (bisher Max-Planck-Gesellschaft, Bad Nauheim) am Physiologischen Institut (1. April 1975).

Dozent Dr. GERD WENZENS (Geographisches Institut) am 11. April 1975.

Prof. Dr. INGO MÜLLER (bisher Johns Hopkins University, Baltimore) am Institut für Theoretische Physik II (26. Juni 1975).

Priv.-Doz. Dr. JÜRGEN KRÄMER (Orthopädische Klinik) am 25. Juli 1975.

Priv.-Doz. Dr. JOACHIM KRAUTH (Institut für Statistik und Dokumentation) am 28. Juli 1975.

Priv.-Doz. Dr. HEINZ KLEINDIENST (Physikalische Chemie) am 1. September 1975.

Priv.-Doz. Dr. KLAUS WIRTH (Pharmakologie) am 1. September 1975.

Prof. Dr. HANS-JOACHIM GRABITZ, bisher am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin (Psychologisches Institut), am 30. September 1975.

Priv.-Doz. Dr. WILHELM MORTIER (Kinderklinik) am 2. Oktober 1975.

Priv.-Doz. Dr. MAURICE JEAN BOURGEOIS (Kinderklinik) am 9. Oktober 1975.

Priv.-Doz. Dr. KLAUS JANSSEN, bisher Universität Erlangen (Institut für Statistik und Dokumentation), am 14. Oktober 1975.

Wiss. Mitarbeiterin Dr. phil. Dr. med. PETRA NETTER, bisher Universität Mainz (Psychologie), am 3. November 1975.

Prof. Dr. LIENHARD LEGENHAUSEN, bisher Universität Stuttgart (Anglistik), am 10. November 1975.

Apl. Prof. Dr. TORSTEN-UDO HAUSAMEN (Med. Klinik A) am 18. Dezember 1975.

Apl. Prof. Dr. FRANZ HORST MÜNTEFERING (Pathologisches Institut) am 4. Februar 1976.

Apl. Prof. Dr. WOLFGANG PÖTTGEN (Med. Klinik A) am 4. Februar 1976.

Priv.-Doz. Dr. med. Dr. med. dent. HERIBERT KOCH (Klinik für Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie, Westdeutsche Kieferklinik) am 29. März 1976.

Priv.-Doz. Dr. WOLFGANG WIEGELMANN (Med. Klinik) am 29. Juli 1976.
Dipl.-Psychologe Dr. OSKAR BERNDT SCHOLZ (bisher Universität Tübingen) am 2. August 1976.
Apl. Prof. Dr. GIESBERT JACOBS (Chirurgische Universitätsklinik und Poliklinik) am 16. September 1976.
Priv.-Doz. Dr. Dr. INGOLF KOBLIN (Klinik für Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie, Westdeutsche Kieferklinik) am 16. September 1976.

zum außerplanmäßigen Professor:

Priv.-Doz. Dr. FRANZ HORST MÜNTEFERING (Pathologisches Institut) am 22. Juli 1975.
Priv.-Doz. Dr. WOLFGANG PÖTTGEN (Med. Klinik A) am 30. Juli 1975.
Priv.-Doz. Dr. HANS-JOACHIM OTTO MENZEL (Poliklinische und zahnärztlich-chirurgische Abteilung der Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten, Westdeutsche Kieferklinik) am 4. August 1975.
Akademischer Oberrat Priv.-Doz. Dr. ERNST R. MÜLLER-RUCHHOLTZ (Physiologisches Institut) am 3. Februar 1976.
Priv.-Doz. Dr. SIEGFRIED EICHHORN (Deutsches Krankenhausinstitut, Institut in Zusammenarbeit mit der Universität Düsseldorf) am 16. Februar 1976.
Priv.-Doz. Dr. ERICH FUCHS (Deutsche Klinik für Diagnostik, Abt. Allergologie, Wiesbaden) am 19. Februar 1976.
Priv.-Doz. Dr. JOHANNES BOKELMANN (Chefarzt der Gynäkologischen Abt., Lukas-Krankenhaus, Neuss) am 19. Februar 1976.
Priv.-Doz. Dr. HORST VON BERNUTH (Leitender Arzt am Kinderkrankenhaus Bethel) am 8. Juli 1976.
Priv.-Doz. Dr. WERNER-KARL RAFF (Medizinischer Direktor der Chemischen Fabrik von Heyden, München, zuvor Oberassistent am Physiologischen Institut der Universität Düsseldorf) am 22. Juli 1976.
Priv.-Doz. Dr. DIETMAR RIEDEL (Ministerialrat im Ministerium für Landwirtschaft und Forsten des Landes NW) am 9. August 1976.
Priv.-Doz. Dr. WOLFGANG BEHMENBURG (Physikalisches Institut) am 16. August 1976.
Priv.-Doz. Dr. REINHARD MERIDIES (Prosper-Hospital, Recklinghausen) am 22. September 1976.
Oberschulrat Priv.-Doz. Dr. LUDWIG HARDÖRFER (Leiter der erziehungswissenschaftlichen Abteilung im Landesinstitut für schulpädagogische Bildung, Düsseldorf) am 30. August 1976.

zum Akademischen Direktor:

Akademischer Oberrat Dr. HANS-JOACHIM BIENIEK (Leiter der Tierversuchsanlage) am 18. Dezember 1975.

zum Akademischen Oberrat:

Akademischer Rat Dr. GERHARD HEIDE (Zoologisches Institut) am 17. Januar 1975.
Akademischer Rat Dr. ROLF SPETH (Rechenzentrum) am 24. März 1975.
Akademischer Rat Dr. DIRK PRÜSTEL (Institut für Organische Chemie) am 2. Juli 1975.
Dr. PAUL MERKERT (Erziehungswissenschaftliches Institut) am 1. Oktober 1975.
Akademische Rätin Dr. GERTRUD CEPL-KAUFMANN (Germanistisches Seminar) am 1. Oktober 1975.
Akademischer Rat Dr. BENNO WISCHGOLL (Physikalisches Institut) am 18. Mai 1976.
Akademischer Oberrat Dr. HORST WEBER (Institut für Pharmazeutische Chemie) am 8. Juni 1976.
Akademischer Rat Dr. HERBERT WENK (Institut für Theoretische Physik) am 26. August 1976.
Akademischer Rat Dr. MANFRED WÜSTEMEYER (Historisches Seminar) am 27. August 1976.

zum Akademischen Rat:

Wiss. Assistent Dr. HERBERT WENK (Institut für Theoretische Physik I) am 7. Juli 1975.
Wiss. Assistent Dr. GÜNTER PETERMANN (Institut für Physikalische Chemie) am 13. August 1975.
Wiss. Assistent Dr. DIETER PASSIA (Anatomisches Institut) am 9. Oktober 1975.
Wiss. Assistent Dr. HELMUT KECK (Institut für Anorganische Chemie) am 29. Oktober 1975.
Wiss. Ang. JÜRGEN REHBEIN (Romanisches Seminar) am 18. Februar 1976.
Wiss. Ass. Dr. WILFRIED BEHN (Botanisches Institut) am 19. August 1976.

zum Studienprofessor:

Akademischer Oberrat Dr. HANS-RUDOLF KLEINHANSS (Physikalisches Institut) am 4. Juni 1975.
Akademischer Oberrat Dr. PAUL THIELEMANN (Institut für Angewandte Physik) am 4. Juni 1975.
Akademischer Oberrat Dr. ERICH BAUMGARTNER (Mathematisches Institut) am 27. August 1976.

zur Oberstudienrätin:

Studienrätin im Hochschuldienst Dr. UTE VAN RUNSET (Romanisches Seminar) am 26. Dezember 1975.

Vertretungen:

Wiss. Rat und Prof. Dr. GERT KAISER (Germanistisches Seminar, Universität Heidelberg) ist mit der Vertretung des Amtes eines ordentlichen Professors für das Fach Ältere Germanistik in der Zeit vom 1. Oktober 1975 bis 31. März 1976 beauftragt worden.

Wiss. Rat und Prof. Dr. WOLFGANG PÖTTGEN wurde mit der Vertretung des Amtes eines ordentlichen Professors für die I. Medizinische Klinik A für das Wintersemester 1976/77 beauftragt.

Prof. Dr. RICHARD MÜNCH (Universität Köln) wurde mit der Vertretung des Amtes eines ordentlichen Professors für das Fach Sozialwissenschaft für das Wintersemester 1976/77 beauftragt.

Emer. Prof. Dr. JAN VAN CALKER wurde mit der Vertretung des Amtes eines ordentlichen Professors für das Fach Experimentalphysik für das Wintersemester 1976/77 beauftragt.

Emer. Prof. Dr. ALF MEYER ZUM GOTTESBERGE wurde mit der Vertretung des Amtes eines ordentlichen Professors für das Fach Hals-Nasen-Ohren-Krankheiten für das Wintersemester 1976/77 beauftragt.

Emer. Prof. Dr. Dr. ANTON KIESSELBACH wurde mit der Vertretung des Amtes eines ordentlichen Professors für das Fach Anatomie I für das Sommersemester 1976 beauftragt.

Emer. Prof. Dr. FRANZ GROSSE-BROCKHOFF wurde mit der Vertretung des Amtes eines ordentlichen Professors für das Fach Innere Medizin für das Sommersemester 1976 beauftragt.

Wiss. Rat und Prof. Dr. med. ULRICH HEIFER (Institut für Gerichtliche Medizin, Bonn) hat am 1. April 1976 die kommissarische Leitung des Instituts für Gerichtliche Medizin und die Vertretung des dazugehörenden Ordinariats übernommen.

Lehraufträge:

Prof. Dr. HANS SCHADEWALDT, Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin, nahm im Sommersemester 1975 und Wintersemester 1975/76 einen Lehrauftrag für das Fach „Geschichte der Medizin“ an der RWTH Aachen wahr.

Apothekerin Dr. IRMGARD MÜLLER (Wiss. Ass. am Institut für Geschichte der Medizin) nahm im Sommersemester 1975 einen Lehrauftrag für das Fach „Geschichte der Naturwissenschaften unter besonderer Berücksichtigung der Pharmazie“ an der Universität Heidelberg wahr.

Dozent Dr. MANFRED KRACHT (Mathematisches Institut) nahm vom 1. Oktober 1975 bis 31. März 1976 einen Lehrauftrag für das Fach „Angewandte Mathematik“ an der Gesamthochschule Wuppertal wahr.

Beurlaubungen:

Prof. Dr. LUDWIG SCHRADER, Romanisches Seminar, wurde für ein vorlesungsfreies Forschungsseminar (Sommersemester 1975) beurlaubt.

Prof. Dr. ILONA OPELT, Seminar für Klassische Philologie, wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Sommersemester 1975) beurlaubt.

Prof. Dr. MANFRED WINDFUHR, Germanistisches Seminar, wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Sommersemester 1975) beurlaubt.

Prof. Dr. WILFRIED STUBBE, Botanisches Institut, wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Sommersemester 1975) beurlaubt.

Prof. Dr. HORST NICKEL, Erziehungswissenschaftliches Institut, Abt. Entwicklungs- und Erziehungspsychologie, wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Wintersemester 1975/76) beurlaubt.

Dipl.-Phys. Dr. PETER SCHLIEPER (Institut für Pharmakologie und Toxikologie) wurde für ein Jahr zu einem Forschungsaufenthalt am Instituto de Biologia Celular, Buenos Aires, beurlaubt (Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft).

Prof. Dr. GEORG STÖTZEL, Germanistisches Seminar (Lehrstuhl I), wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Wintersemester 1975/76) beurlaubt.

Prof. Dr. DIETMAR KIENAST, Historisches Seminar (Lehrstuhl III), wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Wintersemester 1975/76) beurlaubt.

Akademischer Oberrat Dr. ULRICH HALLIER (Botanisches Institut) wurde zur Wahrnehmung eines Habilitationsstipendiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft vom 1. März 1975 bis 29. Februar 1976 beurlaubt.

Prof. Dr. KLAUS ROTHER, Geographisches Institut, Lehrstuhl II, führte während seines Forschungsfreisemesters (WS 1975/76) eine Forschungsreise nach Chile durch. Von Oktober 1975 bis März 1976 befaßte er sich dort mit den Problemkreisen „Funktionale ländliche Siedlungstypen in Mittelchile“ und

„Raumwirksamkeit des innerchilenischen Fremdenverkehrs“. Die Arbeiten wurden von der Deutschen Forschungsgemeinschaft durch eine Reisebeihilfe unterstützt.

Prof. Dr. WOLFGANG MOMMSEN, Historisches Seminar, Lehrstuhl II, wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Wintersemester 1975/76) beurlaubt.

Priv.-Doz. Dr. GOTTHARD KRAUSE (Botanisches Institut) wurde zur Wahrnehmung des Arbeitsbesuchs im Department of Biology des Nuclear Research Center „Demokritos“ in Athen vom 5. bis 29. September 1975 beurlaubt.

Priv.-Doz. Dr. JOHANNES NOTH (Physiologisches Institut II) wurde ab 1. Januar 1976 für ein einjähriges Forschungsstipendium der Deutschen Forschungsgesellschaft beurlaubt. Dr. NOTH hat am Physiologischen Institut der Universität Oxford (Leitung Prof. MATTHEWS) an Problemen der Spinalmotorik gearbeitet, insbesondere an dem autogenen Einfluß niedrigschwelliger Muskelrezeptoren auf statische und dynamische Gamma-Motoneurone der Katze.

Wiss. Assistent Dr. CHRISTOPH FROMM (Physiologisches Institut) war zur Wahrnehmung eines Stipendiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft vom 1. Februar 1976 bis 1. Februar 1977 beurlaubt und hat im Department of Health, Education and Welfare, National Institutes of Health, Bldg. 36, Rm 2D-12, Laboratory of Neurophysiology, Bethesda, Maryland 20014/USA, gearbeitet.

Prof. Dr. HELMUT BENNING (Anglistisches Institut) wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Sommersemester 1976) beurlaubt.

Prof. Dr. WERNER PETERS (Zoologisches Institut) wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Sommersemester 1976) beurlaubt.

Dr. H. VOLGER (Botanisches Institut) ist von Juli 1976 bis Juni 1977 als postdoctoral fellow zu Prof. VERNON an die Brigham Young University, Utah/USA, gegangen.

Prof. Dr. WALTER PETRY (Mathematisches Institut) wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Sommersemester 1976) beurlaubt.

Prof. Dr. VOLKER KRUMM, Erziehungswissenschaftliches Institut, wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Sommersemester 1976) beurlaubt.

Prof. Dr. GERHARD WEHLE (Erziehungswissenschaftliches Institut) wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Winter 1976/77) beurlaubt.

Prof. Dr. RAINER LENGELER (Anglistisches Institut) wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Winter 1976/77) beurlaubt.

Prof. Dr. MANFRED HÖFLER (Romanisches Seminar) wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Winter 1976/77) beurlaubt.

Prof. Dr. HANS LEMBERG (Historisches Seminar) wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Winter 1976/77) beurlaubt.

Prof. Dr. ARTUR BERGMANN (Mathematisches Institut) wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Wintersemester 1976/77) beurlaubt.

Prof. Dr. WILHELM JANKE (Psychologisches Institut) wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Wintersemester 1976/77) beurlaubt.

Prof. Dr. GÜNTER SCHNEIDER (Institut für Zoologie) wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Wintersemester 1976/77) beurlaubt.

Prof. Dr. WOLFGANG KRAMP (Erziehungswissenschaftliches Institut) wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Sommersemester 1977) beurlaubt.

Prof. Dr. FRITZ NIES (Romanisches Seminar) wurde für ein vorlesungsfreies Forschungssemester (Sommersemester 1977) beurlaubt.

Berufungen nach auswärts:

Prof. Dr. WOLFGANG SCHLUCHTER, Sozialwissenschaftliches Institut, hat den Ruf auf die 4. Lehrkanzel für Soziologie an der Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaft an der Universität Linz (Österreich) abgelehnt. Prof. SCHLUCHTER hat einen Ruf an den Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Heidelberg erhalten und angenommen.

Prof. Dr. WILHELM JANKE, Direktor des Psychologischen Instituts I, hat den an ihn ergangenen Ruf auf eine Lehrkanzel für Psychologie an der Universität Graz abgelehnt.

Prof. Dr. GEORG STÖTZEL, Germanistisches Seminar (Lehrstuhl I), hat einen Ruf auf den Lehrstuhl Germanistische Linguistik an der Universität Heidelberg erhalten und abgelehnt.

Prof. Dr. WOLFGANG STAIB, Direktor des Instituts für Physiologische Chemie, Lehrstuhl II, hat einen Ruf auf den Lehrstuhl für Physiologische Chemie an der Universität Ulm erhalten und abgelehnt.

Prof. Dr. HORST NICKEL, Erziehungswissenschaftliches Institut, Abt. Entwicklungs- und Erziehungspsychologie, hat einen Ruf auf den Lehrstuhl Entwicklungspsychologie an der Universität Frankfurt erhalten.

Wiss. Rat und Prof. Dr. WERNER GROTE (Institut für Humangenetik und Anthropologie) hat einen Ruf auf den durch Emeritierung von Prof. Dr. W. LEHMANN freigewordenen Lehrstuhl für Humangenetik an der Universität Kiel erhalten und am 1. September 1975 angenommen.

Ernennungen nach auswärts:

Wiss. Rat und Prof. Dr. HANS-JÜRGEN KNIERIEM, Oberarzt am Pathologischen Institut, ist mit Wirkung vom 1. Juni 1975 zum Chefarzt des Instituts für Pathologie des Ev. Krankenhauses Bethesda, Duisburg, gewählt worden. Es ist zukünftig Akademisches Lehrkrankenhaus der Universität Düsseldorf.

Priv.-Doz. Dr. EBERHARD NIESCHLAG (bisher II. Medizinische Klinik) hat die Leitung der Abteilung für Experimentelle Endokrinologie an der Universitäts-Frauenklinik in Münster übernommen und wurde zum Wiss. Rat und Prof. ernannt.

Priv.-Doz. Dr. AXEL HINRICH MURKEN (Institut für Geschichte der Medizin) wurde am 17. Juli 1975 zum Wiss. Rat und Prof. am Institut für Theorie und Geschichte der Medizin an der Universität Münster ernannt.

Priv.-Doz. Dr. REINHARD MERIDIES, bisher 1. Oberarzt der Urologischen Universitätsklinik, ist zum 1. Januar 1976 zum Chefarzt der Urologischen Klinik des Prosper-Hospitals, Recklinghausen, ernannt worden.

Wiss. Rat und Prof. Dr. MANFRED BLESSING (Pathologisches Institut) übernahm am 15. März 1976 die Leitung des Instituts für Pathologie der Stadt Köln.

Wiss. Rat und Prof. Dr. INGO MÜLLER (Institut für Theoretische Physik) übernahm am 26. Januar 1976 den Lehrstuhl für Theoretische Physik an der Gesamthochschule Paderborn.

Wiss. Rat und Prof. Dr. HEINRICH KREUZER, bis zum 1. Februar 1975 an der I. Medizinischen Klinik B, anschließend Direktor der Abteilung für Herz- und Gefäßkrankheiten am Katharinenhospital Stuttgart, übernahm am 1. Juli 1976 das Ordinariat für Kardiologie an der Universität Göttingen.

Oberarzt Priv.-Doz. Dr. CHRISTOPH WERNER (Frauenklinik) hat am 1. Juli 1976 das Amt des Chefarztes der Geburtshilflich-Gynäkologischen Abteilung des Bethesda-Krankenhauses, Duisburg, übernommen.

Ehrungen:

Die Medizinische Gesellschaft Düsseldorf hat in ihrer Sitzung vom 13. November 1974 den bisherigen Vorstand für die nächste Periode wiedergewählt: Prof. Dr. HANS GÜNTER GOSLAR, geschäftsführender Direktor des Anatomischen Instituts (Vorsitzender), Wiss. Rat und Prof. Dr. FRIEDHELM HUTH, Pathologisches Institut (Schriftführer), Dr. med. K. LAROS, Facharzt für Innere Medizin, Düsseldorf (Kassenwart).

Prof. Dr. MANFRED STRASSBURG, Direktor der Universitäts-Poliklinik und Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten (Westdeutsche Kieferklinik), wurde zum Stellvertretenden Vorsitzenden des Direktoriums der Akademie Praxis und Wissenschaft in der Deutschen Gesellschaft für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde berufen.

Prof. Dr. FRANZ LOOGEN, Direktor der I. Medizinischen Klinik B, wurde von der Griechischen Gesellschaft für Kardiologie zum Ehrenmitglied ernannt.

Dr. jur. WOLFGANG GLATZEL, Ehrensensator der Universität Düsseldorf und Vorsitzender der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V., ist mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik ausgezeichnet worden.

Prof. Dr. WOLFGANG BIRCKS, Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik und Poliklinik, Klinik B, wurde auf der letzten Tagung der Deutschen Gesellschaft für Thorax-, Herz- und Gefäßchirurgie zum zweiten Vorsitzenden gewählt.

Wiss. Rat und Prof. Dr. FRANZ RABE (Neurologische Klinik) wurde auf der Tagung der Internationalen Liga gegen Epilepsie, die vom 18. bis 21. Juni 1975 in Berlin stattfand, zum Präsidenten der Deutschen Sektion dieser Liga gewählt. Die Deutsche Sektion der Liga, die 1958 nach einer langen Unterbrechung durch das Dritte Reich wiedergegründet wurde, ist mit 800 ärztlichen Mitgliedern die größte Sektion dieser weltweiten Liga. Mit der jetzigen Wahl ist Düsseldorf zum zweiten Mal Sitz des Präsidenten, da Prof. Dr. BAY 1968 und 1969 ebenfalls dieses Amt innehatte.

Prof. Dr. Dr. h.c. ERNST SCHNEIDER, Ehrenvorsitzender der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V. und früher deren langjähriger Vorsitzender, wurde von der Stadt Nidderau (Hessen) die Ehrenbürgerschaft verliehen. Prof. SCHNEIDER wurde am 6. Oktober 1900 in Heldenbergen (zu Nidderau gehörend) geboren. Seine Geburtsstadt ehrte ihn zu seinem 75. Geburtstag in Ansehung seiner staatsbürgerlichen, wirtschafts- und kulturpolitischen Verdienste.

Die Jugoslawische Gesellschaft für Pathologie hat Prof. Dr. Dr. h. c. HUBERT MEESEN, Direktor des Pathologischen Instituts, zum Ehrenmitglied gewählt. Damit werden die Verdienste von Prof. MEESEN um die Zusammenarbeit mit der Gesellschaft und ihren Mitgliedern sowie seine international anerkannten wissenschaftlichen Werke gewürdigt.

Prof. Dr. HANS-WERNER SCHLIPKÖTER, Direktor des Instituts für Lufthygiene und Silikoseforschung und Inhaber des Lehrstuhls für Hygiene, ist vom Bundespräsidenten das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland für besondere Verdienste um den Umweltschutz, insbesondere um die Luftreinhaltung, verliehen worden.

Prof. J. F. VOLRAD DENEKE, Lehrbeauftragter für Medizinische Publizistik an der Universität Düsseldorf, ist vom Bundespräsidenten das Große Bundesverdienstkreuz verliehen worden.

Auf der diesjährigen Mitgliederversammlung der Gesellschaft zur Förderung der Lufthygiene und Silikoseforschung e.V. wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt; Vorsitzender: Prof. Dr. HANS SCHADE-WALDT, Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin; stellvertretender Vorsitzender: Staatssekretär a.D. OTTO BENESCH, Präsident des Landesrechnungshofes, und Rechtsanwalt SIEGFRIED SCHIMANSKI, Bochum.

Prof. Dr. HERBERT BRÜSTER, Direktor des Instituts für Blutgerinnungs- und -transfusionswesen, wurde vom Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Bluttransfusion und Immunhämatologie zum Vorsitzenden der Sektion III, die sich mit den wissenschaftlichen Aufgaben der „Problematik der Hämotherapie nach Maß“ beschäftigt, ernannt.

Em. Prof. Dr. Dr. h. c., Dr. h. c. ERNST DERRA wurde von der Deutschen Gesellschaft für Thorax-, Herz- und Gefäßchirurgie zum Ehrenmitglied gewählt.

Prof. Dr. Dr. CARL-HEINZ FISCHER, Direktor der Poliklinik und Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten, ist für den 64. Jahresweltkongreß der Fédération Dentaire Internationale in Athen vom 24. September bis 1. Oktober 1976 als Mitglied der Deutschen Delegation benannt worden.

Apl. Prof. Dr. EWALD GERFELDT, der am 15. Oktober 1976 sein 85. Lebensjahr vollendete, erhielt für seine Verdienste um die Sozialhygiene die Alfons-Fischer-Medaille.

Prof. Dr. KARL KREMER, Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik A, wurde am 11. Oktober 1976 mit dem Bundesverdienstkreuz I. Klasse ausgezeichnet.

Em. Prof. Dr. Dr. ANTON KIESSELBACH, bis zum Ende des Wintersemesters mit der Vertretung des Amtes eines ordentlichen Professors für das Fach Anatomie I beauftragt, wurde Anfang Dezember von Studenten mit einem Fackelzug geehrt.

Em. Prof. Dr. Dr. h. c. Dr. h. c. ERNST DERRA, ehemaliger Direktor der Chirurgischen Klinik, wurde auf dem 79. Deutschen Ärztetag in Düsseldorf mit der Paracelsus-Medaille der Deutschen Ärzteschaft ausgezeichnet.

Dr. FRIEDRICH POTT, Dipl.-Ing. Dr. KARL-HEINZ FRIEDRICHS (beide am Institut für Lufthygiene und Silikoseforschung an der Universität Düsseldorf) und Prof. Dr. FRIEDRICH HUTH (Pathologisches Institut) wurden am 6. Mai 1976 für ihre gemeinsame Arbeit „Ergebnisse aus Tierversuchen zur kanzerogenen Wirkung faserförmiger Stäube und ihre Deutung im Hinblick auf die Tumorentstehung beim Menschen“ mit dem E.-W.-Baader-Preis der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsmedizin ausgezeichnet.

Prof. Dr. HERIBERT KOCH, Oberarzt an der Universitätsklinik für Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie (Westdeutsche Kieferklinik), wurde am 8. Juni 1976 auf dem 25. Deutschen Kongreß für ärztliche Fortbildung in Berlin mit dem Curt-Adam-Preis 1976 ausgezeichnet. Prof. KOCH erhielt den Preis für seine Arbeiten über Karzinome der Mundhöhle.

Dr.-Ing. Dr. h. c. KONRAD HENKEL, der am 15. Mai 1973 in Anerkennung der von ihm als Forscher und Unternehmer geförderten Entwicklung der Waschmittelchemie unter besonderer Berücksichtigung von Verbraucher- und Umweltschutz mit der Ehrendoktorwürde der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Düsseldorf ausgezeichnet wurde, ist am 9. Juni 1976 zum Ehrenbürger der Landeshauptstadt Düsseldorf ernannt worden.

Priv.-Doz. Dr. THEODOR PETERS (Institut für Arbeitsmedizin) wurde auf der Jahrestagung der Leitenden Gewerbeärzte der Bundesrepublik am 25. Mai 1976 in Lübeck zum Vorsitzenden der Vereinigung der Deutschen Staatlichen Gewerbeärzte gewählt.

Prof. Dr. Dr. ALFRED REHRMANN, Direktor der Klinik für Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie (Westdeutsche Kieferklinik), wurde von der „Société Royale Belge de Stomatologie et de Chirurgie Maxillo-Faciale“ in Brüssel zum Ehrenmitglied ernannt.

Priv.-Doz. Dr. Dr. HERIBERT KOCH (Klinik für Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie) wurde auf der 101. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde am 2. Oktober 1975 in Kiel der Miller-Preis 1974 verliehen.

Prof. Dr. KARL KREMER, Direktor der Chirurgischen Klinik A, ist für die „German Section of the International College of Surgeons“ zum Vizepräsidenten und für die Jahre 1977 bis 1979 zum Präsidenten gewählt worden.

Emer. Prof. Dr. KARL OBERDISSE wurde im Anschluß an das Donau-Symposium für Diabetes mellitus in Dubrovnik vom Rektor der Universität Zagreb zu einem Besuch eingeladen und in Zagreb am 24. Oktober 1975 mit der Universitätsplakette wegen seiner Verdienste um die Förderung der wissenschaftlichen Beziehungen zwischen den Universitäten Düsseldorf und Zagreb ausgezeichnet.

Apl. Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. WOLFGANG WIRTH erhielt für seine Verdienste auf dem Gebiet der Pharmakologie und Toxikologie das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Prof. WIRTH, der seit 1940 dem Lehrkörper der Universität Düsseldorf angehört und noch heute einen Lehrauftrag hat, ist Inhaber der Paul-Martini-Medaille in Gold, Ehrendoktor der Universität Heidelberg sowie Verfasser der Toxikologie-Fibel, des größten Giftbuches in Deutschland.

Apl. Prof. Dr. SIEGFRIED NIEDERMEIER, Direktor der Augenklinik der Städt. Krankenanstalten Krefeld, ist für seine Verdienste um die Augenheilkunde in Nordafrika sowie um die Entwicklung der

Augenklinik in Krefeld das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen worden.

Auf dem Kongreß für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin in Düsseldorf vom 12. bis 15. November 1975 ist Priv.-Doz. Dr. THEODOR PETERS (Institut für Arbeitsmedizin) für seine Entwicklung eines Audio-simulators der Kongreßpreis 1975 zuerkannt worden.

Die pädagogische Leiterin des Fortbildungsinstituts für Ernährungsberatung und Diätetik an der Universität Düsseldorf, HELGA BUCHENAU, wurde am 1. Oktober 1975 mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet. Aus diesem Anlaß gab die Deutsche Gesellschaft für Ernährung e.V. im Institut in der II. Medizinischen Klinik einen Empfang, auf dem der Leiter des Instituts, Prof. Dr. HORST ZIMMERMANN, Vertreter des Ministeriums für Arbeit und Soziales NW, der Deutschen Gesellschaft für Ernährung und der Studierenden die Verdienste von Frau BUCHENAU um den Aufbau der Ernährungsberatung, die Aus- und Fortbildung von Diätassistentinnen und Ernährungsberaterinnen sowie um die Verbreitung der Erkenntnisse in der Ernährungslehre und Diätetik würdigten.

Prof. Dr. KARL OBERDISSE wurde auf der 10. Jahrestagung der Deutschen Diabetesgesellschaft in Ulm für seine Verdienste um die Diabetesforschung mit der Paul-Langerhans-Plakette geehrt. Mit dieser Paul-Langerhans-Plakette sind bisher fünf namhafte internationale Diabetesforscher ausgezeichnet worden.

Priv.-Doz. Dr. WERNER DILLER, Leiter des Instituts für Röntgendiagnostik und Nuklearmedizin der Ärztlichen Abteilung Bayer - Leverkusen, erhielt für seine Arbeit „Systematische Röntgenuntersuchungen zur verbesserten Frühdiagnose von industriellen Reizgasvergiftungen mit verzögertem Wirkungseintritt“ den E.-W.-Baader-Preis 1974. Diesen Preis verleiht die Deutsche Gesellschaft für Arbeitsmedizin für besonders hervorragende wissenschaftliche Publikationen aus dem Bereich der Arbeitsmedizin.

Dienstjubiläen:

40 Jahre im öffentlichen Dienst:

Reg.-Ang. OTTO HECK, (Universitätsbibliothek) am 28. April 1975.

Krankenschwester AGNES HEDTFELD (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 2. Mai 1975.

Gärtner FRANZ WIERTZ (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 4. Oktober 1975.

Prof. Dr. LEONHARD BIRKOFER (Institut für Organische Chemie) am 1. Januar 1976.

Krankenpfleger HEINZ SCHMITZ (Medizinische Einrichtungen) am 15. April 1976.

Reg.-Ang. JOHANNES ODENTHAL (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 28. April 1976.

Prof. Dr. Dr. ALFRED REHRMANN (Klinik für Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie) am 17. Juli 1976.

Regierungsoberamtsrat WILLY HORN (Rechnungsamt der Regierung Düsseldorf, Prüfstelle Universität) am 20. Juli 1976.

25 Jahre im öffentlichen Dienst:

HILDEGARD SANDFORT (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 25. Mai 1975.

Reg.-Ang. MARGOT ASPESLAG (Hautklinik) am 31. März 1975.

Reg.-Ang. ANNELIESE BUSSE (MTA, II. Med. Klinik) am 31. März 1975.

Reg.-Ang. THERESE TOSTTI (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 1. April 1975.

Reg.-Ang. ROBERT SPERLING (Universitätskasse) am 22. April 1975.

Krankenschwester FRIEDEL SCHLEGEL (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 31. Juli 1975.

Krankenschwester HANNELORE WERNER (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 31. Juli 1975.

Krankenschwester GERTRUD GIEDE (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 30. September 1975.

Maurer HEINRICH HIRT (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 25. Oktober 1975.

Prof. Dr. KURT HEINRICH, Direktor der Psychiatrischen Klinik der Universität - Rheinisches Landeskrankenhaus, am 1. Oktober 1975.

Prof. Dr. LUTWIN BECK, Direktor der Universitätsfrauenklinik, am 9. September 1975.

Näherin MARIA APEL (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 14. Februar 1976.

Priv.-Doz. Dr. THEODOR PETERS (Institut für Arbeitsmedizin), Gewerbemedizinaldirektor, am 2. Dezember 1975.

Prof. Dr. ARTUR BERGMANN (Mathematisches Institut) am 4. Februar 1976.

Krankenschwester URSULA SEIFERT (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 1. April 1976.

Krankenschwester LINA VOGT (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 1. April 1976.

Krankenschwester ELFRIEDE KONZELMANN (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 1. Mai 1976.

Medizinisch-technische Assistentin ROSWITHA ZIMNIK (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 15. Mai 1976.
Krankenschwester EMMI PLÖGER (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 4. Juni 1976.
Krankenschwester HILDEGARD KÜNEMUND (Medizinische Einrichtungen der Universität) am 10. Juni 1976.
Medizinisch-technische Assistentin MARIANNE KRAUSE-WICHMANN (Medizinische Einrichtungen) am 16. September 1976.
Regierungsangestellte ELFRIEDE SCHADE (Medizinische Einrichtungen) am 30. September 1976.
Krankenschwester LIESEL DEBENER (Medizinische Einrichtungen) am 30. September 1976.
Krankenschwester LIESELOTTE HELFENBEIN (Medizinische Einrichtungen) am 30. September 1976.
MARTHA RUDOLF (Medizinische Einrichtungen) am 5. Oktober 1976.

Aus der Verwaltung:

a) der Universität:

Regierungsinspektor GERD WOLF (Dezernat 5) wurde am 1. Februar 1975 zum Regierungsoberinspektor ernannt.
Regierungsamtmann WALTER MESKAT (Dezernat 5) ist zum Regierungspräsidenten Düsseldorf versetzt.
Regierungsinspektorin GISELA SPIEGL (Dezernat 3) ist zum 1. April 1975 an die Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Düsseldorf, versetzt.
Akademischer Rat z.A. WERNER RATTAY (Dezernat 2) nahm am 1. Februar 1975 seinen Dienst auf.
Regierungsinspektorin z.A. MARION HENNES nahm am 1. April 1975 ihren Dienst in der Personalabteilung auf.
Regierungsoberinspektor BERND KEMENA nahm am 1. Juni 1975 seinen Dienst in der Universitätsverwaltung auf.
Regierungsoberinspektor GERHARD SANDER (Dezernat 5) ist zum 1. April 1975 zum Regierungspräsidenten, Düsseldorf, versetzt.
Betriebswirt (grad.) DIETMAR GRÜBEL nahm am 15. August 1975 seinen Dienst im Dezernat 2.1 auf.
Regierungsinspektor z.A. KARL-HEINZ FEHR nahm am 1. September 1975 seinen Dienst im Studentensekretariat auf.
Aufgrund des „Zweiten Gesetzes zur Vereinheitlichung und Neuregelung des Besoldungsrechts in Bund und Ländern“ und der dazu ergangenen Anordnung der Landesregierung sind einige Amtsbezeichnungen geändert worden. So wurde die Amtsbezeichnung Regierungsoberamtmann in Regierungsamtsrat geändert. Folgenden Regierungsoberamtmännern wurde mit Wirkung vom 1. Juli 1975 die neue Amtsbezeichnung Regierungsamtsrat übertragen:
GÜNTER MÜNCH (Dezernat 6),
JENS-PETER NATERSKY (Dezernat 5),
GERHARD WAMPER (Dezernat 5).
MANFRED RAUSCH (Dezernat 1.1).
WILHELM SCHMITZ (Dezernat 3.1.2).
GERD WOLF (Dezernat 5.1) wurde zum 15. Oktober 1975 zur Landesanstalt für Wasser und Abfall NW, Düsseldorf, versetzt.
Regierungsinspektor PETER KREPF (Dezernat 4.2) wurde am 1. November 1975 zum Regierungsoberinspektor ernannt.
Regierungsinspektor z.A. ALBIN PETERS nahm am 1. Oktober 1975 seinen Dienst im Dezernat 5.1 auf.
Regierungsoberinspektor EUGEN GROSSE-OPHOFF nahm am 1. Januar 1976 seinen Dienst im Dezernat 5.1 (Haushalts- und Rechnungswesen) auf.
Regierungsinspektor VOLKER FRITZSCH nahm am 1. Januar 1976 seinen Dienst im Dezernat 5.2 (Zentrale Beschaffung) auf.
Reg.-Ang. JOSEF WIRKUS, seit dem 1. Januar 1964 bei der Universität Düsseldorf, vormals Medizinische Akademie, beschäftigt, ist am 31. März 1976 in den Ruhestand getreten. WIRKUS war u.a. zuständig für Reisekosten, Beihilfen und Umzugskosten.
Reg.-Ang. KORNELIA MÜLLER nahm ihren Dienst am 15. März 1976 im Dezernat 1.1 (Akademische Angelegenheiten) auf.
Wiss. Ang. ROLAND SCHNEIDER M.A. (Dezernat 2.1 - Struktur- und Entwicklungsplanung) ist zum 20. April 1976 zum Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes NW versetzt.

b) der Medizinischen Einrichtungen

HEINZ BERGERS, langjähriger Kustos der Orgel in der Kapelle der Medizinischen Einrichtungen, hat

sein Amt Ende Juli aus Alters- und Gesundheitsgründen zur Verfügung gestellt. BERGERS hat die Orgel seit 1943 nebenamtlich betreut und während dieser Zeit rund 80 Konzerte gegeben.

Dominikanerpater REINHOLD ZIELINSKI wurde vom Erzbischof von Köln zum Krankenhausseelsorger in den Medizinischen Einrichtungen der Universität Düsseldorf ernannt. Pater ZIELINSKI, der in Cambridge promoviert wurde (Medizinische Ethik und Euthanasie), hat seinen Dienst am 18. August 1975 aufgenommen.

Regierungsoberamtmann INGO HOEVEN (Leiter der Personalabteilung der Medizinischen Einrichtungen) ist am 3. April 1975 zum Regierungsoberamtsrat ernannt worden.

Reg.-Ang. Dipl.-Volkswirt KLAUS GLASOW, bisher Verwaltung der Medizinischen Einrichtungen der Universität Bonn, hat am 2. Januar 1976 die Leitung des Dezernats 011 (Haushalt und Planung, Kassenaufsicht) übernommen.

Verwaltungsdirektor KLAUS-EBERHARD STREBLOW, Vertreter des Kanzlers für den Bereich der Medizinischen Einrichtungen der Universität Düsseldorf, wurde zum Oberverwaltungsdirektor ernannt (29. Januar 1976).

Aus der Universitätsbibliothek:

Oberbibliotheksrat Dr. PETER RAU ist zum 1. März 1975 zur Fernuniversität Hagen versetzt.

Bibliotheksinspektorin MARIA GUSKI ist zur Bibliotheksoberinspektorin ernannt worden (12. Februar 1975).

Bibliotheksinspektorin RUTH JOKS ist zur Bibliotheksoberinspektorin ernannt worden (5. März 1975).

Bibliotheksinspektor z.A. HELMUT ZENGERLING nahm seinen Dienst in der Universitätsbibliothek auf (1. April 1975).

Bibliotheksinspektorin z.A. EDITH RITTER nahm am 1. März 1975 ihren Dienst in der Universitätsbibliothek auf.

Bibliotheksoberinspektorin KARIN ROSELLEN ist am 27. Mai 1975 zur Bibliotheksamtmännin ernannt worden.

Bibliotheksoberinspektor HEINRICH DÖRRIES ist am 2. Juni 1975 zum Bibliotheksamtmann ernannt worden.

Folgenden Bibliotheksoberamtmännern wurde mit Wirkung vom 1. Juli 1975 die neue Amtsbezeichnung Bibliotheksamtsrat übertragen:

ALBERT FRANK,

GOTTHARD HAEHNELT.

Bibliotheksamtmann ULRICH HAAGE ist mit Wirkung vom 15. September 1975 zur Fernuniversität Hagen versetzt.

Bibliotheksoberinspektorin HILDEGARD SCHWICKERATH nahm am 1. Juli 1975 ihren Dienst auf.

Bibliotheksinspektorin z.A. HELGA VOSSE nahm am 1. September 1975 ihren Dienst auf.

Bibliotheksinspektor CHRISTOF BEUERLE wurde am 30. September 1975 zum Bibliotheksoberinspektor ernannt.

Bibliotheksinspektorin z.A. MARITA BECKER nahm am 1. Oktober 1975 ihren Dienst auf.

Bibliotheksinspektorin z.A. MARLIES PREISS nahm am 1. Oktober 1975 ihren Dienst auf.

Bibliotheksinspektorin INGEBORG SCHRÖDER nahm am 1. November 1975 ihren Dienst auf.

Bibliotheksrat z.A. Dr. MANFRED VON STOSCH nahm am 1. Oktober 1975 seinen Dienst auf.

Bibliotheksinspektorin z.A. RUTH VELDMANN nahm am 1. Oktober 1975 ihren Dienst auf.

Bibliotheksinspektor z.A. HEINZ NELLEN ist am 24. November 1975 zum Bibliotheksinspektor ernannt worden.

Bibliotheksinspektor z.A. MANFRED SCHWARZ ist am 12. März 1976 zum Bibliotheksinspektor ernannt worden.

Bibliotheksinspektor z.A. HARTMUT LAUFFS ist am 1. April 1976 zum Bibliotheksinspektor ernannt worden.

Bibliotheksrat z.A. SIEGFRIED RAINER FRANKE ist am 1. April 1976 zur Gesamthochschule Essen versetzt worden.

Bibliotheksrätin GERLINDE PETRAN-BITTER nahm am 1. Oktober 1976 ihren Dienst auf.

Bibliotheksinspektorin z.A. DAGMAR WILMS nahm am 1. Oktober 1976 ihren Dienst auf.

Bibliotheksinspektor z.A. WILLE INDERDOONEN nahm am 1. Oktober 1976 seinen Dienst auf.

Bibliotheksinspektor z.A. HELMUT KLEINENBROICH nahm am 1. Oktober 1976 seinen Dienst auf.

Bibliotheksinspektor z.A. NORBERT NEUHAUSEN nahm am 1. Oktober 1976 seinen Dienst auf.

Ausschüsse

Akademischer Direktor Dr. JAN KNOP, Leiter des Rechenzentrums der Universität Düsseldorf, wurde am 23. Januar 1975 in Köln auf der konstituierenden Sitzung des Ausschusses für das Regionalrechenzentrum der Universität zu Köln zum stellv. Vorsitzenden des Ausschusses gewählt. Dr. KNOP wurde ferner zum Vorsitzenden der Kommission Vergabe der verfügbaren Rechenzeit an die Hochschulen im Regionalbereich und in die Kommission zur Erarbeitung einer Benutzungsordnung sowie zur Erarbeitung von Grundsätzen für die Vergabe der verfügbaren Rechenzeit gewählt. Das Kölner Regionalrechenzentrum ist das bisher größte Verbundsystem im deutschen Hochschulbereich, das mehreren Hochschulen und Gesamthochschulen zur Verfügung steht.

Prof. Dr. HANS GÜNTER GOSLAR, Direktor des Anatomischen Instituts, Lehrstuhl II, wurde auf der Kammerversammlung der Ärztekammer Nordrhein zum Delegierten für den 78. Deutschen Ärztetag gewählt, der vom 6. bis 10. Mai 1975 in Hamburg stattfand. Außerdem wurde Prof. GOSLAR von der Bezirksstelle Düsseldorf der Ärztekammer zu ihrem Fortbildungsbeauftragten gewählt.

Im April 1975 wurde Prof. Dr. HANS SCHADEWALDT, Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin, als ordentliches Mitglied in das Kollegium für Ärztliche Fortbildung Regensburg berufen.

Prof. Dr. WOLFGANG SCHLUCHTER, Sozialwissenschaftliches Institut, wurde in das Konzil der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gewählt.

Prof. Dr. Dr. CARL-HEINZ FISCHER, Direktor der Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten, wurde vom Bundesverband der Deutschen Zahnärzte zum Mitglied der deutschen Delegation für den 63. Jahresweltkongreß der Fédération Dentaire Internationale in Chicago im Oktober 1975 benannt.

Prof. Dr. HANS GÜNTER GOSLAR (Anatomisches Institut) wurde vom Präsidium der Ärztekammer Nordrhein zum Vertreter der Kammer in die ständige Konferenz der Bundesärztekammer „Hochschulreform und Medizinische Fakultäten“ ernannt.

Prof. Dr. MANFRED STRASSBURG (Universitäts-Poliklinik und Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten) wurde zum Leiter der Arbeitsgruppe „Mundschleimhautsymptome mit Hinweis auf Allgemeinerkrankungen“ in der Kommission für Zahnärztliche Forschung der Fédération Dentaire Internationale ernannt.

Prof. Dr. Dr. h.c. WILHELM LOCHNER (Physiologisches Institut), Prorektor der Universität, wurde zum Gutachter für das Fach „Physiologie“ bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewählt.

Die von Prof. Dr. HANS J. JESDINSKY, Institut für medizinische Statistik und Biomathematik der Universität Düsseldorf, geleitete Arbeitsgruppe „Therapeutische Forschung“ der Gesellschaft für Medizinische Dokumentation, Information und Statistik hielt am 24. April in Wiesbaden ihre 4. Sitzung ab. Das interdisziplinäre Treffen, an dem 29 Wissenschaftler aus der Wirtschaft, den Hochschulen, Gesundheitsbehörden und der Ärzteschaft teilnahmen, diente der Vorbereitung von Empfehlungen zur Planung und Durchführung kontrollierter klinischer Therapiestudien und erörterte methodische Fragen in Zusammenhang mit dem neuen Entwurf des Arzneimittelgesetzes.

Prof. Dr. GÜNTER GATTERMANN, Direktor der Universitätsbibliothek, wurde für die Jahre 1976 und 1977 zum Mitglied des Bibliotheksausschusses der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewählt. Zu den Aufgaben des Ausschusses gehört die Beratung des Hauptausschusses der DFG in allen Fragen der Planung und Förderung des wissenschaftlichen Bibliothekswesens.

Prof. Dr. HANS GÜNTER GOSLAR (Anatomisches Institut) wurde von der Ärztekammer Nordrhein zu deren Vertreter in der ständigen Konferenz „Approbationsordnung“ der Bundesärztekammer ernannt.

Exkursionen:

Das Geographische Institut führte vom 23. Juli bis 9. August 1976 unter der Leitung von Prof. Dr. KLAUS ROTHER eine wissenschaftliche Exkursion für Studierende nach Südnorwegen durch. Wiss. Rat und Prof. Dr. GERD WENZENS (Geographisches Institut) führte vom 17. September bis 4. Oktober 1975 eine Exkursion nach Spanien und Portugal durch. Die Studienfahrt vermittelte einen landeskundlichen Überblick über die Iberische Halbinsel.

Habilitationen:

Philosophische Fakultät

Dr. phil. C. WEBER am 27. 5. 1975 (Historisches Seminar) für das Fach Mittlere und Neuere Geschichte.

Akademischer Oberrat Dr. K.-E. LÖNNE am 9. 12. 1975 (Historisches Seminar) für das Fach Mittlere und Neuere Geschichte.

Dr. phil. W. HOGREBE am 13. 7. 1976 (Philosophisches Institut) für das Fach Philosophie.

Umhabilitation:

Prof. Dr. L. HARDÖRFER am 13. 7. 1976 von der Johannes Gutenberg-Universität zu Mainz (Erziehungswissenschaft).

Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät

- Dr. rer. nat. H. KLEINDIENST am 14. 1. 1975 (Institut für Physikalische Chemie) für das Fachgebiet Physikalische Chemie und Theoretische Chemie.
Dr. rer. nat. G. SCHRÖDER am 21. 1. 1975 (Mathematisches Institut) für das Fach Mathematik.
Dr. rer. nat. H. CRAUBNER am 21. 10. 1975 (Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung, Köln) für das Fach Physikalische Chemie.
Dr. rer. nat. G. HEIDE am 21. 10. 1975 (Institut für Zoologie) für das Fach Zoologie.
Dr. rer. nat. H. MEHLHORN am 21. 10. 1975 (Institut für Zoologie) für das Fach Zoologie.
Dr. phil. nat. G. GLEBE am 4. 5. 1976 (Geographisches Institut) für das Fach Geographie.
Dr. rer. nat. G. DEBUS am 15. 6. 1976 (Psychologisches Institut) für das Fach Psychologie.

Medizinische Fakultät

- Dr. med. habil. D. MOSCHINSKI am 30. 1. 1975 (Chirurgie)
Dr. med. habil. TH. PETERS am 30. 1. 1975 (Arbeitsmedizin)
Dr. med. habil. W. DILLER am 13. 2. 1975 (Arbeitsmedizin)
Dr. med. habil. K. KLEY am 13. 2. 1975 (Innere Medizin)
Dr. med. habil. D. GRÜNKLEE am 13. 2. 1975 (Innere Medizin)
Dr. med. habil. E. NIESCHLAG am 13. 2. 1975 (Innere Medizin)
Dr. med. habil. W. P. FRITSCH am 13. 2. 1975 (Innere Medizin)
Dr. med. habil. U. SCHACHT am 13. 2. 1975 (Chirurgie)
Dr. med. habil. P. STRAUSS am 22. 5. 1975 (Hals-, Nasen-, Ohrenheilkunde)
Dr. med. habil. I. RECHENBERGER, Frau am 12. 6. 1975 (Dermatologie und Venerologie)
Dr. med. habil. H. VOGELBERG am 12. 6. 1975 (Innere Medizin)
Dr. med. habil. J. FISCHER am 30. 10. 1975 (Innere Medizin)
Dr. med. habil. F. BORCHARD am 20. 11. 1975 (Pathologie)
Dr. med. habil. W. H. EICKENBUSCH am 20. 11. 1975 (Innere Medizin)
Dr. med. habil. W. HAMMERSTEIN am 20. 11. 1975 (Augenheilkunde)
Dr. med. habil. H. SCHMIDT-ELMENDORFF am 20. 11. 1975 (Geburtshilfe und Frauenheilkunde)
Dr. med. habil. H. ROSIN am 11. 12. 1975 (Medizinische Mikrobiologie und Virologie)
Dr. med. habil. H. KUHN am 11. 12. 1975 (Innere Medizin)
Dr. med. habil. K. KÜPPER am 11. 12. 1975 (Hals-, Nasen-, Ohrenheilkunde)
Dr. med. habil. H. SCHICHA am 5. 2. 1976 (Nuklearmedizin)
Dr. med. habil. M. BERGER am 6. 5. 1976 (Innere Medizin)
Dr. med. habil. B. ULRICH am 6. 5. 1976 (Chirurgie)
Dr. med. habil. W. WILDMEISTER am 6. 5. 1976 (Innere Medizin)
Dr. med. habil. E. SCHNURR am 3. 6. 1976 (Innere Medizin)
Dr. med. habil. E. A. STEMMANN am 3. 6. 1976 (Kinderheilkunde)
Dr. med. vet. Dr. med. habil. L. HERBERG, Frau am 15. 7. 1976 (Versuchstierkunde)
Dr. med. habil. D. HILWEG am 15. 7. 1976 (Medizinische Strahlenkunde)
Dr. med. habil. R. BÖCKER am 15. 7. 1976 (Urologie)
Dr. med. habil. W. WAGNER am 15. 7. 1976 (Urologie)

Umhabilitationen:

- Prof. Dr. med. O. GIEBEL am 10. 1. 1975 von Hamburg (Anästhesiologie)
Priv.-Doz. Dr. med. B. MILLER am 12. 6. 1975 von Marburg (Innere Medizin)
Prof. Dr. med. K. J. THIEMANN am 20. 11. 1975 von Hamburg (Radiologie)
Priv.-Doz. Dr. med. GREISER am 20. 11. 1975 von Hannover (Medizinische Statistik und Epidemiologie)
Priv.-Doz. Dr. med. N. HOFMANN am 6. 5. 1976 von Erlangen (Dermatologie und Venerologie)
Priv.-Doz. Dr. rer. nat. I. KUPKE, Frau am 3. 6. 1976 von Hannover (Klinische Biochemie und Physiologische Chemie)

Promotionen

Philosophische Fakultät:

- HARTMUT BRANDS (Philosophie) am 20. 2. 1975.
MICHAEL GRAF VON MATUSCHKA (Philosophie) am 10. 3. 1975.
BIENVENIDO DE LA FUENTE (Romanistik) am 10. 6. 1975.
Dr. jur. FRANK STIENS (Philosophie) am 12. 6. 1975.
GERD KRUMEICH (Geschichte) am 24. 6. 1975.
PAUL ALBERT ENGSTFELD (Geographie) am 2. 7. 1975.
LUDWIG JÄGER (Germanistik) am 10. 7. 1975.
BERNHARD JONAS HAFNER (Philosophie) am 18. 7. 1975.
JÜRGEN REHBEIN (Romanistik) am 18. 7. 1975.

ELISABETH BRÜGGEMANN (Philosophie) am 22. 7. 1975.
RUDOLF KAMP (Philosophie) am 22. 7. 1975.
MARGARETE LINDEMANN (Romanistik) am 10. 11. 1975.
HARTWIG FRANKENBERG (Allgemeine Sprachwissenschaft) am 8. 12. 1975.
MANFRED JABLINSKI (Germanistik) am 18. 12. 1975.
Dr. med. dent. UDO KISSENKOETTER (Geschichte) am 18. 12. 1975.
HERBERT FEILKE (Germanistik) am 27. 1. 1976.
JOACHIM HÖRISCH (Germanistik) am 6. 2. 1976.
ULRIKE HINKE (Philosophie) am 17. 2. 1976.
MATTHIAS OPITZ (Geschichte) am 26. 2. 1976.
FRANK ALBRECHT (Anglistik) am 5. 3. 1976.
TILL SCHREIBER (Romanistik) am 23. 4. 1976.
BIRGIT BERTRAM (Soziologie) am 18. 5. 1976.
HANS BERTRAM (Soziologie) am 18. 5. 1976.
ROBERT F. ANTOCH (Erziehungswissenschaft) am 4. 6. 1976.
MANFRED BEYER (Anglistik) am 4. 6. 1976.
DIETER FUDER (Germanistik) am 19. 7. 1976.
BERND-JÜRGEN KILTZ (Romanistik) am 20. 7. 1976.
ELIZABETH M. WENDELL (Anglistik) am 20. 7. 1976.
HANS P. TENHAKEN (Anglistik) am 27. 7. 1976.
HELMUT GASSEN (Erziehungswissenschaft) am 28. 7. 1976.
WALTER H. PEHLE (Geschichte) am 29. 7. 1976.
BEATRIX MÜLLER (Germanistik) am 14. 9. 1976.

Magisterprüfungen (M.A.):

MAGARDITSCH HATSCHIKJAN (Germanistik) am 9. 6. 1975.
PAUL JÜRGEN MOHR (Germanistik) am 25. 9. 1975.
FRANKA SCHÜTZ (Germanistik) am 15. 12. 1975.
VERONIKA LENGYEL (Geschichte) am 18. 12. 1975.
HEINZ-GERHARD BERGER (Germanistik) am 28. 1. 1976.
UWE KAMMANN (Germanistik) am 9. 7. 1976.
MECHTHILD BINGEMER-MAUTHE (Soziologie) am 22. 7. 1976.
HAMID FATHRASI (Germanistik) am 22. 7. 1976.
GEORGIOS DIMOU (Erziehungswissenschaft) am 28. 7. 1976.

Promotionen

Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät

HEINKE STEINGRÜBER (7. 2. 1975)
PETER KEIN (11. 2. 1975)
HELMUT KECK (13. 2. 1975)
THOMAS BÖSSER (14. 2. 1975)
PETER F. HAAS (11. 6. 1975)
HANNELORE BESSENRODT (11. 6. 1975)
ENNO SCHÖNBERGER (12. 6. 1975)
HANS-PETER MUSAHL (27. 6. 1975)
HANS DENK (9. 7. 1975)
KLAUS RICKEN (9. 7. 1975)
ULRICH WEINERT (9. 7. 1975)
HELMUT FEHN (10. 7. 1975)
KLAUS SCHUMANN (10. 7. 1975)
EBERHARD VON BERG (10. 7. 1975)
MANFRED DRILLISCH (27. 11. 1975)
KAI-SHEN LIU (12. 12. 1975)
GISELA SCHÄFER (12. 12. 1975)
ULRICH SCHÄFER (27. 1. 1976)
BERND HÖHN (30. 1. 1976)
MADELEINE BAUDRU (6. 2. 1976)
DIETMAR GEBHARD (10. 2. 1976)
JOSEF STEINEBACH (12. 2. 1976)
HANS-JOACHIM PETZSCHE (12. 2. 1976)
FRANZ LEIS (13. 2. 1976)
ANGELA ORSULAKOVA (11. 2. 1976)
UWE HERRMANN (9. 6. 1976)

KLAUS KILBERTH (10. 6. 1976)
WERNER SCHMIDT (11. 6. 1976)
ERASMUS SCHULTE (15. 7. 1976)
HUBERT GROSSE-WILDE (21. 7. 1976)
JENS RICHTER (22. 7. 1976)
WILFRIED PETERS (22. 7. 1976)
CHRISTA CRITCHLEY (23. 7. 1976)
URSULA WILKE-BIRKENHAUER (2. 8. 1976)
CHRISTIAN NENTWIG (29. 9. 1976)

Promotionen

Medizinische Fakultät

Medizin

GEORG STEINMEISTER (8. 1. 1975)
DIETRICH HÜBNER (13. 1. 1975)
VIKTOR SCHIMANEK (14. 1. 1975)
NIKOLAUS KRAMARZ (14. 1. 1975)
AMIR MOUBAYED (16. 1. 1975)
KONRAD BECKER (16. 1. 1975)
ALBERT KLAPDOR (20. 1. 1975)
RAINER-ULRICH KÜPPER (23. 1. 1975)
WOLFGANG RICHTER (24. 1. 1975)
GERALD KLUSMANN (27. 1. 1975)
HARTMUT KOHL (28. 1. 1975)
RENATE HESSELMANN (28. 1. 1975)
HANS-KARL KIESSELBACH (31. 1. 1975)
WOLFGANG MÜLLER-WALLRAF (4. 2. 1975)
HEINER BLANKE (5. 2. 1975)
HERMANN SCHUBERT (5. 2. 1975)
ERNST DUNDALEK (6. 2. 1975)
HANS JOACHIM DÜSBERG (6. 2. 1975)
KLAUS BURGGRAF (12. 2. 1975)
GUNTER WOLKEWITZ (12. 2. 1975)
OTTOMAR WEISE (12. 2. 1975)
HEINRICH SPILKER (12. 2. 1975)
GERHARD LENZ (13. 2. 1975)
STEFAN BRUSKI (14. 2. 1975)
OBED BARUTA (19. 2. 1975)
MICHAEL STEINHAUS (19. 2. 1975)
KARL ALBERTY (6. 3. 1975)
WERNER MENDLING (6. 3. 1975)
HANS-GÜNTER KLÜNSCH (6. 3. 1975)
HENNING ALBERS (6. 3. 1975)
HARTMUT RAULS (6. 3. 1975)
RALF KIEHNSCHERF (6. 3. 1975)
JÖRG WIEDER (10. 3. 1975)
HANS DREHMANN (14. 3. 1975)
FRANK ULRICH (18. 3. 1975)
GEORG HELLER (19. 3. 1975)
MILETA STEVANOVIC (19. 3. 1975)
HELGA HÜMMERICH (19. 3. 1975)
GIULANI DAREABEGUI (19. 3. 1975)
JOSEF LANG (24. 3. 1975)
JUTTA VÄTH (17. 4. 1975)
NORBERT FRINGS (21. 4. 1975)
HANS GORYSCH (21. 4. 1975)
KLAUS KELLER (21. 4. 1975)
JOHANNES ZIMMERMANN (21. 4. 1975)
DIETER GELLHORN (22. 4. 1975)
DIETMAR SCHMITZ (22. 4. 1975)
HANS-GERD LENNARTZ (23. 4. 1975)
WOLFGANG TRÖSCHER (23. 4. 1975)
JÜRGEN HESSELMANN (23. 4. 1975)

ISA JAFER HADJA (29. 4. 1975)
BARBARA JOST (9. 5. 1975)
SUPASIL KALAYANKOUL (9. 5. 1975)
MICHAEL SPECHT (9. 5. 1975)
FRANK WEGNER (9. 5. 1975)
NORBERT JÄGER (13. 5. 1975)
HEINZ ARNOLD (14. 5. 1975)
THOMAS EIGEL (14. 5. 1975)
KLAUS JÜRGEN HENGELS (14. 5. 1975)
EKKEHARD MÜLLER (14. 5. 1975)
JÜRGEN RADEMACHER (14. 5. 1975)
WILHELM SANDMANN (14. 5. 1975)
MIREILE VERTE (14. 5. 1975)
ARIZ ALWAN (14. 5. 1975)
WOLFGANG GRÄBNER (15. 5. 1975)
HANS LÜSEBRINK (15. 5. 1975)
WERNER BECKMANN (27. 5. 1975)
MICHAEL GERMANN (27. 5. 1975)
GREGOR ROEDIG (30. 5. 1975)
HEINRICH KNOCHE (30. 5. 1975)
ANGELIKA DALVIE (2. 6. 1975)
GOTTFRIED ARNOLD (3. 6. 1975)
KLAUS SENNE JUNKER (3. 6. 1975)
HEINER HORST (5. 6. 1975)
RENATE BENSCH (6. 6. 1975)
KARLLUDWIG TERJUNG (6. 6. 1975)
HARTMUT VEHSE (6. 6. 1975)
VOLKER PFAFFENRATH (9. 6. 1975)
WALTER BAUMGARTEN (11. 6. 1975)
HELGE HELMUT FALK (11. 6. 1975)
BAHAM SALEHIN (11. 6. 1975)
CHRISTINE THOMAS (11. 6. 1975)
GISELA WAHL (11. 6. 1975)
MARTIN SUDECK (12. 6. 1975)
WILHELM STEINERT (24. 6. 1975)
SABINE HEUSER (24. 6. 1975)
USBETH BREITHARDT (24. 6. 1975)
LIESELOTTE SCHEMUTH (25. 6. 1975)
EIKE NEUMANN-OVERHOLTHAUS (27. 6. 1975)
RUPERT STEINER (4. 7. 1975)
THOMAS STÜTTGEN (10. 7. 1975)
ALISEZA SEPEHRMANESH (10. 7. 1975)
DORIS DEGAND (10. 7. 1975)
FRIEDEMANN BERTHOLDT (16. 7. 1975)
REINHARD KOSLOWSKY (16. 7. 1975)
CLAUS DIETER BROEDERSDORFF (18. 7. 1975)
JOACHIM HOFMANN (18. 7. 1975)
WOLFGANG LOESDAV (22. 7. 1975)
EDMUND BUCHMANN (23. 7. 1975)
KLAUS-H. KOMPCH (23. 7. 1975)
UWE-JENS THRAMS (25. 7. 1975)
QUIDO KLUXEN (28. 7. 1975)
NASSIR ANBEH (31. 7. 1975)
WOLFGANG BEYER (29. 8. 1975)
RAINALD FISCHER (29. 8. 1975)
MONIKA JANIK (29. 8. 1975)
HENNING KRÄMER (29. 8. 1975)
ROLF MICHAELIS (29. 8. 1975)
SABINE SONNENSCHNEN-KOSENOW (29. 8. 1975)
GUNTER UHLIG (29. 8. 1975)
MICHAEL DÜCKER (2. 9. 1975)
GERNOT GRÜNE (2. 9. 1975)
CHRISTOF SWOBODA (2. 9. 1975)
PETER AUERBACH (10. 9. 1975)

HEIN ISING (10. 9. 1975)
 ANTON KREIDLER (10. 9. 1975)
 MARIA LAUER (10. 9. 1975)
 VOLKER RIEDEL (10. 9. 1975)
 WOLF-DIETER SPITZBARTH (10. 9. 1975)
 HEINZ ALBERT GRITZ (11. 9. 1975)
 TAREK MOUGHRABI (12. 9. 1975)
 KLAUS RÜTHER (12. 9. 1975)
 GHOLAM-REZA KUHKAJANI (15. 9. 1975)
 WILFRIED SCHMELTER (16. 9. 1975)
 HORST BASTING (16. 9. 1975)
 CORNELIUS ANKER (16. 9. 1975)
 KLAUS-DIETER BÖHM (16. 9. 1975)
 ELISABETH GRUND (17. 9. 1975)
 VIKTOR JÖRGENS (19. 9. 1975)
 ARIE OLIVEN (22. 9. 1975)
 ANNELIE BOGDANSKI (22. 9. 1975)
 HEIDE MONIKA DAHL (29. 9. 1975)
 SUNG KYUNG JUHN (29. 9. 1975)
 MECHTILD RAU-FORNEFELD (3. 10. 1975)
 HANSBODO SCHIMMELPFENG (8. 10. 1975)
 ROLAND ADAMEK (8. 10. 1975)
 CLAUDIUS WILHELM GÜNTHER WILBERG (10. 10. 1975)
 GÜNTER NEUWALD (10. 10. 1975)
 REINHARD WEYER (15. 10. 1975)
 MONIKA REICHERT (15. 10. 1975)
 GERHARD DELLBRÜGGER (22. 10. 1975)
 ADEL DARUP (22. 10. 1975)
 URSULA GREVEN (23. 10. 1975)
 URlich DELVOS (28. 10. 1975)
 MARTIN SAUER (31. 10. 1975)
 WALTER STEGMANN (31. 10. 1975)
 PETER SCHWAB (31. 10. 1975)
 TILMAN RABANUS (31. 10. 1975)
 FRIEDRICH-WILHELM KEMMER (31. 10. 1975)
 WILFRIED DIENSTKNECHT (31. 10. 1975)
 NORBERT PITZ (31. 10. 1975)
 KARLHEINZ REINERS (31. 10. 1975)
 DIETER RAFFLENBEUL (5. 11. 1975)
 UWE HILDEBRAND (10. 11. 1975)
 HERBERT STEINHAUER (10. 11. 1975)
 REINHARD-GUSTAV MATSCHKE (11. 11. 1975)
 HELMA HESSE (12. 11. 1975)
 HEINZ GÜNTER SAUER (13. 11. 1975)
 ARNIM WEIDLER (20. 11. 1975)
 KLAUS DIETER MÜLLER (21. 11. 1975)
 BARBARA SCHAVIER (24. 11. 1975)
 JULIO ORTEGA-VILLALBA (27. 11. 1975)
 P. LUIS R. VIRREIRA (3. 12. 1975)
 HANS-MICHAEL STRAHL (3. 12. 1975)
 WALTER BREITHAUPT (4. 12. 1975)
 NORBERT BREUER (9. 12. 1975)
 WERNER FRIEDRICH (9. 12. 1975)
 VOLKER SCHÖNBERG (16. 12. 1975)
 DIEDE VON ZASTROW (16. 12. 1975)
 HENNING ZAACK (16. 12. 1975)
 HANS DIETER FISCHER (17. 12. 1975)
 ALOIS BIRKE (20. 12. 1975)
 INGE FRANKE (22. 12. 1975)
 HARTMUTH WOLF (12. 1. 1976)
 WILFRIED STURSBERG (13. 1. 1976)
 STEFANIE SCHEGA (13. 1. 1976)
 RICHARD DERICHS (20. 1. 1976)
 VOLKER VOGEL (21. 1. 1976)

WALTER MENTZEL (21. 1. 1976)
 DETLEF AURAS (21. 1. 1976)
 HEINZ-GERD CURDES (26. 1. 1976)
 MARIA APPELT (30. 1. 1976)
 REINHARD BIEGLER (2. 2. 1976)
 GEORG DIEKMANN (4. 2. 1976)
 HASSAN MOHAMMED KANI (4. 2. 1976)
 RAINER-JÜRGEN PAUL (4. 2. 1976)
 HANS JÜRGEN GIESEN (4. 2. 1976)
 HELMUT BÜRGENER (4. 2. 1976)
 KLAUS EGLI (4. 2. 1976)
 HEINRICH SCHNEIDER (4. 2. 1976)
 ADAM KURZEJA (4. 2. 1976)
 PETER JÜRGEN ARENS (18. 2. 1976)
 ABDULHAMID AWWAD (18. 2. 1976)
 HELMUT BRADE (19. 2. 1976)
 MANFRED LINDNER (19. 2. 1976)
 HERBERT JÜRGENS (19. 2. 1976)
 ROLF-DIETER BECKER (20. 2. 1976)
 ELISABETH WEGENER (20. 2. 1976)
 FROHM ZIPZE (20. 2. 1976)
 KL. WIESSLER (20. 2. 1976)
 LOHMANN (20. 2. 1976)
 BERNHARD OST (23. 2. 1976)
 MICHAEL KANDAOUROFF (2. 3. 1976)
 DAVAB KAWIANI (2. 3. 1976)
 STOJAN IVANOFF IKONOMOFF (3. 3. 1976)
 PARVIZ GHASSEMI (4. 3. 1976)
 ERNST ALLHOFF (5. 3. 1976)
 RAINER HORSCH (5. 3. 1976)
 JOHANNA HEINRICHS (8. 3. 1976)
 ANGELIKA SEEBERG-ELVERFELDT (10. 3. 1976)
 REINHARD HINZ (10. 3. 1976)
 HANS-JOSEF CÜPPERS (10. 3. 1976)
 MARTINA KRESS (10. 3. 1976)
 WOLFGANG HEUMUNN (12. 3. 1976)
 WOLF HERMAN VON ARNIM (12. 3. 1976)
 WOLFGANG SCHWANITZ (17. 3. 1976)
 WOLFGANG LEIS (17. 3. 1976)
 KARL-BERNHARD BOGERTS (17. 3. 1976)
 THOMAS EBERBACH (19. 3. 1976)
 WALTER MEYER-BELPHA (29. 3. 1976)
 MATTHIAS SIKORA (29. 3. 1976)
 HANS-GERD WEISTE (30. 3. 1976)
 KARL KOENEN (5. 4. 1976)
 HANS-PETER FEYERABEND (5. 4. 1976)
 BERND HOLTZ (22. 4. 1976)
 PETER HEYDEN (27. 4. 1976)
 HORST WIECKEN (3. 5. 1976)
 BÄRBEL ZANDER (3. 5. 1976)
 ANGELA LAUTERBORN (5. 5. 1976)
 SAID JAZRA (7. 5. 1976)
 RUDOLF LÖSER (13. 5. 1976)
 DIETRICH KALUSCHE (13. 5. 1976)
 DORITA GOSSING (13. 5. 1976)
 GÜNTER SIEBERS (13. 5. 1976)
 AHLKE FINKEN (13. 5. 1976)
 ALOIS SCHWARZ (14. 5. 1976)
 GABRIELE SCHMITZ-BAUER (17. 5. 1976)
 KEYKHOSROW TAT (19. 5. 1976)
 WOLFGANG SCHMITZ (24. 5. 1976)
 GABRIELE STIEHL (24. 5. 1976)
 HEINZ-WOLFGANG AUFT (28. 5. 1976)
 KLAUS VERDEHAUSEN (2. 6. 1976)

BARBARA GLOTZBACH (2. 6. 1976)
ANDREAS ERDTRACHT (2. 6. 1976)
HEINZ-JÜRGEN LAKOMEK (8. 6. 1976)
DIETER PAETZ (8. 6. 1976)
JAN TOMASCHOFF (15. 6. 1976)
HANSJÜRGEN TANNICH (16. 6. 1976)
HELGA BLOEMETZ (16. 6. 1976)
WOLFGANG HALBIG (24. 6. 1976)
CYRUS NOWROUZI-SALMANI (24. 6. 1976)
INGEBORG PIASECKI (24. 6. 1976)
LOTÁRIO HARRI ZOESCH (25. 6. 1976)
KARIN SELCHERT (30. 6. 1976)
ALI MASSALMEH (1. 7. 1976)
HELGA ZIMMER (1. 7. 1976)
REINHARD STUTE (16. 7. 1976)
UTE KÜNZER (17. 7. 1976)
HANS-PETER VOLKMER (19. 7. 1976)
BEATE KUFFERATH (22. 7. 1976)
INGRID BAUMEISTER-FAULHABER (22. 7. 1976)
DIETER STOLLE (22. 7. 1976)
WILHELM STUHLMANN (27. 7. 1976)
JUTTA NAUDASCHER (27. 7. 1976)
UTE DAGMAR BERNHARDT (28. 7. 1976)
GISELA MÄLZER (29. 7. 1976)
HERMANN PELZER (29. 7. 1976)
PETER RHEDIN (29. 7. 1976)
GERARD JEAN-PHILIPPE (5. 8. 1976)
RENATE MISERA (11. 8. 1976)
JOSEF LIPPE (23. 8. 1976)
BERND DAMMHAYN (23. 8. 1976)
DIETHARD LÖHREN (23. 8. 1976)
ANASTASIOS GELADARIS (23. 8. 1976)
FRITZ HESSE (23. 8. 1976)
UTZ MACHINEK (25. 8. 1976)
JERZY ZABIEGA (25. 8. 1976)
BERND SCHÄFER (9. 9. 1976)
SIGRID MERHOLZ (10. 9. 1976)
ALEXANDER SOCHOR (14. 9. 1976)
ZEID ALKUTOB (17. 9. 1976)
HELMUT DÜNNEWALD (20. 9. 1976)
BERND BÖLZNER (20. 9. 1976)
GISELA PROPOLINAT (22. 9. 1976)
IMMO JORDAN (23. 9. 1976)
INGE HEMMERLING (24. 9. 1976)
ROLF SEYRICH (28. 9. 1976)
CHRISTA MARCINIAK (29. 9. 1976)

Zahnmedizin

WILF. ELMAR KLUGER (3. 1. 1975)
KARL-HEINZ SKUDLAREK (14. 1. 1975)
CHLORIS VON ADADE (18. 2. 1975)
BERNHARD SCHWEIZER (7. 3. 1975)
ABRAHAM ROSENBLATT (13. 3. 1975)
ULRICH STEINBÜCHEL (18. 3. 1975)
UDO ZAIS (25. 3. 1975)
JOACHIM EIGENHERR (15. 5. 1975)
HEINRICH HAIDLE (6. 6. 1975)
WOLFGANG MACK (24. 6. 1975)
EIKO MUSHIMOTO (11. 6. 1975)
YOUNESS DILMAGHANI (9. 7. 1975)
DORIS STÜTTGEN (10. 7. 1975)
URSULA SEICHTER (16. 7. 1975)
ROLF HERPENS (22. 7. 1975)
URS KNAUER (29. 7. 1975)

HEINZ ODENTHAL (3. 9. 1975)
 ROLF MITTELHOFT (10. 9. 1975)
 WOLF ETZOLD (7. 10. 1975)
 MICHAEL BREINLICH (20. 11. 1975)
 HELMUT BRINKMANN (27. 11. 1975)
 BRIGITTE BRINKMANN-GENENGER (28. 11. 1975)
 VERENA WITTLER (19. 12. 1975)
 ASTRID GÖDDE (21. 1. 1976)
 ASTRID LINNÉ (2. 2. 1976)
 KARL-HANS KONIETZKO (6. 2. 1976)
 PETER DOLENSKY (6. 2. 1976)
 JOACHIM HAHN (18. 2. 1976)
 BARBARA GRÜNE (19. 2. 1976)
 KURT ARNTZ (26. 2. 1976)
 MICHAEL JUNG (26. 2. 1976)
 JOACHIM-FRIEDRICH BERNSMANN (3. 3. 1976)
 ULRICH STÜTTGEN (3. 3. 1976)
 LUTZ LAURISCH (8. 3. 1976)
 JÜRGEN KALDEWEIDE (6. 4. 1976)
 GERD FRANZEN (27. 4. 1976)
 JANEK CHOMIAK (30. 4. 1976)
 GERT SCHUMACHER (30. 4. 1976)
 HARTMUT HORST (24. 5. 1976)
 PETER HEISE (8. 6. 1976)
 KLAUS JOHANNING (1. 7. 1976)
 HOSSEIN MOHIT (7. 7. 1976)
 DOROTHEE M. REINER (22. 7. 1976)
 STEPHAN KRANZ (27. 7. 1976)
 GÜNTER LEYK (27. 7. 1976)
 RAINER-MARIA FINKEN (23. 8. 1976)
 ROLF SCHEULEN (23. 8. 1976)
 NORBERT KIRCHHOFF (2. 9. 1976)
 KARIN STÖRMER (7. 9. 1976)

Antrittsvorlesungen:

Priv.-Doz. Dr. med. PETER BERCHTOLD: „Epidemiologie kardiovaskulärer Krankheiten“
 Priv.-Doz. Dr. med. NORBERT SEEMAYER: „Onkogene Zelltransformation in vitro - ein Modell zur Analyse der Krebsentstehung“; am 15. Januar 1975
 Prof. Dr. rer. nat. KLAUS ROTHER: „Staatliche Einflüsse bei der Gestaltung der Agrarlandschaft“; am 28. Januar 1975
 Prof. Dr. med. GEORG STROHMEYER: „Funktionelle Störungen als Ursache gastrointestinaler Erkrankungen“
 Prof. Dr. phil. HANS-JOACHIM STEINGRÜBER: „Die Aufgaben der Medizinischen Psychologie in der Medizin-Ausbildung“; am 5. Februar 1975
 Priv.-Doz. Dr. med. JOHANNES NOTH: „Re-Innervation der Skelettmuskulatur: Aspekte des Einflusses der Motoneurone auf die Ausprägung des Muskelfasertyps“
 Priv.-Doz. Dr. med. THEODOR PETERS: „Die Bedeutung der Arbeitsbedingungen für Gesunderhaltung und Leistungsfähigkeit“; am 15. April 1975
 Prof. Dr. med. D. GLAUBITT: „Die klinische Bedeutung von $^{14}\text{CO}_2$ Exhalationsmessungen“
 Priv.-Doz. Dr. med. Dr. med. dent. I. KOBLIN: „Die chirurgisch-orthopädische Korrektur von Biß- und Lageanomalien des Oberkiefers“; am 23. April 1975
 Prof. Dr. rer. nat. G. RÖHRBORN: „Die Aufgaben der Humangenetik in der heutigen Gesellschaft“
 Prof. Dr. med. F. K. OHNESORGE: „Bedeutung und Aufgaben der Toxikologie in einer Zeit sozialen Wandels“; am 6. Mai 1975
 Priv.-Doz. Dr. med. HANS KUNO KLEY: „Das Cushing-Syndrom“
 Priv.-Doz. Dr. med. EBERHARD NIESCHLAG: „Biologische Effekte der Immunisierung gegen Steroid-Hormone“; am 7. Mai 1975
 Priv.-Doz. Dr. med. WERNER F. DILLER: „Arbeitsmedizin heute in der Bundesrepublik“
 Priv.-Doz. Dr. med. WOLF-PETER FRITSCH: „Die konservative Therapie der chronischen Ulkuskrankheit“; am 9. Mai 1975
 Priv.-Doz. Dr. med. D. GRÜNEKLEE: „Hochgereinigte Insuline, Vorteile und Probleme“
 Priv.-Doz. Dr. med. R. PURSCHKE: „Die Behandlung mit Sauerstoffüberdruck. Indikationen und klinische Erfahrungen“; am 10. Juni 1975

- Prof. Dr. HANS-JOACHIM BREMER: „Hereditäre Defekte des Vitaminstoffwechsels“
 Prof. Dr. EBERHARD SCHMIDT: „Greifbare Möglichkeiten zur Senkung der Säuglingssterblichkeit“;
 am 20. Juni 1975
 Priv.-Doz. Dr. med. W. DEHNEN: „Der Metabolismus von Umweltkanzerogenen“
 Priv.-Doz. Dr. med. U. GÖBEL: „Therapie und Prophylaxe der Rhesus-Unverträglichkeit“; am 24. Juni
 1975
 Priv.-Doz. Dr. med. DIETER MOSCHINSKI: „Neue Gesichtspunkte zur Therapie des Maldescensus
 testis“
 Priv.-Doz. Dr. med. ULF SCHACHT: „Aktuelle chirurgische Probleme des Magenkarzinoms“; am 10.
 Juli 1975
 Priv.-Doz. Dr. med. ILSE RECHENBERGER: „Organische und psychische Grundlagen verschiedener
 Hautkrankheiten“
 Priv.-Doz. Dr. med. PETER STRAUSS: „Fortschritte der Mittelohrchirurgie durch Transplantation
 homologer Knochen- und Knorpelteile“; am 3. Dezember 1975
 Prof. Dr. med. MARTIN WIENBECK: „Medikamentöse Auflösung von Gallensteinen“
 Priv.-Doz. Dr. med. BERNARD MILLER: „Früherkennung von Tumoren im Magen-Darmtrakt“; am
 10. Dezember 1975
 Priv.-Doz. Dr. med. JÖRG THOMAS FISCHER: „Blut- und Knochenmarksschäden durch Medika-
 mente“
 Priv.-Doz. Dr. med. KARL-HEINRICH VOGELBERG: „Alkoholismus und Stoffwechselkrankheiten“;
 am 12. Januar 1976
 Prof. Dr. phil. nat. HANS-HERBERT SCHMIDTKE: „Was ist chemische Bindung?“; am 20. Januar
 1976
 Prof. Dr. rer. nat. GERD LÜER: „Intelligenzmessung aus denkpsychologischer Sicht“; am 27. Januar
 1976
 Priv.-Doz. Dr. med. HORST WERNER SCHMIDT-ELMENDORFF: „Differenzierte Anwendung hor-
 monaler Kontrazeptiva“
 Priv.-Doz. Dr. med. WOLFGANG HAMMERSTEIN: „Möglichkeiten und Ergebnisse der Keratopla-
 stik“; am 22. Januar 1976
 Priv.-Doz. Dr. med. FRANZ BORCHARD: „Neue Aspekte bei der morphologischen Diagnostik der
 Virushepatitis“
 Priv.-Doz. Dr. med. HARRY ROSIN: „Antibiotika-Therapie der Neugeborenen-Meningitis“; am 9.
 Februar 1976
 Priv.-Doz. Dr. med. KLAUS KÜPPER: „Die Sprache des Kehlkopfs“
 Priv.-Doz. Dr. med. HORST KUHN: „Zur Frage der Alkoholalkardiomyopathie“; am 14. Mai 1976
 Priv.-Doz. Dr. phil. KARL-EGON LÖNNE: „Zur Stellung der Biographie in der heutigen Geschichts-
 schreibung“; am 25. Mai 1976
 Priv.-Doz. Dr. med. WULF EICKENBUSCH: „Isotopendiagnostik im Abdominalraum aus kritischer
 Sicht der Inneren Klinik“
 Priv.-Doz. Dr. med. HARALD SCHICHA: „Isotopendiagnostik in der Hämodynamik“; am 16. Juni
 1976
 Priv.-Doz. Dr. med. BERNWARD ULRICH: „Diagnostik und Therapie der Kolon- und Rektumpolypen“
 Priv.-Doz. Dr. med. ERHARD SCHNURR: „Die Rolle des Renin-Angiotensin-Aldosteron-Systems bei
 der Entstehung der Hypertonie“; am 23. Juni 1976
 Priv.-Doz. Dr. med. WOLFGANG WILDMEISTER: „Schilddrüsenadenom: Diagnose und Therapie
 aus internistischer Sicht“
 Priv.-Doz. Dr. med. MICHAEL BERGER: „Die Muskelarbeit in der Therapie des Diabetes mellitus“;
 am 7. Juli 1976
 Priv.-Doz. Dr. rer. nat. INGEBORG KUPKE: „Lipidstoffwechselstörungen im Gefäßsystem und die
 Notwendigkeit von Vorsorgemaßnahmen im Kindesalter“
 Priv.-Doz. Dr. med. ERNST AUGUST STEMMANN: „Atemstörungen beim Neugeborenen“; am 21.
 Juli 1976

Gastvorträge:

- Prof. Dr. DIETER NÖRR, Leiter des Leopold-Wenger-Instituts für Antike Rechtsgeschichte und Papy-
 rusforschung an der Universität München und Mitherausgeber der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für
 Rechtsgeschichte, hielt am 20. Januar 1975 einen Gastvortrag über das Thema: „Zur Rechtskritik in der
 römischen Antike“ auf Einladung des Historischen Seminars, Abt. Alte Geschichte.
 Im Rahmen des Genetischen Kolloquiums des Instituts für Allgemeine Biologie sprachen am 21. Januar
 1975 Dr. ELARD JACOB (Institut für Molekularbiologie II der Universität Zürich) zum Thema
 „Histonmessenger und Histogene“ und
 am 23. Januar 1975 Prof. Dr. DIETER AMMERMANN (Zoologisches Institut der Universität Tübingen)
 über die „DNA-Sequenzen im Makro-Nukleus des Ciliaten *Stylonchia*“.

Dozent Dr. med. et phil. BLASIUS BUGYI (Budapest) hielt auf Einladung des Instituts für Geschichte der Medizin am 29. Januar 1975 einen Vortrag über „Skizzen aus der Geschichte der Röntgenologie Ungarns“.

Im Rahmen der Lehrveranstaltungen des Rechenzentrums „Aufbau und Funktion moderner Datenverarbeitungsanlagen“ wurden folgende Gastvorträge gehalten: am 29. April 1975: H. BOESTFLEISCH (Fa. Computer Gesellschaft, Konstanz): „Einführung in die Arbeitsweise eines Großrechners“;

am 13. Mai 1975: H. WOSNITZKA (Computer Gesellschaft, Konstanz): „Betriebssysteme von Time-Sharing Anlagen“;

am 27. Mai 1975: FRAU KÄLBER (Computer Gesellschaft, Konstanz): „Programmiersysteme und Dateimanagement von Großrechnersystemen“;

am 10. Juni 1975: H. PAULUS (Computer Gesellschaft, Konstanz): „Datenfernverarbeitung und Rechner-Verbund-Systeme“.

Im Rahmen der Kolloquien „Theorie und Praxis der Informationsverarbeitung“, veranstaltet von der Forschungsabteilung für philosophische Information und Dokumentation des Philosophischen Instituts, sprach am 9. Juni 1975 H. HESSE, Vertriebsleiter der Fa. GIER Electronics GmbH, über „Datenerfassung und Verarbeitung im Bibliothekswesen, Archiv- und Dokumentationswesen mit autarken Anlagen der Klein-EDV“.

Am 30. Juni 1975 sprach D. DREWES (3M Deutschland GmbH) über: „Sicherungs-Einrichtungen gegen Bücherdiebstähle in Bibliotheken“.

Im Rahmen der Mathematischen Kolloquien sprachen:

am 16. Juni 1975: Prof. Dr. R. WILLE (Darmstadt) über „Verbindungen zwischen allgemeiner Algebra und Geometrie“;

am 18. Juni 1975: Prof. Dr. GOCHBERG (Tel Aviv) über „Algebras generated by singular integral operators“;

am 20. Juni 1975: Prof. Dr. E. KANIUTH (München) über: „Dualräume lokalkompakter Gruppen mit kleinen invarianten Umgebungen des Einselements“.

Im Rahmen der Botanischen Kolloquien sprachen am 14. Januar 1975: Prof. Dr. O. L. LANGE (Universität Würzburg) über „Photosynthetische Stoffproduktion und Wasserverbrauch von Wild- und Kulturpflanzen unter Wüstenbedingungen“;

am 14. Februar 1975; Prof. Dr. H. STROTMANN (Tierärztliche Hochschule Hannover) über „Isolierung und Quantifizierung des Coupling-Faktors“;

am 26. Februar 1975; Prof. Dr. G. MELCHERS (Max-Planck-Institut für Biologie, Tübingen) über „Pflanzen-genetik mit neuen Methoden“;

am 4. April 1975: Prof. Dr. SCHNARRENBERGER (Universität Trier-Kaiserslautern) über „Kompartimentierung des oxydativen Pentosephosphatzyklus in Pflanzen“;

am 24. April 1975: Dr. H. KOCH, Leiter des Botanischen Gartens, Köln, über „Florengebiete und bekanntere Pflanzen von Südafrika“;

am 6. Mai 1975: Dr. R. J. PORRA (Division of Plant Industry, C.S.I.R.O., Canberra, über „The regulation of porphyrin, haem and chlorophyll synthesis“;

am 22. Mai 1975: Frau Prof. Dr. L. STANGE (Universität Kassel) über „Reversible Blockierung des Zellreproduktionszyklus im vielzelligen System“.

Am 13. Februar 1975 zeigte PAUL BRUSTKERN (Institut für Landwirtschaftliche Botanik, Universität Bonn) Farbfilme über „Blüten und Insekten“.

Prof. Dr. H. POEVERLEIN (TH Darmstadt) sprach am 5. Juni 1975 im Institut für Theoretische Physik I über das Thema: „Zur Magneto-hydrodynamik der Magnetsphäre“.

Prof. Dr. JAMES KEZER (Institute of Biology, University of Oregon, Eugene/USA) sprach am 26. Juni 1975 auf Einladung des Instituts für Allgemeine Biologie zum Thema „Sex chromosomes of Plethodontid salamanders“.

Am 30. Juli 1975 hielt im Rahmen der „Düsseldorfer Anästhesiekolloquien“ Priv.-Doz. Dr. GOETHERT (Hamburg) einen Vortrag über „Die Pharmakologie von Ethrane“.

Auf Einladung des Instituts für Anästhesiologie hielt Prof. Dr. J. KUGLER (Nervenklinik der Universität München) einen Vortrag: „Welche Hilfe ist das EEG für den Anästhesisten“.

Im Rahmen der Lehrveranstaltung des Rechenzentrums „Aufbau und Funktion moderner Datenverarbeitungsanlagen“ wurden folgende Gastvorträge gehalten:

am 24. Juni 1975: Dipl.-Ing. HAMMER (Fa. International Computer Ltd.): „Leistungsmessung an EDV-Anlagen“;

am 8. Juli 1975: Dipl.-Ing. MIELKE (Fa. International Computer Ltd.): „Leistungskriterien beim Entwurf eines Datenfernverarbeitungssystems“.

In Verbindung mit dem Institut für Neuere Geschichte (Prof. Dr. WOLFGANG MOMMSEN) wurden am Institut für Sozialwissenschaft folgende Vorträge gehalten:

am 10. Juni 1975: Prof. Dr. HANS ALBERT (Universität Mannheim): „Zur Problematik des Verstehens und der sozialwissenschaftlichen Erkenntnis“;

am 8. Juli 1975: Prof. Dr. R. M. LEPSIUS: „Der Untergang der Weimarer Republik aus soziologischer Sicht“.

Mr. M. L. BRAMSON, Medical Engineer am Pacific Medical Center San Francisco, besuchte am 4. Juli 1975 die Chirurgische Klinik B und referierte über die Entwicklung eines Membranoxygenerators zum Einmalgebrauch.

Auf Einladung des Anglistischen Instituts hielt Dr. D. ROGERS (Bodleian Library, Oxford) am 23. Oktober 1975 einen Gastvortrag über „English Spiritual Writers of the 17th Century“.

Im Rahmen der Genetischen Kolloquien des Instituts für Allgemeine Biologie sprachen:

am 4. Dezember 1975: Dr. Walter PORSCHE (Institut für Medizin an der Kernforschungsanlage Jülich) über: „Externe Bestimmungen von zellkinetischen Parametern bei soliden Experimentaltumoren unter normalen und gestörten Bedingungen; Zellmarkierung mit Jod-125-Desoxyuridin“;

am 15. Dezember 1975: Prof. Dr. C. E. SEKERIS (Institut für Zellforschung am Deutschen Krebsforschungszentrum, Heidelberg) über: „Die Wirkung von α -Amanitin und seine Anwendung zur Lösung biologischer Probleme“.

Dr. P. DANGEL (Universitätskinderklinik, Zürich) hielt im Rahmen der „Düsseldorfer Anästhesie-Kolloquien“ am 26. und 27. November 1975 Vorträge über „Narkoseprobleme bei Säuglingen“ und „Probleme der Intensivtherapie bei Säuglingen“.

Im Rahmen der Kolloquien „Theorie und Praxis der Informationsverarbeitung“, veranstaltet von der Forschungsabteilung für philosophische Information und Dokumentation, sprachen:

3. November 1975: Reg.-Direktor Dr. UHLIG (Bundesministerium der Justiz, Bonn): „Das juristische Informationssystem (JURIS)“;

17. November 1975: Wiss. Direktor Dr. H. SCHAMP (Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung): „Dokumentation zur Raumentwicklung“.

am 1. Dezember 1975: Lfd. Reg. Direktor Dr. G. GEHRING (Deutsches Patentamt, München) über: „Die Informations- und Dokumentationsaktivitäten des Deutschen Patentamtes“;

am 15. Dezember 1975: W. GAUER (Chef-Lektor im Verlag Stalling, Oldenburg) über: „Verlagswesen und moderne Informationssysteme. Kontrahenten oder Partner?“

Auf Einladung des Romanischen Seminars sprach am 7. Mai 1975 Frau SIMONE BALAYÉ (Docteur-ès-lettres, Conservateur an der Bibliothèque Nationale, Paris) über „L'écivain et le pouvoir (Madame de Staël et Napoleon)“.

Prof. Dr. ROBERT JAUSS (Universität Konstanz) hielt am 22. Mai 1975 auf Einladung des Germanistischen und des Romanischen Seminars einen Gastvortrag über „Das idealistische Ärgernis - Bemerkungen zur marxistischen Ästhetik“.

Auf Einladung des Anglistischen Instituts und des Romanischen Seminars sprach Prof. COLIN HARDIE (Universität Oxford) am 27. Mai 1975 über „Die Aufnahme Dantes in die englische Dichtung und Malerei der Romantik“.

Am 26. Juni 1975 hielt Prof. Dr. CLÉMENT MOISAN (L'Université de Laval, Ville de Québec) einen Vortrag über „Panorama de la littérature québécoise“.

Prof. Dr. ROGER DUCHÈNE (Universität Marseille) hielt am 29. Oktober 1975 im Romanischen Seminar einen Vortrag über „L'écivain et son public: le cas particulier de la lettre“.

Im Oktober 1975 besuchte Prof. Dr. WALENTY HARTWIG, Vorsitzender der Sektion Endokrinologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften, während einer Reise zu endokrinologischen Zentren in Deutschland die II. Medizinische Klinik. Während des einwöchigen Aufenthaltes hielt Prof. HARTWIG einen Vortrag über „Die Physiologie und Pathologie der C-Zellen der Schilddrüse“.

Gastvorträge am Mathematischen Institut: 3. November 1975: Prof. Dr. KLAUS STEFFEN (Köln): „Isoperimetrische Ungleichungen und das Plateausche Problem“;

Prof. Dr. ERICH KÖHLER (Universität Freiburg) hielt am 11. Dezember 1975 auf Einladung des Germanistischen und Romanischen Seminars einen Gastvortrag über das Thema: „Gesellschaftssystem und Gattungssystem“.

Am 18. Dezember 1975 hielt JEAN-PIERRE CHAUVEAU (Partner-Universität Nantes/Frankreich) im Romanischen Seminar einen Vortrag über „Sarasin et l'inspiration virgilienne“.

Im Rahmen der Kolloquien „Theorie und Praxis der Informationsverarbeitung“, veranstaltet von der Forschungsabteilung für philosophische Information und Dokumentation, sprach am 12. Januar 1976 W. SCHEFFEL (mikrodok. Informationsdienst, Langenfeld) über „Entwicklungstendenzen der Mikrofilmtchnik“ und am 26. Januar 1976 Dipl.-Kfm. U. SCHILBACH (Siemens AG, München) über „Zukunftsperspektiven Deutscher Computertechnik“.

Im Rahmen des Seminars „Aufbau und Funktion moderner DV-Anlagen“, abgehalten vom Rechenzentrum der Universität Düsseldorf, wurden folgende Vorträge gehalten:

am 1. Dezember 1975: Dipl.-Ing. P. HAMMER (Fa. ICL, Düsseldorf) über: „Primitive Level Architecture“;

am 8. Dezember 1975: Dipl.-Math. U. HERHOLZ (Fa. ICL, Düsseldorf) über „Anforderungen an eine Systemsteuersprache“;

am 15. Dezember 1975: R. J. BARNES (Fa. ICL, Manchester) über „Evolution of 2900 Series Hardware Technology“.

Im Rahmen der Kolloquien der Chemischen Institute der Universität Düsseldorf in Verbindung mit dem Ortsverband Düsseldorf der GDCh sprachen:

am 28. Januar 1976: Prof. Dr. F. UMLAND (Universität Münster) über: „Analytische Probleme bei der Untersuchung zur Hochtemperaturkorrosion in Verbrennungsmaschinen“;

am 4. Februar 1976: Prof. Dr. H. KELKER (Farbwerke Hoechst AG) über: „Einige Aspekte aus der Chemie und Physik der kristallinen Flüssigkeiten“;

am 11. Februar 1976: Prof. Dr. H. BERTHOLD (Techn. Universität Hannover) über „Röntgenographische und thermische Untersuchungen über die Phasenumwandlungen bei Perchloraten einwertiger Metalle“.

Im Rahmen der Genetischen Kolloquien des Instituts für Allgemeine Biologie sprachen:

am 11. Dezember 1975: Prof. Dr. GÜNTHER MEYER (Max-Planck-Institut für Biologie, Tübingen) über: „Strukturelle Aspekte der Transkription im X- und Y-Chromosom von Drosophila“;

am 15. Januar 1976: Prof. Dr. H. G. KEYL (Ruhr-Universität Bochum) über: „Organisation der Chromosomenfibrillen in Spermatozyten“.

Im Rahmen der Psychiatrischen Kolloquien der Psychiatrischen Klinik - Rheinisches Landeskrankenhaus Düsseldorf - hielt Prof. Dr. BÖCKER (Direktor des Nervenkrankenhauses des Bezirks Oberfranken) am 12. November 1975 einen Vortrag „Über epidemiologische und klinische Aspekte der Suizidologie“.

Am 3. Dezember 1975 hielt Prof. Dr. HEIMANN (Universität Tübingen) einen Vortrag über „Psychophysiologische Untersuchungen depressiver Syndrome“.

Auf Einladung des Instituts für Geschichte der Medizin sprach am 21. Januar 1976 Surgeon Rear Admiral P. D. GORDON PUGH (Royal Naval Hospital Haslar, England) über „The history of the Royal Naval Hospitals Portsmouth and Plymouth“. An dieser Vortragsveranstaltung nahm auch der Medical Director General der Royal Navy, Surgeon Vice Admiral Sir JAMES WATT, teil.

Auf Einladung des Seminars für Allgemeine Sprachwissenschaft sprach Prof. JOHN GUMPERZ (University of California, Berkely) über das Thema „On problems of field work in sociolinguistics“ und leitete ein Kolloquium über interkulturelle Bedeutungsdifferenzen (vor allem beim Code Switching).

Im Rahmen des Seminars über Festkörperoberflächen und dünne Schichten des Instituts für Angewandte Physik wurden folgende Gastvorträge gehalten:

5. November 1975: Prof. Dr. G. DIETZ (Universität Köln): „Ferromagnetische amorphe Legierungen“;

12. November 1975: Dr. G. BERGMANN (KFA Jülich): „Transporteigenschaften in amorphen Ferromagnetika“;

26. November 1975: Prof. Dr. H. JAHRREISS (Universität Köln): „Elektronenemission als Hilfsmittel der Festkörperoberflächen- und Dünnschichtforschung“;

3. Dezember 1975: Priv.-Doz. Dr. G. BAUER (TH Aachen): „Optische Untersuchungen an PbTe Epitaxie-Schichten“;

10. Dezember 1975: OBERINGENIEUR Dr. H. ARNOLD (TH Aachen): „Die α - β -Umwandlung des Quarzes“;

17. Dezember 1975: Dozent Dr. H. KUNSMANN (Westf. Akademie Dortmund): „Gefüge und Gefügekontrolle bei naheutektischem Gußeisen“;

14. Januar 1976: Priv.-Doz. Dr. H. VOGT (Universität Köln): „Untersuchungen struktureller Phasenübergänge mit Methoden der nichtlinearen Optik“;

21. Januar 1976: Dr. O. F. SCHIRMER (Universität Freiburg): „Optische Absorption bei gebrochener Punktsymmetrie“;

28. Januar 1976: Dozent Dr. H. G. PURWINS (Universität Genf): „Spektroskopische und magnetische Eigenschaften von seltenen Erden in Metallen“;

4. Februar 1976: Priv.-Doz. Dr. W. SCHÜLKE (Universität Dortmund): „Unelastische Röntgenstreuung und Positronenvernichtung - was leisten diese Methoden bei der Erforschung der elektronischen Grundstruktur der Festkörper?“.

Auf Einladung des Botanischen Instituts sprach am 29. Januar 1976 Dr. CHRISTER LARSSON (Universität Umea/Schweden) über das Thema „Carbon metabolism in different types of chloroplast preparations“.

Auf Einladung der Deutschen Gesellschaft für Krankenhausgeschichte und des Instituts für Geschichte der Medizin sprach am 3. Februar 1976 Dr. E. J. MOYNAHAN F.R.C.P., Consultant Dermatologist des berühmten, seit 1721 bestehenden Guy's Hospital/London, über das Thema: „Guy's Hospital in transition, a change from voluntary hospital to state hospital“.

Am 20. Januar 1976 sprach Prof. Dr. BERNHARD KYTZLER (Freie Universität Berlin) im Seminar für Klassische Philologie über das Thema: „Griechische und lateinische Utopien“.

Dr. M. S. SMITH (Cavendish Laboratory, Cambridge), z.Z. Gastdozent am Institut für Theoretische Physik, hielt im Rahmen des Instituts-Seminars am 31. März 1976 einen Vortrag über Eigenschaften atmosphärischer Schwerewellen.

Am 19. Februar 1976 sprach Dr. JAN-ERIK TILLBERG (Universität Stockholm) im Rahmen des Kolloquiums des Botanischen Instituts über „Foto-Phosphorylierung bei Scenedesmus“.

Am 29. April 1976 sprach Prof. Dr. C. J. SOEDER (Kohlenstoffbiologische Forschungsanstalt, Dortmund) im Rahmen des Botanischen Kolloquiums über „Massenkultur von Mikroalgen“.

Im Rahmen der Kolloquien des Geographischen Instituts sprachen am 3. Mai 1976 Prof. Dr. W. WEISCHET (Freiburg) über „Ansätze einer genetischen Stadtklimatologie“; am 3. Juni 1976 Prof. Dr. K. FISCHER (Augsburg) über „Reliefgenerationen im Bereich der östlichen Montes de Toledo“.

Auf Einladung des Mathematischen Instituts sprach am 1. Juni 1976 Prof. Dr. A. GOLDIE (Universität Leeds/England) über das Thema: „Reduced rank of modules“.

Prof. Dr. W. P. ALLIS (Massachusetts Institute of Technology), der gegenwärtig an Forschungsvorhaben in Orsay bei Paris arbeitet, besuchte am 6. Mai 1976 die Institute für Physik und trug im Rahmen des Physikalischen Kolloquiums über ein plasmatheoretisches Thema vor. Prof. ALLIS ist seit vielen Jahren einer der führenden Wissenschaftler im Bereich der Plasmaphysik. Seine Diskussionen mit den Professoren LARENZ, MEINERS, SUCHY und UHLENBUSCH, die hier plasmaphysikalisch arbeiten, erbrachten wertvolle Anregungen für die hiesige Forschung.

Im Rahmen des Pharmazeutischen Kolloquiums sprachen am 11. Mai 1976 Dr. habil. B. C. LIPPOLD (Pharmazeutische Abteilung im Institut für Pharmazie und Lebensmittelchemie, München) über: „Physikalisch-chemische Untersuchungen an Arzneistoffen und Arzneiformen im Hinblick auf deren biopharmazeutisches Verhalten“; Prof. Dr. F. W. HEFENDEHL (Institut für Pharmazeutische Biologie, Freiburg i.Br.) über „Anwendungen moderner Methoden zur Aufklärung der Biogenese von Terpengemischen (ätherische Öle)“; am 25. Mai 1976 Dr. H. VOEGE (Pharmazeutische Technologie der Bayer AG, Leverkusen) über: „Einsatzmöglichkeiten der Differential-Thermo-Analyse (DTA) in der Pharmazeutischen Technologie“; Prof. Dr. K.-H. KUBECZKA (Institut für Pharmazeutische Biologie, Würzburg) über: „Produktion und Akkumulation flüchtiger sekundärer Stoffwechselprodukte in höheren Pflanzen und entsprechenden Zellkulturen“.

Im Rahmen der Düsseldorfer Anästhesiekolloquien sprach Prof. Dr. SCHMIDT-SCHÖNBEIN (RWTH Aachen) am 12. Mai 1976 über: „Mikrozirkulation und Schock“.

Auf Einladung des Germanistischen Seminars sprach Frau Prof. Dr. E. M. SZAROTA (Warschau) am 31. Mai 1976 über das Thema „Die Gesellschaftsdarstellung im protestantischen Schuldrama am Beispiel Chirstian Weises“. Anschließend fand mit der Referentin ein Seminar über Weises Revolutionsstück „Masaniello“ statt.

Im Rahmen der Kolloquien „Theorie und Praxis der Informationsverarbeitung“, veranstaltet von der Forschungsabteilung für philosophische Information und Dokumentation des Philosophischen Instituts, wurden folgende Gastvorträge gehalten:

10. Mai 1976: Dipl.-Chem. J. EGGERT (DIN, Berlin): „Koordination nationaler und internationaler Normungsaktivitäten im Bereich von Information und Dokumentation“;

17. Mai 1976: H. J. ZINGEL (VDI, Düsseldorf): „Das computergesteuerte Dokumentations- und Übertragungssystem TITUS“;

31. Mai 1976: Dr. DESSAUER (Feldmühle AG, Düsseldorf): „Papier-Datenträger Nr. 1 - auch in Zukunft?“;

14. Juni 1976: R. FUNK (Universitätsbibliothek, FU Berlin): „Kostenanalyse im wissenschaftlichen Bibliothekswesen anhand ausgewählter Beispiele“.

Am 14. Juni 1976 sprach auf Einladung des Instituts der Geschichte der Medizin HELMUT KRUMBACH (Direktor des Düsseldorfer Instituts für Amerikanische Völkerkunde) in einem Lichtbildervortrag über „Ethnologische und medizinische Forschungen in Mexiko“.

Im Rahmen der Seminarvorträge in der Nuklearmedizinischen Klinik und des Instituts für Medizin an der Kernforschungsanlage Jülich wurden folgende Gastvorträge gehalten:

3. Juni 1976: Prof. Dr. A. M. KELLERER (Institut für medizinische Strahlenkunde, Universität Würzburg): „Mikrodosimetrie und ihre Anwendung auf die Strahlenbiologie“;

15. Juni 1976: Dr. Chr. LÜCKE (Institut für Strahlenbiologie des Kernforschungszentrums Karlsruhe): „Vergleichende Studien über die Wirkung von negativen Pionen, Kobalt-Gammabestrahlung und Hyperthermie auf V 79-Monolayer und Sphäroid-Kulturen“;

29. Juni 1976: Dr. W. LESSLAUER (Institut für Pathologie, Universität Basel) „Untersuchungen über die Struktur agglutinierter Erythrozytenmembranen“;

19. Juli 1976: Dr. M. EBERT (Christie Hospital & Holt Radium Institute, Paterson Laboratories, Manchester/England): „Werdegang einer wissenschaftlichen Publikation“;

20. Juli 1976: Dipl.-Phys. G. BRILL (Universitätsklinik im Landeskrankenhaus, Abt. für Nuklearmedizin der Radiologischen Klinik, Bad Homburg): „Quantitative Größenbestimmung von Links-Rechts-Shunts“.

Am 29. Juni 1976 hielt Prof. HERRMANN (Max-Planck-Institut für Zellbiologie, Wilhelmshaven) am Botanischen Institut einen Vortrag über das Thema: „Synthese ribosomaler RNA in isolierten Plastiden; Lokalisation der Transskripte auf der zirkulären Plastiden-DNA“.

Anlässlich des Genetischen Kolloquiums im Institut für Allgemeine Biologie sprach am 30. August 1976 Prof. Dr. EDWARD NOVITSKI (Department of Biology, Universität of Oregon, Eugene/USA) zum Thema „Meiose bei Drosophila“.

Auf Einladung des Romanischen Seminars sprachen am

23. Juni 1976: Prof. Dr. HENRI LAFAY (Universität Nantes): „Les animaux malades de la peste“ (La Fontaine);

6. Juli 1976: Prof. Dr. MARIE-MADELEINE PAYEN DE LA GARANDERIE (Universität Nantes): „Contradictions de l'humanisme. Antiquité et christianisme“;

13. Juli 1976: Prof. Dr. ERNSTPETER RUHE (Universität Würzburg): „Le Professeur Taranne“ oder „Comment utiliser ses névroses“.

Prof. Dr. L. B. FELSEN, Dekan des College of Engineering im Polytechnic Institute of New York, besuchte Anfang September 1976 das Institut für Theoretische Physik. Er diskutierte mit Prof. SUCHY gemeinsam interessierende Forschungsprobleme und hielt am 6. September 1976 im Rahmen des Institutsseminars einen Vortrag aus dem Gebiet der Wellenausbreitung.

Gäste:

Prof. Dr. KOJI FUKAI von der Kyorin University in Tokio war vom 2. bis 13. Juni 1975 Gast des Pathologischen Instituts.

Gäste des Botanischen Instituts waren: am 14. Februar 1975: Prof. Dr. S. MURAKAMI (Universität Tokio);

am 11./12. März 1975: Prof. Dr. W. CRAMER (Purdue University, Lafayette/USA);

vom 24. bis 27. März 1975: Frau Dr. L. TYANKOVA (Akademie der Wissenschaften, Sofia);

am 21. Mai 1975: Prof. Dr. R. G. JENSEN (Universität Arizona, Tuscon/USA).

Prof. Dr. PETER LENCE, Direktor des Pharmakologischen Instituts der Medizinischen Fakultät in Ljubljana/Jugoslawien, war als Stipendiat der Carl-Duisberg-Gesellschaft von Mai bis Oktober 1975 am Pharmakologischen Institut tätig.

Dr. RENÉ DOM, Direktor des Laboratoriums für Zytologie des Nervensystems an der Katholischen Universität Löwen/Belgien arbeitete als Stipendiat der Alexander-von-Humboldt-Stiftung vom 1. April 1975 bis 31. März 1976 im C.-und-O.-Vogt-Institut für Hirnforschung (Prof. Dr. ADOLF HOPF).

Vom 30. April bis 3. Mai 1975 besuchte Prof. Dr. R. S. LITWAK, Leiter der Abteilung für Herzchirurgie am Mount-Sinai-Hospital, New York City, die Chirurgische Klinik B. Prof. LITWAK hielt einen Vortrag über ein von ihm entwickeltes Verfahren zur Unterstützung des linken Herzens.

Dr. JAMES CHRISTOPHER ROBSON (Universität Leeds/England) war vom 15. Juni bis 13. Juli 1975 als Gastprofessor am Mathematischen Institut III tätig.

Prof. Dr. OVIDIO JARAMILLO (Universität Medellín/Kolumbien) war von Juni 1975 bis Oktober 1976 an der Poliklinik und Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten als Gastprofessor tätig.

Im September 1975 hielt sich Prof. Dr. COLMAN ALTMAN (Physics Department der Israelischen Technischen Hochschule, Haifa) am Institut für Theoretische Physik auf. Hierbei wurden die bei einem Besuch Prof. SUCHYs in Haifa 1973 begonnenen gemeinsamen Arbeiten fortgesetzt.

Prof. Dr. ROBERT C. KING (Department of Biology an der Northwestern University in Evanstone, Illinois/USA) besuchte am 30. Juni und 1. Juli 1975 das Institut für Allgemeine Biologie zu einem Gedankenaustausch über Forschungen zur Aufklärung der genetischen Steuerung von Differenzierungsprozessen in Keimbahnmaterial von *Drosophila*.

Vom 7. bis 15. September 1975 hielt sich Prof. Dr. VEIKKO SORSA vom Department of Genetics an der University of Helsinki/Finnland am Institut für Allgemeine Biologie auf. Der Besuch wurde vom Deutschen Akademischen Austauschdienst im Rahmen des Deutsch-Finnischen Professoren-austausches ermöglicht. Prof. SORSA hielt während seines Gastaufenthaltes Vorträge zu den Themen: „Electron microscopic studies on chromosomes“, „Localization of ‚white‘ in salivary gland chromosomes in *Drosophila melanogaster*“ und „Evolution of chromomeric DNA“.

Vom 1. bis 14. Februar 1976 war Prof. Dr. VOLKER BERGHAHN (University of Warwick/Großbritannien) Gast am Historischen Seminar.

Gäste des Instituts für Anästhesiologie waren: Dr. TORU SATO (Tottori University/Japan); Prof. TAKAO SAITO (Tokushima University/Japan); Prof. TOSHIMOTO ISHIBASHI (Osaka/Japan).

Prof. W. GREY WALTER, M.A., Sc. D., Hon.M.D., Universität Bristol, war im Wintersemester (15. Oktober 1975 bis 15. Februar 1976) als Gast-Professor am C.-u.-O.-Vogt-Institut für Hirnforschung tätig.

Vom 30. April bis 5. Mai 1975 waren Prof. Dr. G. FURRER, Dr. P. FITZE, H. MÜLLER und Dr. STRÜBY sowie eine Studentengruppe des Geographischen Instituts der Universität Zürich zu Gast bei der Abteilung Geologie des Geographischen Instituts. Die Zürcher Gäste beteiligten sich an einer quartärgeologischen Exkursion durch das Rheinland unter Führung von Wiss. Rat und Prof. Dr. WOLFGANG SCHIRMER. Die viertägige Exkursion hatte die Entwicklung des Rheintales von der ausgehenden Tertiärzeit bis heute zum Thema. Studienobjekte waren die vulkanische Eifel, die Braunkohlentagebauten der Ville, die Rheinterrassen im Düsseldorfer Raum, Rhein- und Maessedimente im holländischen Grenzgebiet bei Venlo und die Spuren der nordischen Inlandvereisung nördlich Krefeld. Ein abendlicher Bummel durch die Düsseldorfer Altstadt beendete die Gemeinschaftsexkursion Düsseldorfer und Zürcher Studenten.

Am 7. Mai 1975 war Dr. M. KING HUBBERT, Washington, ehem. Präsident der Geological Society of America, Gast an der Abteilung Geologie des Geographischen Instituts und besuchte mit Wiss. Rat und Prof. Dr. WOLFGANG SCHIRMER spezielle quartärgeologische Aufschlüsse des Rheinlands.

Dr. med. FAWZIA EL GAMAL, Direktorin der Fellowships Section im Gesundheitsministerium in Kairo, besuchte als WHO-Stipendiatin am 7. Oktober die Medizinischen Einrichtungen der Universität Düsseldorf. Nach der Begrüßung durch Oberverwaltungsdirektor KLAUS-EBERHARD STREBLOW besichtigte Dr. EL GAMAL mehrere Lehranstalten der Medizinischen Einrichtungen und traf auch Frau Oberin GOEBEL zu einem Informationsaustausch.

Gäste des Botanischen Instituts waren:

Dr. HASSE EGNEUS, Botany Department, University of Göteborg, vom 8. November 1975 bis 5. Dezember 1975;

Dr. JAN-ERIC TILLBERG, Botany Department, University of Stockholm, ab 8. Januar 1975 für einige Monate;

Prof. Dr. STUTZ, Neuchâtel, Schweiz;

Dr. VENKETESWARAN, Space-Lab., Houston, Texas/USA.

Dr. SLAVEK SAFAR (Kieferchirurgische Abteilung, II. Stomat. Klinik, Prag) war vom 13. bis 16. Oktober 1975 Gast der Klinik für Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie.

Dr. M. S. SMITH (Cavendish Laboratory, Universität Cambridge) hielt sich vom 27. März bis 3. April 1976 als Gast am Institut für Theoretische Physik auf, um über gemeinsam interessierende Forschungsprobleme aus dem Gebiet der Wellenausbreitung in der Ionosphäre zu diskutieren.

Folgende ausländische Wissenschaftler waren Gäste des Botanischen Instituts:

Dr. JOHN BENNETT (Department of Biological Sciences, University of Warwick, Coventry/England) vom 19. bis 30. Januar 1976; Dr. ALICE HEROLD (Department of Botany, University of Sheffield) am 29. und 30. Januar 1976;

Dr. E. NAGY (Research Institut for Viticulture and Encology, Budapest) am 15. und 16. März 1976; Prof. Dr. P. K. STUMPF (Department of Biochemistry, University of California at Davis) am 29. März 1976;

Dr. H. EGNEUS (Botany Department, University of Göteborg) vom 11. März 1976 für etwa einen Monat.

Dr. JOÃO BAPTISTA GUEDESE SILVA (Universität Niteroi, Rio de Janeiro) war im Februar 1976 Gastarzt am Pathologischen Institut.

Prof. Dr. LEO SCHELBERT (University of Illinois at Chicago Circle) war dank der Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Sommersemester 1976 Gast des Historischen Seminars. Er hat eine Vorlesung über „Einführung in die amerikanische Einwanderungsgeschichte (mit besonderer Berücksichtigung des deutschsprachigen Elements)“ und ein Seminar über „Das Indianerbild des 'weißen' Amerika“, sowie ein Kolloquium über „Einführung in die Geschichte der Vereinigten Staaten“ abgehalten.

Dr. DAN CENSOR (Institut für Theoretische Physik) beendete Ende Februar 1976 seine einjährige Gastdozentur. Er trat anschließend seine neue Stellung als Associate Professor an der Universität Beer Sheva/Israel an. Vor seinem Düsseldorfer Aufenthalt war er Senior Lecturer an der Tel-Aviv-Universität gewesen. In Düsseldorf las Dr. CENSOR über „Höhere Elektrodynamik“ sowie „Antennen und Wellenleiter“. Darüber hinaus hielt er mehrere Seminar-Vorträge und arbeitete (gemeinsam mit Prof. SUCHY) an mehreren Forschungsthemen aus dem Gebiet der Ausbreitung elektromagnetischer Wellen im Plasma.

Vom 1. bis 4. September 1976 hielt sich Prof. Dr. STEVEN S. BRODY, New York University, Dept. Biology, im Institut für Biophysik und Elektronenmikroskopie auf, um Fragen zum Aufbau von Modellmembranen und zur Membranrekonstitution zu diskutieren.

Gäste der Klinik für Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie waren:

vom 20. bis 22. September 1976: Dr. I. HOROWITZ (Tel Aviv);

am 13. und 14. September 1976: Dr. A. L. NWOKU (Nigeria);

am 2. und 3. September 1976: Dr. KENJI MAKITA (Japan);

am 14. und 15. September 1976: Dr. HIROYUKI und HONCHO HIROSAKI (Japan).

Prof. Dr. P. E. HOGGARD (Polytechnic Institute of New York) hielt sich von Juli bis September 1976 als Gastprofessor am Institut für Theoretische Chemie auf. Er erhielt dafür durch die Heinrich-Hertz-Stiftung ein Stipendium des Landes NW anlässlich der 200-Jahr-Feier der USA.

Am 27. Juli 1976 war Prof. A. B. HOPE (School of Biological Sciences, Flinders University, Bedford Park, South Australia) Gast des Botanischen Instituts.

Am 8. Juli 1976 war Dr. PORTIS (Department of Biochemistry, Cornell University in Ithaca, N.Y.) Gast des Botanischen Instituts.

Einladungen nach auswärts:

Am 8. Januar 1975 sprach Dr. MURKEN vor dem Fachbereich Humanmedizin der Universität Marburg über „Die bauliche Entwicklung des Allgemeinen Krankenhauses im 19. und 20. Jahrhundert“.

Dr. MICHAEL BERGER (II. Medizinische Klinik) hielt am 11. Januar 1975 auf der Fortbildungstagung der Ärztekammer Nordrhein in Wuppertal einen Vortrag über die „Therapie der Adipositas“, der

auch am 20. Januar 1975 in Auszügen im Deutschlandfunk gesendet wurde. Am 4. Februar 1975 hielt Dr. BERGER auf Einladung des Direktors der Forschungslaboratorien Vevey (Schweiz), Prof. Dr. J. MAURON, dort einen Vortrag über die Technik der Muskelperfusion.

Auf einer Fortbildungsveranstaltung der Gruppe Koblenz der Deutschen Gesellschaft für Wehrmedizin und Wehrpharmazie hielt Prof. Dr. SCHADEWALDT am 17. Januar 1975 einen Vortrag über „Diagnostik der Thrombose - historisch gesehen“.

Prof. Dr. Wolfgang J. MOMMSEN (Historisches Seminar) war eingeladen, auf der Tagung des National-Komitees der Irischen Historiker vom 28. bis 31. Mai 1975 in Dublin einen Vortrag zu halten über „Power politics and imperialism as retarding factors of national emancipation“.

Der Verband der Historiker Deutschlands und Historiker der UdSSR trafen sich vom 1. bis 7. April 1975 in Leningrad zu einer Tagung über deutsch-russische Beziehungen. Prof. Dr. J. MOMMSEN nahm als Vertreter des deutschen Verbandes teil.

Prof. Dr. LEONHARD BIRKOFER, Direktor des Instituts für Organische Chemie, hielt auf Einladung der Dynamit Nobel AG in Troisdorf am 17. Januar 1975 einen Vortrag über „Reaktionen von silylierten Heterozyklen“. Dr. J. SEIDEL und Dipl.-Phys. N. KREITZ (beide Institut für Theoretische Physik I) hatten auf der Frühjahrstagung der Fachausschüsse „Kurzzeitphysik“ und „Plasma- und Gasentladungsphysik“ der Deutschen Physikalischen Gesellschaft, die vom 4. bis 7. März 1975 in der Universität Düsseldorf stattfand, Vorträge gehalten: Dr. SEIDEL über „Stark-Verbreiterung von Wasserstofflinien durch Modellfelder mit einfachen Formen der Zeitabhängigkeit“, Dipl.-Phys. KREITZ über „Monte-Carlo-Untersuchungen zum Mikrofeld bei großen Teilchenzahlen unter Holtsmarkschen Voraussetzungen“.

Prof. Dr. FRITZ NIES, Romanisches Seminar, Lehrstuhl III, hielt am 5. Mai 1975 einen Vortrag an der Gesamthochschule Siegen über „Rezeptionsanalyse - Manie und Magie“. Am 24. Juni 1975 sprach Prof. NIES auf Einladung der Universität Köln über „Chansons que tout cela - Gattungsstrukturen im Vaudeville-Bereich“.

Akademischer Oberrat Dr. VOLKER BEEH (Germanistisches Seminar) hielt auf Einladung der Universität Tübingen am 14. Februar 1975 einen Vortrag über „Probleme der Unendlichkeit natürlicher Sprachen“. Am 26. Mai 1975 sprach Dr. BEEH auf Einladung des Germanistischen Seminars der Technischen Hochschule Aachen über „Grammatiktheorie und das Problem der Entscheidbarkeit“.

Prof. Dr. PLATON PETRIDES, Chefarzt der Inneren Abteilung des Bethesda-Krankenhauses, Duisburg, hielt auf dem Symposium der Internationalen Diabetes-Gesellschaft über Sozialmedizinische Diabetes-Probleme am 2. September 1975 in München ein Referat über „Medico-social problems of adult diabetics“, und auf dem IV. Internationalen Donau-Symposium über Diabetes mellitus in Dubrovnik vom 20. bis 23. Oktober 1975 über „Diabetes und Infektion“.

Prof. Dr. ULRICH HEBER, geschäftsführender Direktor des Botanischen Instituts, sprach auf der Tagung der Société Française de Physiologie Végétale in Grenoble am 31. Mai 1975 über „Metabolite transport between chloroplasts and cytoplasm of leaf cells“. Am 16. Januar 1975 sprach Prof. HEBER im Institut für Physiologische Chemie der TH Aachen über Biochemie der Frostresistenz. Am 5. Mai 1975 hielt er in den Biologischen Instituten der Universität Bonn einen Vortrag über Energiekopplung in Chloroplasten.

Wiss. Rat und Prof. Dr. REINHOLD HERRMANN (Botanisches Institut) sprach am 26. Mai 1975 im Botanischen Institut der Universität Wien über „Funktion und Evolution extrakaryotischer Erbräger“.

Wiss. Rat und Prof. Dr. ELISABETH TRUBE-BECKER (Institut für Gerichtliche Medizin) wurde eingeladen, auf dem Seventh International Meeting of Forensic Sciences in Zürich (vom 8. bis 12. September 1975) einen Vortrag zu halten über „Bite-Marks in Battered Children“.

Prof. Dr. Dr. ANTON KIESSELBACH, Anatomisches Institut, Lehrstuhl I, wurde von der Medizinischen Fakultät der Universität Köln eingeladen, am 18. Juni 1975 die Gedenkrede auf der Trauerfeier für den verstorbenen deutschen Nestor der vergleichenden Anatomie und Embryologie, Prof. Dr. OTTO VEIT, zu halten.

Prof. Dr. HANS GÜNTER GOSLAR, geschäftsführender Direktor des Anatomischen Instituts, Lehrstuhl II, hielt auf der Sitzung der Kammerversammlung der Ärztekammer Nordrhein am 24. Mai 1975 ein Referat über „Situation in den theoretischen vorklinischen Fächern der Medizin“.

Prof. Dr. KARLHEINZ ROSENBAUER, Anatomisches Institut, Lehrstuhl III, wurde von der Technischen Akademie Eßlingen eingeladen, vom 3. bis 5. November 1975 ein Seminar über „Moderne Präparationsmethoden biologischer Objekte für die Elektronenmikroskopie“ zu leiten.

Prof. Dr. WOLFGANG BIRCKS, Direktor der Chirurgischen Klinik B, und Prof. Dr. FRANZ LOOGEN, Direktor der I. Med. Klinik B, folgten einer Einladung zu Vorträgen nach Teheran an das neue Herzzentrum der Pahlavi Foundation, dessen Direktor der frühere Mitarbeiter der Chirurgischen Klinik, Prof. Dr. S. TARBAT, ist.

Wiss. Rat und Prof. Dr. HAGEN DIETRICH SCHULTE (Chirurgische Klinik B) folgte vom 5. bis 8. Mai 1975 einer Einladung nach Smolenice (Bratislava/ CSSR) und hielt dort zwei Vorträge. Vom 15. bis 20. Juli 1975 nahmen Wiss. Rat. und Prof. Dr. HAGEN DIETRICH SCHULTE (Chirurgische Klinik B) und Dr. KONRAD FALKE (Institut für Anästhesiologie) an einer internationalen Konferenz in Kopenhagen über die Technologie über Membranlungen und Langzeitperfusion teil.

Akademischer Oberrat Dr. HANS-JOACHIM BIENIEK, Leiter der Tierversuchsanlage des Instituts für Pharmakologie und Toxikologie, hielt auf der XIII. Wissenschaftlichen Tagung der Gesellschaft für Versuchstierkunde vom 12. bis 15. Mai 1975 in Basel einen Vortrag über „Colitis und Prolapsus recti bei der Maus, hervorgerufen durch Citrobacter Freundii“. Die Untersuchungen sind gemeinsam mit Frau Dr. TOBER-MEYER in der Tierversuchsanlage durchgeführt worden.

Prof. Dr. HANS GERD WENZEL, Direktor des Instituts für Arbeitsphysiologie an der Universität Dortmund und Honorarprofessor der Universität Düsseldorf, nahm auf Einladung des polnischen Ministeriums für Arbeit, Löhne und Sozialwesen vom 22. bis 24. April 1975 in Posen, an dem Internationalen Wissenschaftlichen Symposium „Schutz des Menschen in seiner Arbeitsumwelt“ teil und hielt einen Vortrag über „Probleme der Beurteilung kombinierter Wärmebelastungen des Menschen“.

Vom 21. bis 26. Juli 1975 nahm Wiss. Rat und Prof. Dr. WERNER KUNZ (Institut für Allgemeine Biologie) mit den Doktoranden RENATE RENKAWITZ, RAINER RENKAWITZ, MIREILLE SCHÄFER und ULRICH SCHÄFER am 10th Meeting Federation of European Biochem. Societies in Paris teil. Prof. KUNZ und ULRICH SCHÄFER stellten ihre neuen Versuchsergebnisse zum Thema „Variations in the ribosomal DNA content of the Y chromosome in Drosophila hydei“ aus.

Auf dem II. International Symposium Medicine Society and Law, Freiburg im Breisgau, vom 14. bis 16. September 1975, hielt Prof. Dr. ELISABETH TRUBE-BECKER (Institut für Gerichtliche Medizin) einen Vortrag über „Soziologische Gesichtspunkte bei der Vernachlässigung des Kleinkindes mit Todesfolge“.

Auf der 54. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Rechtsmedizin vom 23. bis 27. September 1975 in Frankfurt/Main haben Wiss. Rat und Prof. Dr. HERBERT REH und Wiss. Rat Dr. KLAUS HAARHOFF (beide Institut für Gerichtliche Medizin) einen Vortrag gehalten über „Neue Ergebnisse zur Bestimmung der Liegezeit von Wasserleichen“.

Wiss. Rat und Prof. Dr. WOLFGANG SCHIRMER (Abt. Geologie am Geographischen Institut) hielt am 13. Mai 1975 auf Einladung des Geographischen Instituts der Universität Erlangen-Nürnberg in Erlangen einen Vortrag über die „Talentwicklung des Mains im Holozän“. Vom 20. bis 28. September 1975 beteiligte sich Prof. SCHIRMER an einer Tagung der Holozänkommission der International Union for Quaternary Research in Brüssel und Haarlem unter dem Thema „Holocene stratigraphy and sedimentology, in relation to sealevel movements“.

Prof. Dr. REINHOLD MEISE (Mathematisches Institut) leitete gemeinsam mit Prof. KLAUS DIETER BIERSTEDT (GH Paderborn) vom 9. bis 23. September 1975 in Völs am Schlern im Rahmen einer Ferienakademie der Studienstiftung des Deutschen Volkes eine Arbeitsgruppe zu dem Thema: „Anwendungen metrischer und topologischer Räume in der Analysis“.

Auf dem 18. Symposium der Gesellschaft für Histochemie vom 8. bis 11. Oktober 1975 in Bozen hielt Akademischer Rat Dr. HORST HETTWER (Anatomisches Institut) den Vortrag von HETTWER H. und CH. GERICKE (Physiologische Chemie): „Kann die Baker-Methode als spezifisch histochemischer Phospholipid-Nachweis dienen?“

Wiss. Ass. Dr. HANS SCHADE (Institut für Biophysik und Elektronenmikroskopie) hielt einen Einführungsvortrag: „Selektivität und Spezifität von Nachweis- und Kontroll-Reaktionen in der elektronenmikroskopischen Kohlenhydrat-Histochemie“ sowie ein ganztägiges Seminar über „Elektronenmikroskopische Glykogen-Nachweise in Dünnschnitten“.

Akademischer Oberrat Dr. MAX HAHN (Institut für Biophysik und Elektronenmikroskopie) hielt am 20. Oktober 1975 am Institut für Elektronenmikroskopie am Fritz-Haber-Institut der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem, einen Vortrag über „Kombination von Ortsraum- und Frequenzraum-Informationen zur Strukturaufklärung von Proteinkristallen mit Elektronenstrahlen“. Am 21. Oktober 1975 sprach Dr. HAHN auf dem Wissenschaftlichen Kolloquium des Sonderforschungsbereichs 160, das im Institut für Botanik der Kernforschungsanlage Jülich stattfand, über „Elektronenoptische Strukturbestimmung kristalliner Objekte bei minimaler Bestrahlungsdosis“.

Prof. Dr. PLATON PETRIDES, Chefarzt der Inneren Abteilung des Bethesda-Krankenhauses Duisburg, hielt am 17. November 1975 in Tel-Aviv auf Einladung der Israelischen Diabetes-Gesellschaft einen Vortrag über „Diabetes-Therapy 1975“.

Prof. Dr. MARTIN ZINDLER (Institut für Anästhesiologie) wurde zum Belgian Congress of Anaesthesia in Brüssel eingeladen und nahm dort am 13. September 1975 teil an der Panel Diskussion über „Neue Anästhesiemittel“.

Acht Wissenschaftliche Assistenten des Instituts für Anästhesiologie hielten eigene Vorträge während des Zentraleuropäischen Anästhesiekongresses, der vom 10. bis 13. September 1975 in Bremen abgehalten wurde.

Auf dem XIV. Internationalen Historikerkongreß in San Francisco vom 22. bis 29. August 1975 sprach im Rahmen der „Commission Internationale des Etudes Slaves“ Prof. Dr. WOLFGANG J. MOMMSEN (Historisches Seminar, Lehrstuhl II) über „Europäischer Finanzimperialismus vor 1914“ und Wiss. Rat und Prof. Dr. HANS LEMBERG (Historisches Seminar) über: „Die Rolle der Konservativen in den nationalen Bewegungen der Westslawen vor dem Ersten Weltkrieg“.

Prof. Dr. WOLFGANG J. MOMMSEN hielt im August 1975 Vorträge an den folgenden Universitäten in den USA: Edmonton/Alberta, Rutgers University New Jersey, New York University at Buffalo, Yale

University und der Columbia University über: „Max Weber und der Marxismus“ bzw. eine vergleichende Analyse der Ursachen des Ersten Weltkrieges.

Auf Einladung des Präsidenten der Freien Universität Berlin und des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung hielt Prof. Dr. WOLFGANG J. MOMMSEN am 3. Oktober 1975 aus Anlaß des 75. Geburtstages von Prof. Dr. OTTO STAMMER einen Vortrag über „Die Geschichtswissenschaft und die historische Dimension in den Sozialwissenschaften“.

Auf Einladung des Instituts für Aerobiologie der Fraunhofer-Gesellschaft in Graftschaff am 19. September 1975 hielt Akademischer Rat Dr. HORST HETTER (Anatomisches Institut) einen Kolloquiumsvortrag „Untersuchungen zur Therapie einiger Phosphorsäureester-Vergiftungen (Paraoxon und DFP) an Ratten“.

Prof. Dr. OSWALD HESS, Direktor des Instituts für Allgemeine Biologie, nahm vom 15. bis 21. Juni 1975 an einem vom Centre National des Recherches Scientifiques, Paris, veranstalteten internationalen Workshop über „Drosophila in Developmental Biology“ in Roscoff (Bretagne) teil. Er berichtete dabei über die Forschungsprogramme am hiesigen Institut.

Auf Kolloquien der Universitäten Fribourg und Lausanne hat Prof. Dr. HEINZ-HELMUT PERKAMPUS (Institut für Physikalische Chemie) folgende Vorträge gehalten:

am 3. November 1975: „The Molecular State of Aluminiumbromide in Organic Solvents“;

am 4. November 1975: „Melting Diagrams and Spectroscopic Investigation of Menshutkin Complexes“;

am 6. November 1975: „Interactions for Aromatic Compounds with Aluminiumbromide and Antimonytrichloride“.

Am 11. Dezember 1975 hielt Prof. PERKAMPUS einen Vortrag innerhalb der Kolloquien des Instituts für Physikalische Chemie der Technischen Universität München.

Prof. Dr. REINHOLD MEISE (Mathematisches Institut) sprach im Rahmen des Mathematischen Kolloquiums der Universität Konstanz (14. November 1975) sowie der Universität Saarbrücken (5. Dezember 1975) über „Approximationseigenschaft, Lifting und Kohomologie bei Produktgarben“.

Vom 20. bis 25. Juli 1975 nahm Dipl.-Biol. DIETMAR MISCHKE (Institut für Allgemeine Biologie) am 10th Meeting der Federation of European Biochem. Societies in Paris teil. Er stellte neue Versuchsergebnisse vor zu den Themen „Formation and arrangement of the heat dissociable 5.8S, 17S and 19S polynucleotide chains of the Drosophila 28S ribosomal RNA“ und „Tryptophan pyrrolase activity regulation in Drosophila: No role for an isoacceptor tRNA“.

Ferner nahm Dipl.-Biol. DIETMAR MISCHKE teil am Symposium on Chromatin, das von der British Society for Cell Biology vom 29. September bis 1. Oktober 1975 in Glasgow durchgeführt wurde.

Auf Einladung der Kommission für Humanismusforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft nahm Prof. Dr. HUBERTUS SCHULTE HERBRÜGGEN (Anglistisches Institut) im Oktober 1975 an einer Arbeitstagung in Mainz über „Das Verhältnis der Humanisten zum Buch“ teil. Auf Einladung der Facultéit der Wiskunde en Natuurwetenschappen der Universität Nijmegen hielt Prof. SCHULTE-HERBRÜGGEN am 10. November 1975 als deutschen Beitrag zu einer internationalen Vortragsreihe einen Vortrag über „Thomas More in his Letters“.

Auf der MEDICA '75 in Düsseldorf am 23. November 1975 gestalteten eine Vortragsreihe mit dem Thema „Kiefer- und Gesichtsverletzungen“: Prof. Dr. Dr. ALFRED REHRMANN, Prof. Dr. INGRID PODLESCH, Priv.-Doz. Dr. Dr. HERIBERT KOCH, Priv.-Doz. Dr. Dr. INGOLF KOBLIN, Dr. Dr. JOACHIM KREIDLER, Dr. BERND REIL, Dr. Dr. HANS-HENNING HORCH und Dr. Dr. HANS-JOACHIM ENGELHARDT.

Auf Einladung der Universitäten Tilburg und Nijmegen hielt Priv.-Doz. Dr. SIEGFRIED EICHHORN (Deutsches Krankenhausinstitut) am 14. November 1975 einen Vortrag vor Teilnehmern des Lehrgangs Krankenhausführung über „Die Krankenhausplanung in der Bundesrepublik Deutschland“.

Dr. jur. ERNST BRUCKENBERGER (Deutsches Krankenhausinstitut) hielt auf Einladung der Arbeitsgemeinschaft Krankenhaus Österreich am 12. November 1975 einen Vortrag auf dem Österreichischen Krankenhaustag.

Wiss. Rat und Prof. Dr. EDWIN BAUMGARTEN, Leiter der Abt. Angewandte Physikalische Chemie (Institut für Physikalische Chemie) hielt auf der Tagung der Deutschen Bunsen-Gesellschaft, die vom 8. bis 10. Mai 1975 in Wien stattfand, einen Vortrag über: „Untersuchungen zur Infrarotspektroskopie in Emission, insbesondere an dünnen Schichten“.

Prof. Dr. HEINZ-HELMUT PERKAMPUS, Direktor des Instituts für Physikalische Chemie, ist vom Ortsverband Braunschweig der Gesellschaft Deutscher Chemiker eingeladen worden, einen Vortrag über: „Wechselwirkung von Aromaten mit Metallhalogeniden“ zu halten. Der Vortrag fand in der Technischen Universität Braunschweig statt. Ferner ist Prof. PERKAMPUS von den Universitäten Fribourg und Lausanne eingeladen worden, in der Zeit vom 3. bis 7. November 1975 Gastvorlesungen über die neuesten Forschungsergebnisse des Instituts auf dem Gebiet „Zwischenmolekulare Wechselwirkungen“ zu halten.

Prof. Dr. KURT HEINRICH, Ltd. Direktor der Psychiatrischen Universitäts-Klinik – Rheinisches Landeskrankenhaus Düsseldorf – hielt auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenheilkunde im Oktober 1974 in München einen Vortrag über „Anatomie einer Psychiatriean-

klage“. Auf dem gesundheitspolitischen Kongreß der CDU in Kiel am 22./23. November 1974 hielt Prof. HEINRICH einen Vortrag über „Psychiatrie und Suchtbekämpfung“.

Prof. Dr. HERMANN BÖTTGER und Prof. Dr. MANFRED STRASSBURG, Direktoren der Universitäts-Poliklinik und Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten, folgten einer Einladung nach Rio de Janeiro zu den II. Internationalen Fortbildungstagen, die vom 5. bis 10. Januar 1975 stattfanden. Sie hielten dort Vorträge und Seminare über „Teleskopsystem in der zahnärztlichen Prothetik“ bzw. „Mundschleimhauterkrankungen“.

Wiss. Ass. Dr. MICHAEL BERGER (II. Med. Klinik und Poliklinik) hielt am 6. März 1975 im Rahmen des Symposions „Muskelstoffwechsel und Diabetes mellitus“ vom 6. bis 7. März 1975 in Bad Soden/Taunus einen Vortrag über „Glukosestoffwechsel am ruhenden und arbeitenden Skelettmuskel“. Am 15. März 1975 sprach Dr. BERGER im Rahmen des Symposions „Risikofaktoren bei Herzinfarkt“ der Klinik Roderbirken in Leichlingen/Rhld. über „Adipositas als Risikofaktor bei Herzinfarkt“. Akademischer Oberrat Dr. DIETER MARGIES (Erziehungswissenschaftliches Institut) hielt am 4. Februar 1975 in Goslar die Gedenkrede auf Adolf Grimme aus Anlaß der Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshaus in Goslar. Grimme, 1889 geboren, trat nach dem Studium in den Schuldienst ein, wurde Oberschulrat und schließlich Ministerialrat im Preußischen Kultusministerium, Berlin, dessen Leitung er von 1930 bis 1932 übernahm. Nach dem Krieg wurde er erster Kultusminister des Landes Niedersachsen und 1968 Generaldirektor des Nordwestdeutschen Rundfunks. MARGIES, der als Grimme-Kenner gilt, hatte seine Doktorarbeit über die mit Grimmes Namen verbundene preußische Schulreform von 1924 geschrieben und auch eine Darstellung über den Grimme-Nachlaß veröffentlicht, der an die Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin geht. Eine Grimme-Biographie soll folgen.

Prof. Dr. DIETER WUNDERLICH (Seminar für Allgemeine Sprachwissenschaft) hielt am 4. Februar 1975 an der Universität Osnabrück einen Vortrag mit dem Thema „Behauptungen, konditionale Sprechakte und praktische Schlüsse“. Am 19. Februar 1975 sprach Prof. WUNDERLICH an der Gesamthochschule Essen über „Handlungstheoretische Aspekte der Sprachtheorie“.

Vom 4. bis 6. April 1975 fand der diesjährige Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Kreislaufforschung in Bad Nauheim statt. Vorsitzender des Kongresses, der unter dem Thema „Koronare Herzerkrankung“ stand, war Prof. FRANZ LOOGEN, Direktor der I. Medizinischen Klinik B.

Auf einem Fortbildungslehrgang vom 21. Januar bis 8. April 1975 (14tägig) des Apothekervereins Wuppertal hielten Akad. Rat Dr. HORST HETTWER (Anatomisches Institut II), Wiss. Ass. Dr. D. PASSIA (Anatomisches Institut II), Wiss. Ass. Dr. JOACHIM VON POHL (Institut für Anästhesiologie) und Dr. K. D. VITT (Chirurgische Klinik) Vorträge über Anatomie, Morphologie und Pharmakologie des ZNS und des peripheren Nervensystems.

Auf Einladung des Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft sprach auf dem Symposium „Parasitismus und Symbiose“, das vom 3. bis 5. März 1975 in der Ev. Akademie Tutzing stattfand, Wiss. Ass. Dr. HEINZ MEHLHORN (Institut für Zoologie) über seine licht- und elektronenmikroskopischen Untersuchungen zur Übertragung und Parasitämie von *Sarcocystis fusiformis* des Rindes. Das Symposium diente der Vorbereitung eines neuen Schwerpunktforschungsprogramms.

Wiss. Ass. Dr. MICHAEL BERGER (II. Med. Klinik und Poliklinik und Diabetesforschungsinstitut) hielt auf Einladung der Universität Kopenhagen dort am 7. April 1975 einen Vortrag über „Regulation of glucose uptake by perfused skeletal muscle“.

Im Rahmen der Partnerschaft mit der Universität Nantes hielt Prof. Dr. LUDWIG SCHRADER (Romanisches Seminar, Lehrstuhl I) dort am 5. März 1975 zwei Vorträge: „El presente eterno: Aspectos de la obra de Octavio Paz“ und „Actualité de Rabelais“. Am 13. März 1975 hielt Prof. SCHRADER auf Einladung der Universität Löwen einen Vortrag über „Octavio Paz“; am 17. März 1975 auf Einladung der Universität Antwerpen einen Vortrag über „Octavio Paz“ und einen weiteren über „Juan Rulfo, Pedro Páramo“.

Priv.-Doz. Dr. SIEGFRIED EICHHORN, Vorstandsmitglied des Deutschen Krankenhausinstituts – Institut in Zusammenarbeit mit der Universität Düsseldorf, hielt im Januar 1975 eine Gastvorlesung an der Ruhr-Universität Bochum mit dem Thema „Einfluß auf Struktur und Organisation der medizinischen Versorgung auf Kosten der Gesundheit“. Auf Einladung des Cursus Ziekenhuisbeleid der Niederlande hielt Dr. EICHHORN auf den Lehrgängen „Krankenhauswesen“ und „Krankenkassenversicherung“ in Utrecht und Nijmegen Gastvorlesungen zum Thema „Das Gesundheitswesen der Bundesrepublik Deutschland“.

Im November 1974 fand das V. Internationale Seminar für öffentliches Gesundheitswesen (IPHS) im internationalen Kenyatta-Konferenzzentrum in Nairobi mit dem Generalthema „Planung und Bau von Einrichtungen der Gesundheitsfürsorge und Krankenversorgung unter eingeschränkten personellen, materiellen und finanziellen Mitteln und Möglichkeiten“ statt, das 200 Teilnehmer (Ärzte, Schwestern, Architekten, Ingenieure und Betriebswirte) aus 52 Ländern besuchten. Die Vorbereitung und Durchführung lag in den Händen von Architekt R. J. SAHL, Vorstandsmitglied des Deutschen Krankenhausinstituts – Institut in Zusammenarbeit mit der Universität Düsseldorf.

Prof. Dr. WOLFGANG SCHLUCHTER, Sozialwissenschaftliches Institut, hat folgende Vorträge gehalten:

am 19. Januar 1975 an der Universität Heidelberg: „Zum Konservatismus von Bürokratien“; am 27.

Mai 1975 am Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung der FU Berlin: „Die neuere staats-theoretische Diskussion“; am 30. August 1975 bei den Hochschulwochen in Alpbach (Österreich): „Zum Problem des Rationalismus in der modernen Gesellschaft“.

Prof. Dr. Dr. CARL-HEINZ FISCHER, Direktor der Poliklinik und Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten, wurde von der Tschechoslowakischen Medizinischen Gesellschaft J. E. Purkyne und im Namen der Tschechoslowakischen Stomatologischen Gesellschaft eingeladen, an dem vom 6. bis 7. November 1975 in Brünn stattfindenden Tschechoslowakischen Stomatologischen Kongreß teilzunehmen. Im Juni 1975 unterrichtete Priv.-Doz. Dr. EBERHARD NIESCHLAG (II. Medizinische Klinik) im Rahmen eines von der International Atomic Energy Agency an der Medizinischen Akademie in Posen (Polen) organisierten Kurses für Radioimmunoassay-Techniken über Radioimmunoassays für Steroide und hielt anschließend vor der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau einen Vortrag über „Effects of immunization with steroids on male reproductive and endocrinological functions“.

Auf dem GDCh-Fortbildungskurs Nr. 39/75 „Vergleich moderner spektroskopischer Methoden“ der Ruhr-Universität Bochum vom 30. September bis 4. Oktober 1975 hielt Prof. Dr. HEINZ-HELMUT PERKAMPUS, Direktor des Instituts für Physikalische Chemie, Vorträge über das Thema: „Theorie, Grundlagen und Anwendungen der UV-Spektroskopie“. Von den Chemischen Instituten der Gesamthochschule Siegen war Prof. PERKAMPUS zu einem Vortrag am 18. November 1975 eingeladen worden.

Die Akademie der Wissenschaften der UdSSR hatte Prof. Dr. ALWIN DIEMER, Direktor des Philosophischen Instituts, eingeladen, als offizieller Gast an den Veranstaltungen zur 250-Jahrfeier der Akademie teilzunehmen, die vom 5. bis 15. Oktober 1975 in Moskau und Leningrad stattfanden.

Dr. MICHAEL BERGER (II. Med. Klinik und Diabetes-Forschungsinstitut) sprach am 9. Mai 1975 anlässlich der Jahrestagung der Deutschen Diabetes-Gesellschaft in Ulm über „Gewichtsreduktion und Glukoseintoleranz bei Adipositas“. Am 6. Juni 1975 hielt Dr. BERGER im Joslin Research Laboratory, Harvard Medical School, Boston/USA, einen Vortrag über „Suppressionstests in patients with functioning insulinoma“.

Dr. BERGER nahm an dem Jahreskongreß der Europäischen Diabetes-Gesellschaft in München teil und hielt am 4. September 1975 einen Vortrag über die Supprimierbarkeit der Insulinsekretion von Inselzell-Tumoren. Den gleichen Vortrag hielt Dr. BERGER anlässlich des 4. Internationalen Donau-Symposiums über Diabetes mellitus am 22. Oktober 1975 in Dubrovnik/Jugoslawien. Anlässlich des internationalen Schwabinger Symposiums über „Insulin Action“ sprach Dr. BERGER am 3. September 1975 über die Regulation des Muskelstoffwechsels bei Diabetes mellitus.

Im August 1975 nahm Prof. Dr. KURT SUCHY, Direktor des Instituts für Theoretische Physik (Lehrstuhl II), an der Generalversammlung der internationalen Radiowissenschaftlichen Union in Lima/Peru teil und hielt dort einen Vortrag über „Tracking of fields with complex phase“. Anschließend besuchte Prof. SUCHY die internationale Tagung über Statistische Physik in Budapest.

Dr. DAN CENSOR (Gastdozent am Institut für Theoretische Physik) hielt im August 1975 an der Universität Aalborg/Dänemark einen Vortrag über „Ausbreitung von Wellenpaketen in absorbierenden Medien“.

Dr. ULRICH WEINERT und Dipl.-Phys. JÖRG THIEL (Institut für Theoretische Physik) nahmen an der internationalen Konferenz über Phänomene in ionisierten Medien teil, die vom 25. bis 29. August 1975 in Eindhoven stattfand.

Mitarbeiter des Instituts für Biophysik und Elektronenmikroskopie hatten im September 1975 folgende Vorträge gehalten:

Dr. WOLFGANG BAUMEISTER: „Radiation Damage in Lipid- and Lipid-Protein-Model Membranes“ am 5. September 1975 am University College of Wales, Dept. of Physical Chemistry, Alberystwyth, Wales;

Dr. WOLFGANG BAUMEISTER: „Radiation Damage in Catalase-Monolayers“ und Dr. MAX HAHN: „New Specimen Supports for High and Ultrahigh Resolution“. Beide Vorträge: EMAG 75 „Developments in Electron Microscopy and Analysis“ vom 8. bis 11. September 1975 in Bristol;

Dr. WOLFGANG BAUMEISTER: „Hochauflösende Elektronenmikroskopie und die molekulare Struktur von Monolayers“ auf der International Conference on Colloid and Surface Science vom 15. bis 20. September 1975 in Budapest.

Dr. MAX HAHN: „Disintegrierende Effekte bei der Negativkontrastierung von Proteinen“; „IR – spektroskopische Untersuchungen zur Strahlenschädigung von Tripalmitinschichten“; „Herstellung von Lochfolien mit definierten Lochgrößen“; „Vergleich von optischer und digitaler Ortsfrequenzfilterung elektronenmikroskopischer Phasenkontrastaufnahmen“;

Dr. HANS SCHADE: „Über die Natur des organischen Reaktionspartners im kontrastgebenden Reaktionsprodukt des Glykogen bei der Positivkontrastierung mit PWS“. Die Vorträge wurden gehalten auf der 17. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Elektronenmikroskopie in Berlin vom 21. bis 26. September 1975.

Prof. Dr. WOLFGANG BIRCKS, Direktor der Chirurgischen Klinik B, und Prof. Dr. FRANZ LOOGEN, Direktor der I. Med. Klinik B, nahmen auf Einladung an der Jahrestagung der französischen Gesellschaft für Kardiologie in Tours vom 14. bis 15. Juni 1975 teil.

Prof. Dr. DIETER WUNDERLICH, Seminar für Allgemeine Sprachwissenschaft, hat vom 23. bis 26. Juni 1975 an dem 3. Sozialwissenschaftlichen Kolloquium in Konstanz über „Research Problems in the Study of Face-to-Face Communication“ teilgenommen und einen Vortrag zum Thema „On the Relationship of (semantical) Meaning and (pragmatical) Sense“ gehalten.

Prof. Dr. WUNDERLICH hat an dem 5. International Congress of logic, methodology and philosophy of science vom 27. August bis 2. September 1975 in London (Ontario/Kanada) teilgenommen und auf Einladung des Organisationskomitees einen Vortrag in der Sektion „Foundations of Linguistics“ gehalten mit dem Titel „On problems of speech act theory“.

Prof. Dr. FRITZ NIES (Romanisches Seminar) hielt am 3. Dezember 1975 vor dem Forschungskolloquium der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld einen Vortrag über: „Aspekte der Klassikerrezeption“. Über das gleiche Thema referierte Prof. NIES am 5. Dezember 1975 an der Universität Bremen.

Wiss. Rat und Prof. Dr. MICHAEL GEWECKE (Institut für Zoologie) sprach im Rahmen des Zoologischen Kolloquiums der Universität Köln am 16. Januar 1976 über die Steuerung des Flugverhaltens der Wanderheuschrecke durch Luftströmungs-Sinnesorgane.

Prorektor Prof. Dr. Dr. h.c. WILHELM LOCHNER hat eine Einladung erhalten, als Gast der britischen Regierung an der 25. Konferenz des Europäischen Diskussionszentrums vom 9. bis 12. Februar in Wiston House, Sussex, teilzunehmen. Thema: „Europas lebenswichtige Interessen in der Welt: Handel, Entwicklungshilfe, Energie, Verteidigung“.

Prof. Dr. KURT HEINRICH (Psychiatrische Klinik – Landeskrankenhaus Düsseldorf) nahm auf Einladung an dem Symposium über antidepressive Therapie in Biarritz vom 20. bis 24. April 1975 teil. Auf dem 2. Steinhofer Symposium in Wien vom 2. bis 3. Mai 1975 hielt Prof. HEINRICH einen Vortrag über „Daten und Probleme der Depot-Neuroleptie“.

Auf der 54. Fortbildungswoche für Ärzte in Regensburg hielt Prof. HEINRICH am 12. Mai 1975 einen Vortrag über „Psychopharmaka in der Praxis – Stand der Entwicklung“.

Auf Einladung des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung, Bonn, hielt Prof. HEINRICH einen Vortrag über psychiatrische medikamentöse Therapie auf dem Fortbildungskursus über Fragen der Heilbehandlung vom 22. bis 26. September 1975 in Malente.

Auf dem 3. Weissenauer Schizophrenie-Symposium vom 3. bis 4. Oktober 1975 in Lübeck-Travemünde hielt Prof. HEINRICH zusammen mit B. DAMMHAYN, E. KINZLER, U. MÜLLER, J. TEGELER einen Vortrag über „Kriterien der Zuweisung schizophrener Kranker zur stationären oder poliklinischen Therapie“.

Auf Einladung nahm Prof. HEINRICH vom 21. bis 23. Oktober 1975 an dem Haldol-Symposium in London teil.

Auf der 11. Psychiatertagung des Landschaftsverbandes Rheinland in Viernum am 4. und 5. Dezember 1975 hielt Prof. HEINRICH einen Vortrag über „Körperliche und psychische Begleitwirkungen der Psychopharmakotherapie“.

Im November 1975 hielt Priv.-Doz. Dr. EBERHARD NIESCHLAG (II. Med. Klinik) auf Einladung der argentinischen Gesellschaft für Nuklearbiologie und -medizin auf dem Jahreskongreß dieser Gesellschaft in Mar del Plata ein Seminar über Radioimmunoassays für Steroide ab. Anschließend hielt Dr. NIESCHLAG am Institute für Steroid Research des Montefiore Hospital in New York einen Vortrag über „Biological effects of immunization with steroids“.

Prof. Dr. PLATON PETRIDES (Bethesda-Krankenhaus, Duisburg) wurde von der Österreichischen Diabetes-Gesellschaft eingeladen, auf dem internationalen Symposium dieser Gesellschaft am 27. Februar 1976 in Wien ein Referat über „Infektion und Diabetes“ zu halten.

Im Rahmen des Professorenstauschprogramms des DAAD und des British Council ist Prof. Dr. HEINZ-HELMUT PERKAMPUS (Institut für Physikalische Chemie) von der Universität London zu einem Gastaufenthalt am Department of Chemistry des King's College vom 22. Februar bis 4. März 1976 eingeladen worden. In dieser Zeit hat er Vorträge über die Arbeitsgebiete seines Instituts gehalten sowie die Möglichkeit einer Zusammenarbeit zwischen dem Department of Chemistry des King's College und dem Institut für Physikalische Chemie der Universität Düsseldorf diskutiert.

Am 5. Dezember 1975 hielt Wiss. Rat und Prof. Dr. EDWIN BAUMGARTEN (Institut für Physikalische Chemie) an der Universität Erlangen einen Vortrag über „Untersuchungen zur Reformierung von Kohlenwasserstoffen“. Über das gleiche Thema sprach Prof. BAUMGARTEN am 3. Februar 1976 auf dem Chemischen Kolloquium der Universität Bochum.

Wiss. Assistent Dr. RAINER ATTIG und Wiss. Assistent Dr. RÜDIGER KNIEP (Institut für Anorganische Chemie und Strukturchemie) nahmen an dem X. Internationalen Kongreß für Kristallographie vom 7. bis 15. August 1975 in Amsterdam teil und referierten über ihre Forschungsarbeiten; Dr. ATTIG über „Packing Similarities of, and Hydrogen Bonding in, Hydrates of 5-Sulphosalicylic Acid“; Dr. KNIEP über „Structural Relationships of Subhalides of Tellurium“.

Prof. Dr. WERNER PETERS (Institut für Zoologie) sprach im Rahmen des Zoologischen Kolloquiums der Universität Karlsruhe am 27. November 1975 über „Bildung, Struktur und Funktion peritrophischer Membranen“. Über das gleiche Thema sprach Prof. PETERS am 8. Dezember 1975 an der Universität Gießen.

Prof. Dr. DIETER WUNDERLICH (Seminar für Allgemeine Sprachwissenschaft) hielt im Dezember 1975 folgende Vorträge: Am 8. Dezember in der Technischen Universität Hannover: „Zum Verhältnis von Semantik und Pragmatik in der Sprechakttheorie“; am 16. Dezember in der Ruhr-Universität Bochum: „Fragen und Fragesätze“; am 18. Dezember in der Pädagogischen Hochschule Berlin: „Unterrichten als Dialog — Zur Analyse von Fragesituationen“.

Prof. Dr. ULRICH HEBER nahm vom 1. bis 3. Juni 1975 am Symposium „Synthesis and mobilisation of starch in chloroplasts“ an der University of Sheffield, England, teil.

Prof. Dr. WILFRIED STUBBE, Prof. Dr. ULRICH HEBER, Wiss. Rat und Prof. Dr. REINHOLD HERRMANN und Dozent Dr. GOTTHARD KRAUSE nahmen vom 3. bis 10. Juli 1975 am Internationalen Botaniker-Kongreß in Leningrad teil. Prof. HEBER war Chairman der Sitzung „Transport of organic substances across plant cell membranes“ und „Physiological bases of resistance to frost“ und hielt Vorträge über „Reduction of oxygen during CO₂ assimilation“ (Heber/Egneus) und „Protection of biomembranes during freezing“. Prof. HERRMANN hielt drei Vorträge über die Struktur, Organisation, Funktion und Evolution extranukleärer Erbräger. Prof. STUBBE nahm vom 11. bis 22. Juli 1975 an der Nachkongreß-Exkursion nach Georgien (Lagodekhi-Reservation, Süd-Kaukasus) teil.

Prof. Dr. HEBER, Prof. Dr. HERRMANN und Dr. KRAUSE nahmen an der 1. Konferenz der Studiengruppe Bioenergetik auf Schloß Reissenburg vom 2. bis 4. Oktober 1975 teil. Prof. HEBER stellte die Ergebnisse der Düsseldorfer Arbeitsgruppe dar.

Prof. Dr. HEBER und Wiss. Assistent Dr. HANS-JÜRGEN BOHNERT nahmen am 19. Juli 1975 in Paris am Pre-FEBS-Symposium über „Structure, Synthesis and Function of Nucleic Acids in Organelles“ und vom 20. bis 25. Juli 1975 in Paris am 10. Internationalen FEBS-Kongreß teil. Dr. BOHNERT gab eine Darstellung seiner Versuchsergebnisse.

Prof. Dr. HEBER sprach am 4. Dezember 1975 im Rahmen der Biologischen Kolloquien der Universität Frankfurt über „Metabolitentransport über die Chloroplastenhülle hinweg“ und am 13. Januar 1976 im Botanischen Institut der Universität Konstanz über „Zyklischer Elektronentransport in der Photosynthese“.

Wiss. Rat und Prof. Dr. KURT SANTARIUS sprach am 11. Dezember 1975 im Botanischen Institut der Technischen Hochschule Darmstadt über „Ursachen für Hitzeschädigung an Chloroplasten“.

Wiss. Rat und Prof. Dr. HERRMANN sprach am 23. Oktober 1975 im Botanischen Institut der Universität Frankfurt über die Struktur, Organisation, Funktion und Evolution extranukleärer Erbräger. Über das gleiche Thema referierte Prof. HERRMANN am 27. Oktober 1975 im Max-Planck-Institut für Biologie in Tübingen, am 10. November 1975 in der Universität Kaiserslautern und am 18. Dezember 1975 in der Ruhr-Universität Bochum.

Wiss. Assistent Dr. BOHNERT hielt am 3. Juli 1975 im Botanischen Institut der Universität Würzburg einen Vortrag über „Synthese und Processing ribosomaler RNA in isolierten Chloroplasten“.

Von der Klinik für Kiefer- und plastische Gesichtschirurgie nahmen an der Deutschen Therapiewoche in Karlsruhe vom 30. August bis 5. September 1975 mit Vorträgen über gutartige und bösartige Tumoren im Kiefer- und Gesichtsbereich teil: Prof. Dr. Dr. ALFRED REHRMANN, Priv.-Doz. Dr. Dr. HERIBERT KOCH, Prov.-Doz. Dr. Dr. INGOLF KOBLIN, Dr. Dr. JOACHIM KREIDLER, Dr. BERND REIL.

An der 13. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Plastische und Wiederherstellungschirurgie in Stuttgart vom 5. bis 7. September 1975 nahmen teil: Priv.-Doz. Dr. Dr. HERIBERT KOCH, Priv.-Doz. Dr. Dr. INGOLF KOBLIN.

Auf der Fortbildungstagung der Zahnärztekammer Nordrhein und Niedersachsen auf Norderney vom 13. bis 20. September 1975 hielten Priv.-Doz. Dr. Dr. HERIBERT KOCH und Priv.-Doz. Dr. Dr. INGOLF KOBLIN ein zweitägiges Seminar „Notfallsituationen und Erste Hilfe in der zahnärztlichen Praxis“ ab.

Priv.-Doz. Dr. Dr. HERIBERT KOCH und Priv.-Doz. Dr. Dr. INGOLF KOBLIN nahmen an der 6. Arbeitstagung des Deutsch-Österreichisch-Schweizerischen Arbeitskreises für Tumoren im Kiefer- und Gesichtsbereich am 20./21. November 1975 in Basel teil.

Prof. Dr. KURT SUCHY (Institut für Theoretische Physik) referierte am 12. Februar 1976 im Physikalischen Kolloquium der Gesamthochschule Essen über „Transportprobleme im Plasma“.

Prof. Dr. DIETER WUNDERLICH (Allgemeine Sprachwissenschaft) referierte auf Einladung des Hessischen Instituts für Lehrerfortbildung am 8. März 1976 über den Stellenwert der Grammatik im Deutschunterricht. Am 11. März 1976 hielt er ein Referat über Interaktionsanalyse im Rahmen des Lehrerseminars über Sprachbarrieren und Chancengleichheit, veranstaltet von der Europäischen Akademie Lerbach. Am 19. März 1976 hielt Prof. WUNDERLICH zwei Vorträge in Amsterdam, auf Einladung der Universität bzw. der Niederländischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, über die Theorie der Fragen und über Entwicklungen der Sprechakttheorie.

Prof. Dr. DIETMAR KIENAST, Dr. OTFRIED VON VACANO, RUPRECHT ZIEGLER M.A., U. OSTERMEIER und H. BÖDEFELD (Historisches Seminar, Abt. Alte Geschichte) nahmen vom 15. bis 18. März 1976 an einem Kongreß über antike Numismatik teil, der von der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des Deutschen Archäologischen Instituts in der Staatlichen Münzsammlung München ausgerichtet wurde. Sie berichteten dort über ihre Arbeiten an einem Typenkatalog der griechi-

schen Münzen sowie über die am Seminar durchgeführte Schatzfundbearbeitung mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung.

Dr. MICHAEL BERGER (II. Med. Klinik und Diabetes-Forschungsinstitut) hielt auf Einladung der Universität Genf/Schweiz am 11. Dezember 1975 dort einen Vortrag über „The Randle free-fatty-acid-cycle in muscle“.

Auf einem Symposium des Sonderforschungsbereichs Kardiologie, das vom 22. bis 24. Januar 1976 in Göttingen stattfand, berichteten Prof. Dr. HAGEN DIETRICH SCHULTE (Chirurgische Klinik) zusammen mit Mitarbeitern der I. Medizinischen Klinik B (Dr. BORNICOEL, Prof. KREUZER, Dr. NEUHAUS, Dr. NIESSEN, Dr. SPILLER) über die Erfahrungen mit der intraaortalen Ballonpumpe. Prof. Dr. WOLFGANG BIRCKS (Chirurgische Klinik B) leitete die 5. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Thorax-, Herz- und Gefäßchirurgie vom 19. bis 21. Februar 1976 in Bad Nauheim. Die Hauptthemen des Kongresses waren: Erworbene Trikuspidalfehler, Arterielle Verschlüsse im Unterschenkelbereich, Palliativeingriffe im Bereich der Lunge und Pleura. Mitarbeiter der Chirurgischen Klinik (Prof. BIRCKS, Dr. IRLICH, Dr. KÖRFER, Dr. KRIAN, Dr. J. MEYER, cand. med. SCHAPPEL, Prof. Dr. H. D. SCHULTE, Dr. TOKUTUS) und der I. Med. Klinik B (Dr. BECKER, Priv.-Doz. Dr. BOTH, Dr. BREITHARDT, Dr. FISCHER, Dr. HAERTEN, Priv.-Doz. Dr. SEIPEL, Dr. SCHICHA) waren an Vorträgen innerhalb des Programms beteiligt.

Ak.-Direktor Dr. HANS-JOACHIM BIENIEK (Leiter der Tierversuchsanlage) sprach auf Einladung der Universität Münster am 4. Februar 1976 über das Thema: „Grenzen der Wirkung hygienischer Maßnahmen in konventioneller Versuchstierhaltung“.

Priv.-Doz. Dr. Dr. HEINZ MEHLHORN (Institut für Zoologie) hielt Anfang Februar 1976 im Rahmen des Elektronenmikroskopischen Kolloquiums der Universität Bielefeld einen Vortrag zum Thema „Zur Methodik von Enzymnachweisen auf ultrastruktureller Basis“. Am 9. März 1976 sprach Dr. MEHLHORN auf Einladung der Firma Bayer AG, Wuppertal, zum Thema „Zur Feinstruktur und Entwicklung parasitischer Einzeller beim Menschen und seinen Haustieren“.

Wiss. Rat und Prof. Dr. GERD WENZENS (Geographisches Institut) hielt auf Einladung von Prof. Dr. J. BÜDEL in Würzburg folgende Vorträge: am 16. Februar 1976 im Rahmen des Vortragsprogramms der Gesellschaft Würzburg e.V. über: „Möglichkeiten wirtschaftlicher Nutzung Nordmexikos“; am 17. Februar 1976 im Rahmen der Kolloquien des Instituts für Geographie über: „Flächentypen der Iberischen Halbinsel“.

Vom 8. bis 12. März 1976 nahmen Mitarbeiter des Instituts für Allgemeine Biologie an der Frühjahrstagung der Gesellschaft für Biologische Chemie in München teil.

Prof. Dr. MARTIN SCHWOCHAU berichtete dort gemeinsam mit D. MISCHKE und P. KLOETZEL über „Final steps in maturation and the molecular structure of insect large ribosomal RNA“.

Prof. Dr. WERNER KUNZ berichtete gemeinsam mit Dr. U. SCHÄFER über „Relation between the ribosomal RNA gene number and the bobbed phenotype in *Drosophila hydei*“.

Dr. K. H. GLÄTZER berichtete über „Transcriptional activity in spermatocytes of *Drosophila*“. Die Diplom-Biologen RENATE RENKAWITZ-POHL und RAINER RENKAWITZ berichteten über „Replication of 5S DNA genes in polyploid tissues of *Drosophila hydei*. Enrichment of 5S DNA in Ag^+ / Cs_2SO_4 gradients“. Anschließend nahmen die Vorgenannten sowie die Diplom-Biologen E. KNUST und W. NELLEN an einem deutsch-sowjetischen Symposium über „Organization of the eukaryotic genome“ teil.

Dr. ULRICH WEINERT (Institut für Theoretische Physik) hielt am 23. Februar 1976 auf der Tagung des Fachausschusses „Plasmaphysik“ in Hannover einen Vortrag über „Berechnung der Stoßterme in der kinetischen Gleichung“.

URSULA STURHANN (Institut für Theoretische Physik) sprach am 5. April 1976 auf der Tagung des Fachausschusses „Thermodynamik und Statistische Mechanik“ in Freudenstadt (Schwarzwald) über den „Viskositätstensor in magnetisierbaren Medien“.

Von Mitarbeitern des Physikalischen Instituts wurden folgende Vorträge gehalten:

SFB Kolloquium Bochum/Jülich am 9. Dezember 1975: Dr. GÜNTER GIERES: „Lichtstreuung an elektrischen Bögen“;

Frühjahrstagung der DPG in Hannover am 23. Februar 1976: Dr. JOBST HACKMANN: „Kinetische Berechnung des raum-zeitlichen Verhaltens von Neutralteilchen im Wandbereich eines Hochtemperaturplasmas“;

Frühjahrstagung der DPG in Hannover am 26. Februar 1976: Dipl.-Phys. HELMUT KEMPKENS: „Vergleich von Transmissionsmessungen in Nähe der Plasmafrequenz mit spektroskopischen Messungen zur Bestimmung der Elektronendichte in einem Lichtbogenplasma“;

Textor-Workshop der KFA Jülich am 2. Dezember 1975: Prof. Dr. JÜRGEN UHLENBUSCH: „Calculation of Particle Densities and Temperatures near the Wall“;

SFB-Kolloquium Bochum/Jülich am 12. Dezember 1975: Prof. Dr. JÜRGEN UHLENBUSCH: „Verfahren zur Beschreibung der Plasma-Wand-Wechselwirkung“;

Int. Conf. on Surf. Effects in Controlled Fusion Devices, Invited Paper am 16. Februar 1976: Prof. Dr. JÜRGEN UHLENBUSCH: „Calculation of the Behaviour of Neutral Hydrogen in the Wall Region of High Temperature Plasmas including Wall Interaction“.

Am 6. Mai 1976 sprach Prof. Dr. ULRICH HEBER (Botanisches Institut) im Kolloquium des Botanischen Instituts der Tierärztlichen Hochschule Hannover über „Energiekopplung in Chloroplasten“.

Vom 1. bis 25. September 1976 war Prof. HEBER im Rahmen des deutsch-sowjetischen Kulturaustausches Gast der Akademie der Wissenschaften in Moskau und Leningrad.

Prof. HEBER wurde als Principal Speaker eingeladen zur Gordon Research Conference „CO₂ fixation by green plants“ vom 21. bis 26. Juni 1976 in New Hampton, New Hampshire/USA.

Dr. GOTTHARD KRAUSE (Botanisches Institut) sprach am 15. Januar 1976 im Rahmen der Biologischen Kolloquien der Universität Frankfurt über „Chlorophyll-Fluoreszenz als Indikator des internen Kationentransportes in Chloroplasten“.

Wiss. Rat und Prof. Dr. KURT A. SANTARIUS (Botanisches Institut) erhielt eine Einladung zum 10. Internationalen Kongreß für Biochemie vom 25. bis 31. Juli 1976 in Hamburg und hat dort einen Vortrag gehalten über „Biochemical basis of frost action and frost resistance in higher plants“.

Prof. Dr. WOLFGANG J. MOMMSEN (Historisches Seminar) hatte eine Einladung für einen sechswöchigen Gastaufenthalt an die University of Western Ontario in London/Kanada erhalten. Er hat dort ein Seminar über „Imperialismstheorien“ und eine Vorlesung über „Probleme der deutschen Geschichte seit Bismarck“ abgehalten.

Auf Einladung der Universität Bordeaux hielt sich Prof. Dr. ILONA OPELT (Seminar für Klassische Philologie) vom 26. bis 28. Februar 1976 am U.E.R. de Lettres et Arts – Section de Langue, Litterature et Civilisation Latines – auf und hielt dort drei Vorträge in französischer Sprache über „L'Esprit des Romains“, „Arminius“ und „Salluste dans les Confessions de Saint Augustin“.

Mitarbeiter des Instituts für Anästhesiologie nahmen am VI. Weltkongreß der Anästhesiologie vom 24. bis 30. April 1976 in Mexiko-City teil. Direktor Prof. Dr. MARTIN ZINDLER hielt einen Vortrag über „Problems of recruiting and undergraduate teaching in anesthesia“. Priv.-Doz. Dr. REINHARD PURSCHKE, Wiss. Ass. Dr. KLAUS STRASSER und Wiss. Ass. Dr. GISELA STROTHMANN beteiligten sich mit eigenen Vorträgen.

Prof. Dr. HANS KUHLENDAHL (Neurochirurgische Klinik) hat auf Einladung der Jundi Shapur University in Ahwaz/Persien vom 7. bis 23. April 1976 an der dortigen Golestan Medical School Vorlesungen gehalten.

Auf der 14. Wissenschaftlichen Tagung der Gesellschaft für Versuchstierkunde vom 11. bis 14. Mai 1976 in Berlin hielt Akademischer Direktor Dr. HANS-JOACHIM BIENIK (Tierversuchsanlage) einen Vortrag über „Die Hygiene der Trinkflasche“. Die Untersuchungen zu diesem Vortrag wurden gemeinsam mit Dr. TOBER-MEYER durchgeführt.

Im April 1976 hielt Priv.-Doz. Dr. EBERHARD NIESCHLAG (II. Medizinische Klinik) im Rahmen einer Gastdozentur an der Scuola di specializzazione in endocrinologia der Universität Florenz mehrere Vorträge über verschiedene Themen der klinischen und experimentellen Endokrinologie. Im Mai 1976 hielt Dr. NIESCHLAG auf Einladung der kolumbianischen Gesellschaft für Innere Medizin während des diesjährigen Kongresses der Gesellschaft in Bogotá Vorträge über „Die Diagnostik der endokrinen Funktion der Tests“ und „Die Therapie mit Androgenen“.

Prof. Dr. KURT SUCHY, Institut für Theoretische Physik, hielt sich vom 25. Mai bis zum 6. Juni 1976 in den USA auf. Er war dorthin zu Vorträgen über seine und seiner Mitarbeiter Forschungsergebnisse eingeladen worden. Am Polytechnic Institute of New York sprach er über die „Ausbreitung von Wellenpaketen in absorbierenden Medien“. An der University of Wisconsin in Madison und während eines internationalen Symposiums über aktive Experimente im Weltraum in Boulder (Colorado) trug er über „Transportkoeffizienten in Mehrkomponentenplasmen“ vor. Außerdem besuchte er die University of Maryland in College Park und diskutierte dort mit seinen früheren Institutskollegen über gemeinsam interessierende Forschungsprobleme auf dem Gebiet der Plasmaphysik.

Priv.-Doz. Dr. WERNER F. DILLER (Institut für Röntgendiagnostik und Nuklearmedizin, Bayerwerk, Leverkusen) hielt auf Einladung der Universität Cincinnati vor dem Department of Radiology am 26. April 1976 einen Vortrag über „Röntgensymptomatik des toxischen Lungenödems“; am 28. April sprach er vor der American Occupational Health Conference über „Phosgenprobleme“.

Prof. Dr. REINHOLD MEISE (Mathematisches Institut) sprach am 4. Mai 1976 im Rahmen des Mathematischen Kolloquiums der Gesamthochschule Paderborn über das Thema „Nuklearität in der Theorie holomorpher Funktionen auf lokalkonvexen Vektorräumen“.

Prof. Dr. WERNER PETERS (Zoologisches Institut) hielt auf der 7. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Parasitologie, die vom 31. März bis 3. April 1976 in Berchtesgaden stattfand, einen Vortrag zum Thema „Bildung peritrophischer Membranen bei parasitischen Dipteren“ und war an einer Postersession beteiligt.

Priv.-Doz. Dr. H. MEHLHORN (Zoologisches Institut) hielt auf der gleichen Tagung einen Vortrag zum Thema „Die Zystenwand bei Sarkosporidien und Riesen-Chizonten des Schafes“. Zusammen mit Berliner Kollegen gestaltete er zwei Postersessions. Wiss. Ass. Dr. J. D'HAESE (Zoologisches Institut) führte auf dieser Tagung Posters zum Thema „Charakteristische Strukturen von Coccidien im Negativkontrast“ vor.

Im Rahmen der „Summer School of Quantum Optics“ vom 3. bis 10. Juni 1976 in Bachotek/Torun (Polen) hielt Priv.-Doz. Dr. WOLFGANG BEHMENBURG (Physikalisches Institut) eine Vorlesung über „Perturbation of Atomic Spectral Lines“.

Auf der Frühjahrstagung der Deutschen Physikalischen Gesellschaft in Hannover vom 23. bis 27. Februar 1976 wurden aus den Arbeitsgebieten des Physikalischen Instituts folgende Vorträge gehalten: Dr. KLAUS HOLLENBERG und Prof. Dr. HANS-RUDOLF KLEINHANSS: „Versuche zur Stoßwellenfokussierung in kondensierten Medien“;

Dr. FERDINAND MÜLLER und F. ADOLFS: „Die Intensität der K-Strahlung bei Röntgenblitzröhren“;

Dr. GÜNTER PETER und K. MADALINSKI: „Eine neue Methode zur raschen Bestimmung der Elektronentemperatur aus der Langmuir-Kennlinie einer Einzelsonde“; Dipl.-Phys. GERD-JOACHIM DEPPE und Prof. Dr. DIETER MEINERS: „Schnelles Durchstimmen der Wellenlängen eines Farbstofflasers“.

Wiss. Rat und Prof. Dr. HELMUT RATSCHKE (Mathematisches Institut) trug am 18. Mai 1976 im Rahmen des Mathematischen Kolloquiums der Technischen Hochschule Aachen über „Einige Wesenszüge der Intervallarithmetik“ vor.

Priv.-Doz. Dr. MICHAEL BERGER (II. Medizinische Klinik und Diabetes-Forschungsinstitut) hielt anlässlich eines Internationalen Symposiums in Rheinhausen bei Göttingen am 26. Mai 1976 ein Referat über Ketonkörper. Referate über Muskelstoffwechsel hielt Dr. BERGER auf Einladung am 28. Mai 1976 anlässlich einer wissenschaftlichen Sitzung der 11. Jahrestagung der Deutschen Diabetes-Gesellschaft in Braunlage und am 16. Juni 1976 auf Einladung der Washington University, St. Louis/USA. Am 1. Juni 1976 hielt Dr. BERGER einen Vortrag über das Risikofaktoren-Profil bei Adipositas anlässlich des II. Internationalen Lipidsymposiums in Dresden.

Beim „Workshop on Unconventional Electron Microscopical Methods for the Investigation of Molecular Structures“, der vom 28. März bis 2. April 1976 in Alpach/Tirol stattfand, hielt Dr. MAX HAHN (Institut für Biophysik und Elektronenmikroskopie) einen Vortrag über „Comparison of optical and digital frequency filtering“. Beim gleichen Workshop hielt Dr. WOLFGANG BAUMEISTER (Institut für Biophysik und Elektronenmikroskopie) Vorträge über „Improved method for preparation of crystalline specimen supports“ und „Radiation damage in lipid model membranes“.

Ak. Oberrat Dr. HANS-DIETER GATZKE (Anatomisches Institut) hielt auf der 71. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft einen Vortrag über den Einfluß von LSD auf den Cortex der Ratte (Autoradiographische Untersuchungen).

Wiss. Rat und Prof. Dr. GERD WENZENS (Geographisches Institut) hielt am 6. Juni 1976 im Rahmen des Kolloquiums des Geographischen Instituts in Erlangen einen Vortrag: „Zum Problem der Poljegene mit Beispielen aus Nordmexiko“.

Wiss. Ass. Dr. HANS-JÜRGEN BOHNERT (Botanisches Institut) hat auf Einladung am FEBS-Course „Nucleic Acids and Protein Synthesis in Plants“ vom 15. bis 24. Juli 1976 in Strasbourg teilgenommen, um seine Ergebnisse darzustellen. Auf der Interdisziplinären Konferenz „The Genetics and The Biogenesis of Chloroplasts and Mitochondria“ vom 2. bis 7. August 1976 hielt Dr. BOHNERT auf Einladung einen Vortrag.

Auf dem 28. Therapie-Kongreß in Karlsruhe hielt Prof. Dr. JÜRGEN KRÄMER (Orthopädische Klinik) am 31. August 1976 ein Übersichtsreferat über die Frühbehandlung bei orthopädischen Erkrankungen.

Wiss. Rat und Prof. Dr. FRANZ EBERSOLDT (Mathematisches Institut) hielt am 20. Juli 1976 im Rahmen eines Mathematischen Kolloquiums der Universität Kaiserslautern einen Vortrag „Über Methoden bei der stationären Transportgleichung“.

Wiss. Ass. Dr. SHOJI WADA (Institut für Zoologie) nahm an dem XV. International Congress of Entomology in Washington D. C. / USA teil und hielt dort einen Vortrag über „Evolution of retinal patterns in the compound eyes of flies“.

Wiss. Ass. Dr. JOACHIM SEIDEL (Institut für Theoretische Physik) hielt auf der III. Internationalen Konferenz über „Spectral Line Shapes“ vom 13. bis 17. September 1976 in London zwei Vorträge mit den Titeln: „Stark Broadening by Model Microfields, Comparison of Line Profiles obtained from Different Models“ und „Stark Broadening of H- β by Model Microfields“.

Prof. Dr. KURT SUCHY (Institut für Theoretische Physik) trug am 7. September 1976 auf dem Kongreß der Europäischen Geophysikalischen Gesellschaft in Amsterdam vor über Energie-Bilanzen für atmosphärische Schwerewellen.

Im Rahmen der Ferienakademie der Studienstiftung des deutschen Volkes vom 22. August bis 5. September 1976 in La Villa (Südtirol) leiteten Prof. Dr. REINHOLD MEISE (Mathematisches Institut) und Wiss. Ass. Dr. HANS JOACHIM PETZSCHE (Mathematisches Institut) gemeinsam mit Prof. ALBRECHT (Universität Saarbrücken) eine Arbeitsgruppe zum Thema: „Grundlagen der Analysis“.

Auf Einladung der Veranstalter besuchten Prof. Dr. MEISE und Dr. PETZSCHE vom 5. bis 17. September 1976 das NATO Advanced Study Institute über „Boundary value problems for evolution partial differential equations“ in Lüttich.

Priv.-Doz. Dr. WERNER F. DILLER (Arbeitsmedizin) hielt auf der 4. Internationalen Konferenz Medicum Haifa 1976 einen Vortrag über „Diagnosis and Treatment of early pulmonary Edema caused by irritating gases with delayed action“ am 6. September 1976. Bei der 7. Gemeinschaftstagung deutschspre-

chender Betriebsärzte Europas in Rotterdam am 18. September 1976 sprach Dr. DILLER über „Arbeitsmedizinische Praxis im internationalen Vergleich“.

Am 3. Kongreß der European Association for Maxillo-Facial Surgery vom 6. bis 11. September 1976 in London nahmen aus der Klinik für Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie Wiss. Rat und Prof. Dr. Dr. HERIBERT KOCH, Wiss. Rat und Prof. Dr. Dr. INGOLF KOBLIN und Wiss. Ass. Dr. BERND REIL mit eigenen Vorträgen teil.

Im Rahmen des 30. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Regensburg vom 19. bis 23. September 1976 leitete Prof. Dr. GERD LÜER zusammen mit Priv.-Doz. Dr. HANS SPADA (Kiel) ein Symposium über Denkpsychologie. Bei dieser wissenschaftlichen Veranstaltung hielt Wiss. Ass. Dr. WIEBKE PUTZ-OSTERLOH (Psychologisches Institut) ein Referat über „Veränderungen von Problemlöseverhalten und mögliche Interpretationen“.

Vom 19. bis 29. April 1976 hielt sich Prof. Dr. HANS-HERBERT SCHMIDTKE (Institut für Theoretische Chemie) in den USA auf. Er nahm vom 19. bis 24. April am II. Internationalen Kongreß über Quantenchemie in New Orleans, Louisiana, teil und hielt einen Vortrag über die „Analyse der chemischen Bindung in He_2^{++} , He_2^+ und HeH^+ durch Aufteilung der Bindeenergie“. Auf Einladung hielt er am 23. April an der University of New Orleans einen Vortrag über „Vibrationsstruktur von Re^{4+} dotierten Hexachloridkomplexen aus hochaufgelösten Lumineszenzspektren“ und am 27. April am Politechnic Institute of New York über „Was ist chemische Bindung?“ Die Reise wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft aus Mitteln des Auswärtigen Amtes unterstützt.

Am 22. Juni 1976 hielt Prof. SCHMIDTKE im Rahmen des theoretisch-chemischen Kolloquiums an der Universität Stuttgart einen Vortrag mit dem Thema „Wie ist chemische Bindung zu verstehen?“

Vom 6. bis 10. September 1976 nahm Prof. SCHMIDTKE an der XVII. Internationalen Konferenz über Koordinationschemie in Hamburg teil und hielt einen Vortrag über „Pulver-Phosphoreszenzspektren von höher angeregten Zuständen der Re^{4+} -Komplexe“. Auf einem Symposium über die Erforschung der Chemischen Bindung an der Freien Universität Amsterdam vom 29. August bis 1. September 1976 referierte Prof. SCHMIDTKE über „Die Analyse der 2-Elektronenbindung mit Hilfe von Anteilen der Dichtematrizen“.

Dr. C. LEPADATU (Bukarest), z.Z. Humboldt-Stipendiat am Institut für Theoretische Chemie, und A. WOLF nahmen am 8. Juli 1976 an einem Symposium „50 Jahre Molekülorbitale“ zu Ehren der 80. Geburtstag von Prof. Dr. MULLIKEN und Prof. Dr. HUND der Universität Bielefeld teil.

Prof. Dr. KURT SUCHY (Institut für Theoretische Physik) hielt sich vom 26. bis 30. Juli 1976 am Cavendish Laboratory der Universität Cambridge auf. Er tauschte dort Informationen aus über gemeinsam interessierende Forschungsprobleme auf den Gebieten der Wellenausbreitung in der Ionosphäre und der kinetischen Gastheorie. Am letzten Tag trug er dort über Transportprozesse in aeronomischen und astrophysikalischen Plasmen vor.

Prof. Dr. LUDWIG E. FEINENDEGEN (Institut für Medizin an der Kernforschungsanlage Jülich GmbH) sprach auf der gemeinsamen Jahrestagung des Fachverbandes für Strahlenschutz e.V. und der Vereinigung Deutscher Strahlenschutzärzte e.V. am 12. Juni 1976 in Gießen auf Einladung zum Thema „Konsequenzen der Mikroverteilung von Radionukliden für die Praxis des Strahlenschutzes“.

Auf Einladung des Instytut Badan Jadrowych hat Prof. FEINENDEGEN am 1. Juli 1976 in Warschau einen Vortrag gehalten über „Consequences of the K-capture decay (Auger-effect) in DNA“.

Dozent Dr. MANFRED KRACHT (Mathematisches Institut) nahm vom 12. bis 15. April 1976 am Symposium on Function Theoretic Methods for Partial Differential Equations in Darmstadt teil und hielt einen Vortrag über „Spezielle Bergmann-Operatoren nebst Anwendungen“.

Veranstaltungen:

Die rheinischen Medizinhistoriker trafen sich am 18. Januar 1975 zu ihrer traditionellen Halbjahrestagung unter Leitung von Prof. Dr. HANS SCHADEWALDT, Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin, im Institut für Geschichte der Medizin.

Auf der 70. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft, die vom 1. bis 5. April 1975 in Düsseldorf auf Einladung der Direktoren des Anatomischen Instituts, der Professoren Dr. Dr. ANTON KIESSELBACH, Dr. HANS GÜNTER GOSLAR und Dr. KARLHEINZ ROSENBAUER stattfand, beteiligten sich die Angehörigen der Lehrstühle II und III des Anatomischen Instituts mit folgenden Vorträgen:

Akademischer Oberrat Dr. HANS-DIETER GATZKE: „Ein Beitrag zur Frage der Beeinflussung des Aminosäurenstoffwechsels des Zentralnervensystems durch Psychopharmaca“;

Akademischer Rat Dr. HORST HETTWER: „Ultrastruktur und -histochemie der Rattentubuli nach Phosphorsäureestervergiftung“;

Prof. Dr. KARLHEINZ ROSENBAUER / K. J. DIETRICH (Universität Münster). C. E. DIETRICH (Universität Marburg): „Zur Endothelstruktur der Pektengefäße vom Sperling (*Passer domesticus*)“ und Demonstrationen;

Wiss. Ass. Dr. M. KOJIMAHARA: „Intrazelluläre Filamente am Endothel der Arteria cerebri anterior junger Ratten“;

Prof. Dr. KARLHEINZ ROSENBAUER / FrI. JANSEN / FrI. RAPPMUND: „Rasterelektronenmi-

kroskopische Befunde an der Oberfläche des Rattenovars vor, während und nach der Ovulation“. Vom 29. bis 31. Mai 1975 fand unter der Leitung des Kardiotechnikers der Chirurgischen Klinik, JOSEF GÜTLER, Vorsitzender des Verbandes der Kardiotechniker Deutschlands e.V., in der Chirurgischen Klinik die 4. Internationale Fortbildungs- und Arbeitstagung statt. Die Themen der Tagung lauteten: „Myokardprotektion“ und „Verlängerter kardiopulmonaler Bypass“. Die Tagung war verbunden mit einer Mitgliederversammlung, Weiterbildungsveranstaltungen sowie einer Med.-Techn. Ausstellung. Der Vorsitzende konnte über 200 Teilnehmer begrüßen, darunter Delegationen aus Frankreich, Belgien, Dänemark, England und Kanada.

Prof. Dr. MARTIN ZINDLER, Direktor des Instituts für Anästhesiologie, organisierte einen Internationalen Workshop über „Neue Methoden zur kontinuierlichen Überwachung der Herz-Kreislauf-Funktion und Anästhesieprobleme bei der Koronarinsuffizienz und in der Koronarchirurgie“, der vom 27. bis 30. Juni 1975 stattfand.

Von den Angehörigen der Düsseldorfer Medizinischen Fakultät wurden folgende Referate gehalten:

Prof. Dr. Dr. h.c. WILHELM LOCHNER (Physiologisches Institut): „Pathophysiologische Probleme der Koronarinsuffizienz“;

Wiss. Rat und Prof. Dr. HERBERT LENNARTZ (Institut für Anästhesiologie): „Therapie des Low-output-Syndroms nach Herzoperationen“;

Wiss. Rat und Prof. Dr. JOACHIM O. ARNDT (Abt. für experimentelle Anästhesiologie): „Regelprinzipien der Herz-Kreislauf-Funktion“;

Priv.-Doz. Dr. REINHARD PURSCHKE (Institut für Anästhesiologie): „Kontinuierliche automatische Bestimmung des Herzzeitvolumens aus der aortalen Puls-Contour bei Intensivpatienten“;

Akad. Oberrätin Dr. HELGA DEHNEN (Institut für Anästhesiologie): „Etomidate bei Neuroleptanästhesie-Einleitung bei der Koronarchirurgie“;

Dr. ERHARD HARTUNG (Institut für Anästhesiologie): „Impedanzkardiographie, Methode und Vergleich bei Patienten mit der Thermodilution“;

Dr. P. SPILLER (Medizinische Klinik B): „Indikation der intraaortalen Gegenpulsation“.

Sonstiges:

Der Universitätsbibliothek Düsseldorf sind von folgenden Persönlichkeiten Buchgeschenke übereignet worden:

Dr. med. H. M. BEUMER, Utrecht

Dr. med. H. SCHADE, Bremen

TRILTSCH-Verlag, Düsseldorf

Verkehrsdirektor a.D. K.-F. SCHWEIG, Düsseldorf

K. SCHLÜPNER in Firma LIESEGANG, Düsseldorf

Verwaltungsdirektor v. HAAREN, Düsseldorf

Dr. S. REHBEIN, Düsseldorf

Frau PANSE, Düsseldorf

Direktor H. KRUMBACH, Düsseldorf

Dr. phil. WOLTERS, Saarbrücken

Dr. med. Dr. med. dent. K. BAC, Düsseldorf

Universitätsrat a.D. Dr. med. h.c. G. SAUERBORN, Düsseldorf

Übersicht über die Zahl der Studierenden* im Sommersemester 1975

Stand: 20. Mai 1975

	Gesamtzahl	Deutsche		Ausländer	
		männl.	weibl.	männl.	weibl.
Philosophische Fakultät					
Anglistik	569	217	330	8	14
Erziehungswissenschaft	331	152	171	3	5
Germanistik	856	413	403	13	27
Geschichte	235	120	101	13	1
Klass. Philologie	25	20	4	0	1
Philosophie	212	128	66	14	4
Romanistik	364	89	246	6	23
	2592	1139	1321	57	75
Math.-Nat. Fakultät					
Biologie	171	87	78	2	4
Chemie	208	136	67	4	1
Geographie	96	49	46	0	1
Mathematik	278	200	74	4	0
Physik	139	124	12	3	0
Psychologie	118	52	57	5	4
	1010	648	334	18	10
Medizinische Fakultät					
Medizin	1497	1028	374	67	28
Zahnmedizin	196	156	29	3	8
	1693	1184	403	70	36
Ordentliche Studierende insgesamt	5295	2971	2058	145	121
Zweithörer	158				
Promotionshörer	64				
Gasthörer	46				
Studierende insgesamt	5563				

* Nach 1. Studienfach

Übersicht über die Zahl der Studierenden* im Wintersemester 1975/76

Stand 7. Januar 1976

	Gesamtzahl	Deutsche		Ausländer	
		männl.	weibl.	männl.	weibl.
Philosophische Fakultät					
Anglistik	595	224	347	10	14
Erziehungswissenschaft	264	111	145	4	4
Germanistik	906	425	438	12	31
Geschichte	261	125	120	14	2
Klass. Philologie	45	35	8	1	1
Philosophie	333	183	119	21	10
Romanistik	394	101	263	7	23
Sozialwissenschaft	57	32	23	2	—
	2855	1236	1463	71	85
Math.-Nat. Fakultät					
Biologie	213	118	84	5	6
Chemie	319	219	84	13	3
Geographie	95	51	42	—	2
Mathematik	368	255	109	4	—
Physik	196	171	18	7	—
Psychologie	167	78	77	5	7
	1358	892	414	34	18
Medizinische Fakultät					
Medizin	1631	1102	425	74	30
Zahnmedizin	215	171	31	4	9
	1846	1273	456	78	39
Ordentliche Studierende insgesamt	6059	3401	2333	183	142
Zweithörer	141				
Promotionshörer	48				
Gasthörer	81				
Studierende insgesamt	6329				

* Nach 1. Studienfach

Übersicht über die Zahl der Studierenden* im Sommersemester 1976

Stand 28. Mai 1976

	Gesamt	Deutsche		Ausländer	
		männl.	weibl.	männl.	weibl.
Philosophische Fakultät					
Anglistik	589	217	351	8	13
Erziehungswissenschaft	237	93	139	3	2
Germanistik	874	419	417	13	25
Geschichte	243	116	113	12	2
Klass. Philologie	45	34	10	—	1
Philosophie	320	194	99	22	5
Romanistik	381	86	266	5	24
Sozialwissensch.	45	25	19	1	—
	2734	1184	1414	64	72
Math.-Nat. Fakultät					
Biologie	202	110	83	4	5
Chemie	288	200	77	10	1
Geographie	90	53	35	—	2
Mathematik	329	238	87	4	—
Physik	181	160	16	5	—
Psychologie	161	77	75	4	5
	1251	838	373	27	13
Medizinische Fakultät					
Medizin	1797	1194	489	80	34
Zahnmedizin	213	171	29	4	9
	2010	1365	518	84	43
Ordentliche Studierende insgesamt	6004	3387	2305	181	131
Zweithörer	119				
Gasthörer	101				
	6224				

* Nach 1. Studienfach

Inserenten-Verzeichnis

Max Baum, Eisengroßlager, Düsseldorf	224	Ed. Liesegang, Düsseldorf	98
Bayer AG, Sparte Pharma, Leverkusen	150	Mannesmann AG, Düsseldorf	107
Beamtenheimstättenwerk, Hameln	170	Bankhaus Merck, Finck & Co., Düsseldorf	200
Boehringer Mannheim GmbH, Mannheim	117	Ernst Mühlensiepen, G.m.b.H. u. Co. Kommanditgesellschaft, Düsseldorf	272
Chemische Werke Hüls AG, Marl	268	Pfizer GmbH, Karlsruhe	112
Commerzbank AG, Düsseldorf	231	Provinzial Feuerversicherungsanstalt der Rheinprovinz, Düsseldorf	149
Deutsche Apotheker- und Ärzte- Bank, Düsseldorf	291	Rheinische Post, Düsseldorf	108
Deutsche Bank AG, Düsseldorf	85	RWE Rheinisch-Westfälisches Elektrizitätswerk, Essen	86
Deutsche Wellcome GmbH, Burgwedel	148	Siemens AG, Düsseldorf	263
Sanitätshaus Drescher, Düsseldorf	30	Sorge KG, Düsseldorf	270
Dresdner Bank AG, Düsseldorf	109	Wohnungsbaugesellschaft Schmitz GmbH & Co. KG, Düsseldorf	240
Hotel Düsseldorf Hilton, Düsseldorf	232	Stadt-Sparkasse, Düsseldorf	207
Gatzweilers-Alt-Brauerei, Düsseldorf	292	Stadtwerke Düsseldorf AG, Düsseldorf	22
Gödecke Aktiengesellschaft, Freiburg	133	Stern-Verlag Janssen & Co., Düsseldorf	29
Guilini-Pharma GmbH, Hannover	160	Thyssen AG, Düsseldorf	199
Dr. Carl Hahn GmbH, Düsseldorf	103	Triltsch Druck und Verlag, Düsseldorf	290, 294
Henkel & Cie. GmbH, Düsseldorf	92	VDI Verlag, Düsseldorf	110
Horten Aktiengesellschaft, Düsseldorf	184	Verein Düsseldorfer Altbierbrauer, Düsseldorf	208
Industriekreditbank AG, Deutsche Industriebank, Düsseldorf	104	Victoria-Lebensversicherungs- Gesellschaften, Düsseldorf	118
Internationales Woll-Sekretariat, Düsseldorf	134	Johann A. Wülfing, Neuss	36
Kreissparkasse, Düsseldorf	269		
LBS Landesbausparkasse, Düsseldorf	264		

TIFFEN® Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007

- A 1
- R 2
- G 3
- B 4
- 5
- 6
- M 8
- 9
- G 9
- 10
- K 11
- 12
- 13
- 14
- C 14
- 15
- Y 15
- 17
- M 17
- 18
- 19





